An

Meine Lieben in der Heimat

A. Dean and Jean M. Larsen
Yellowstone Park Collection

E 168 .B49 1894

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

3 1197 23330 3194

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/meineliebeninder00berg

An

Meine Lieben in der Heimat.

Reisebriefe aus Nord-Amerika

vom 25. Juli bis 28. November 1893.

Von

Gustav Freiherrn von Berg.

WIEN.
K. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick.
1894.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

UPB

INHALT.

		Seite
1.	Reisepläne und Vorbereitungen	1
2.	Auf hoher See	7
3.	In New-York	15
4.	In Newport und Boston	21
5.	Fahrt auf dem Hudson und nach Saratoga	28
6.	In Canada	32
7.	Von den Niagara-Fällen nach Chicago	48
8.	Von Chicago zum Yellowstone-Park	55
9.	Von Livingstone nach San Francisco	71
10.	San Francisco und Umgebung	77
11.	Vom Yosemite-Thal nach Los Angeles	88
12.	Von Los Angeles bis New-Mexico	111
13.	Von Denver bis Chicago	123
14.	Chicago	135
15.	Von Chicago nach Milwaukee und New-Orleans	148
16.	Von New-Orleans nach Washington	165
17.	Von Washington nach New-York	173
18.	Abschied von Amerika	188
19.	Wie denken Sie über Amerika?	193

Geld, Maasse und Gewichte.

Geld

ein Dollar = $ hat einen Werth von 4·2 Mark, 5·18 Francs oder 2·5 fl. Oe. W. Der Dollar wird in 100 Cents eingetheilt, es gibt $^1/_2$, $^1/_4$ $ in Silber, 10, 5 und 3 Cents in Nickel. In Amerika besteht die Doppelwährung, sämmtlicher Handel wird nur in Gold geführt. Es gibt Goldstücke zu 5, 10 und 20 $. Im Westen gibt es beinahe nur Gold, im Osten nur Papiergeld. Das letztere besteht in den sogenannten „Greenbacks" in Gold- und Silber-Certificaten der Union oder in Papiergeld der verschiedenen Nationalbanken. Es gibt Papiergeld zu 1, 2, 5, 10, 50, 100 und 1000 $.

Maasse

1 Zoll = 2·54 Centimeter. 12 Zoll = 1 Fuss = 30·5 Centimeter = 11 Zoll 2 Linien österreichisch-ungarisches Maass.

3 Fuss = 1 Yard = 0·914 Meter.

1 Meile = 5280 Fuss = 1·61 Kilometer. 4·71 amerikanische Meilen = 1 österreichisch-ungarische Meile.

1 Acre = 0·4 Hektar = 0·692 österreichisch-ungarische Katastraljoch.

640 Acres = 1 Quadratmeile = 2·4 Quadratkilometer = 443 österreichisch-ungarische Joch.

1 Homestead hat 160 oder 80 Acres = 110 oder 55 Joch = 64 oder 32 Hektaren.

1 deutsche Quadratmeile hat 21 amerikanische oder englische Quadratmeilen.

1 pint		(Weinmaass)	0·47	Liter	—	(Biermaass)	0·58	Liter
2 pints	= 1 quart	„	0·95	„		„	1·16	„
4 quarts	= 1 gallon	„	3·80	„		„	4·62	„
$31^1/_2$ gallons	= 1 barrel	„	119	„		„	166	„

Gewichte

1 pound	= lb. = 0·45 Kilogramm
100 pounds	= 1 Centner = cwt. = 90 Kilogramm
2000 pounds	= 1 ton = 0·90 englische Tonnen

1 bushel = 35·24 Liter

1 bushel	Weizen	= circa	30	Kilogramm
1 „	Mais	= „	30	„
1 „	Gerste	= „	25	„
1 „	Hafer	= „	17	„

1. Reisepläne und Vorbereitungen.

Mit Staunen und Bewunderung bekommen wir über das Meer oft Nachricht von dem riesenhaften Unternehmungsgeiste, der Fähigkeit und Ausdauer der Amerikaner, welche die schwierigsten Probleme der Technik spielend überwinden, die endlosen Prairien, noch kürzlich das alleinige Reich der Sioux und Büffel, culturfähig machten, Handel und Industrie in ihnen gründeten.

Wir armen ungarischen Landwirthe bewundern aber nicht allein die Amerikaner, wir fürchten sie auch und werden gar zu oft nicht in der angenehmsten Weise an sie erinnert. Wollen wir unsere magere Weizen- und Maisernte verkaufen, so drücken die grossen Vorräthe in Chicago unsere Preise. Wenn die Zucker-Trustcompagnie in Chicago acht Tage keinen Zucker kauft, möchten unsere Zuckerfabriken die Rübe halb geschenkt bekommen; amerikanisches Fleisch, amerikanische Butter und Fett werden bald auch auf unseren Märkten erscheinen. Unsere besten Arbeiter wandern lieber in das Land der Freiheit und eines grösseren Verdienstes als auf unsere Puszten. Wird uns irgend eine recht praktische, sinnreich erfundene landwirthschaftliche Maschine offerirt, so ist sie gewiss aus Amerika.

Gross ist der Reichthum unserer alten Magnatengeschlechter, was ist derselbe aber gegen die ungezählten Millionen der Amerikaner! Wohlthätig ist auch der Ungar, unerschöpflich die Freigebigkeit der Amerikaner bei Gründung grosser humanitärer Anstalten zum Wohle ihrer Mitbürger, uns fehlt dazu das Geld und — oft das Herz. Auf unseren Trabrennen bleiben die Amerikaner Sieger, auf unseren Festen die liebliche Schönheit amerikanischer Frauen. Die Wiege unserer lieben Mazie steht in Philadelphia, so finden wir auch die allerbesten Schwiegertöchter in Amerika! Und dieses Wunderland sollte ich nicht gesehen haben? „Unmöglich!"

Dazu die Ausstellung in Chicago, der Sammelplatz alles Riesenhaften, Grossartigsten, Schönsten, Bewunderungswerthesten, was Amerika besitzt und zu schaffen vermag! Im Sommer 1892 war es beschlossene Sache: „Nächstes Jahr reise ich nach Amerika."

Mit 65 Jahren allein zu reisen ist niemals angenehm, besonders wenn man eine achtzehnjährige Tochter besitzt, die ein ausgesprochenes Talent und besondere Vorliebe für grosse Reisen zeigt. Wäre ihr Wunsch allein maassgebend gewesen, wir sässen heute in Alaska, Japan oder Ostindien. Alte Erinnerungen werden in mir wach, mit achtzehn Jahren reiste ich am Pfingstfeste zum erstenmale auf einer Eisenbahn von Harzburg nach Braunschweig. Heute hat jedes vierjährige Kind schon einige Tausend Kilometer zurückgelegt. Enfin, man muss dem neuen Zeitgeiste Rechnung tragen: „Mimi begleitet mich." — Aber allein? Das wird schon schwieriger! Miss Pattison aus London, schon längere Zeit in unserem Hause, erbot sich mitzufahren, das Reisekleeblatt war fix und fertig.

Ein Schrei des Erstaunens lief durch den grossen Kreis unserer Familie, aller guten Freunde und zahlreichen Bekannten. Von wenigen bewundert, von niemandem beneidet, hielten die meisten, so vermuthe ich wenigstens, unsere Reisepläne für eine Narrheit, dachten aber: „Luftschlösser bauen schadet endlich nicht, bis nächstes Jahr läuft noch viel Wasser durch die blaue Donau." Um ihr holdes Nichtchen schwer besorgte Tanten sahen dieselbe schon von wilden Arrapahoes scalpirt, von Waggonräubern ihrer Schätze beraubt oder unter den Schienen fehlerhafter amerikanischer Bahnen zermalmt.

Jeder Zeitungsartikel mit den haarsträubendsten Berichten über das Chaos in der „Weissen Stadt", über die grossen Gefahren eines Rutschers durch Amerika und sonstige Albernheiten wurden uns ausnahmslos und sorgfältigst aus allen deutschen Gauen zugeschickt; eingeschüchtert waren wir also genug, aber „bange machen gilt nicht".

Nach Amerika reisen ohne Englisch sprechen zu können, ist nicht rathsam. Geduldig sass ich auf der Schulbank und, durch Fleiss und mit Auffrischung dunkler Erinnerungen aus meiner frühesten Jugend drangen durch den alten Schädel gerade englische Worte genug, um mich nicht in Amerika verkaufen lassen zu müssen.

Ohne gründliche Vorbereitung keine grosse Reise. Alle alten Schulbücher unserer Bibliothek wurden von Staub gesäubert, u$_{m}$

uns über Amerika zu unterrichten. Freilich seit sie gedruckt, hatte sich so manches auf Erden verändert, aber die Höhe der Rocky mountains war jedenfalls nur unmerklich vermindert, der Lauf des Missisippi und des Hudson nicht schneller geworden. Ausserdem wurden auch alle neuen Bücher über Amerika,*) die mein Buchhändler oder Freunde uns zuschickten, vor und nach der Reise gründlich studirt, Mimi und Miss Pattison lasen Cooper's Werke, Onkel Tom's Hütte, Remona's Indianische Geschichten mit anerkennungswerthem Eifer, so waren wir vollgepfropft mit allerlei Wissenschaften und kannten Amerika in der Theorie wie unsere Taschen.

Je näher die Reise heranrückte, desto mehr mussten wir auch an unsere Reiseeffecten denken. Da war Anzahl, Grösse, Form, Qualität und Gewicht der Koffer zu entscheiden, ob aus Holz, Leder, Korbgeflechte oder Papier? Da das Reisekleeblatt sich nicht einigen konnte, wurde die Entscheidung der Firma Schittenhelm in Wien überlassen. — In kürzester Zeit hatten wir Schiff-, Bahn-, Fracht- und andere Koffer um die Hälfte zu viel! Im Laufe der

---

*) Heinr. Semler, „Nordamerikanische Concurrenz" 1881.
P. F. Kupka, „Die Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten" 1883.
Dr. Meyer, „Die Ursachen der amerikanischen Concurrenz" 1883.
Adolf Ott und Hanns Bahner, „Nordamerika" 1887.
Heinr. Lemcke, „Canada das Land und seine Leute" 1887.
E. v. Hesse-Wartegg, „Nordamerika" 1888.
Hugo Kürschner, „Der Amerikaner" 1891.
Wilckens Dr. M., „Nordamerikanische Landwirthschaft" 1890.
H. v. Hesse-Wartegg, „Tausend und ein Tag" 1891.
Paul de Rousier's, „La vie americaine" 1892.
Emil Deckert, „Die neue Welt" 1892.
Karl Oberländer, „Ein Ausflug nach Amerika" 1893.
Friedrich Dernburg, „Aus der Weissen Stadt" 1893.
Claudio Jannet und Dr. Walter Kämpfe, „Die Vereinigten Staaten Nordamerikas" 1893.
Baedecker's „Nordamerika" 1893.
G. Dierk's „Culturbilder aus den Vereinigten Staaten" 1893.
Georg Schweitzer, „Auf Urlaub in Amerika" 1894.
Dr. F. Wohltmann, „Landwirthschaftliche Reisestudien" 1894.
Dr. H. Paasche, „Cultur- und Reiseskizzen aus Nord- und Mittelamerika" 1894.
Siever's „Amerika" 1894.
Miklós Ödön, „Budapesttöl Chicagóig és tovább" 1894.
Dr. Anton v. Palitschek, „Ergebnisse der Weltausstellung Chicago" 1894.
Emmy Becher, „Bruder Jonathan und sein Land" 1889.
Fr. v. Hellwald, „Amerika".
J. W. Buel, „America's Wonderlands".

grossen Reise konnte die Sonne scheinen, aber auch Regen und Kälte kommen, so wurde für alles gesorgt, schwere und leichte Mäntel, Ueberzieher, Plaids, Regenschirme, starke und leichte, helle und dunkle Anzüge, sowie Wäsche in abondance bestellt und angefertigt. Um endlich meiner silbernen Uhr, ein Treffer vom Wiener Schützenfeste, nicht in Chicago beraubt zu werden, tauschte ich die starke auffällige goldene Kette gegen eine andere, so dünn wie ein Seidenfaden, aber fest wie ein Stahlband, als Bollwerk gegen alle amerikanischen Uhrenräuber ein. Unsere Reiseausstattung war fertig, in einem Salon des Schlosses zur Besichtigung wissbegieriger Damen ausgestellt. Wir waren nicht wenig stolz auf unsere Umsicht, da kam ein wohlgemeinter Brief aus Chicago: „Nur keine guten Kleider und Wäsche mitnehmen, das Schlechteste ist noch zu gut für dieses Schmutznest, die Chinesen merkten meine Hemden mit grossen Hieroglyphen auf dem Brusttheile." Helle Verzweiflung! Wir hatten gar keine alten Röcke und zerrissene Wäsche, es gibt doch Arme im Orte. Mit besorgten Blicken packten wir unsere Koffer, ahnungslos, dass nirgends besser als in Amerika gewaschen wird.

„Stiefelputzen in Amerika unbekannt." So schrieben die Reisebücher. Ich hatte in Folge dessen eine sehr eingehende Conferenz mit meinem englischen Schuster in Wien, das Resultat war ein allerliebstes, wenn auch etwas grosses und schweres Kofferchen aus Sohlenleder mit allen möglichen Instrumenten, Bürsten, Wichse und diversen Lacks zur Reinigung unserer Fussbekleidung, ein wahres Meisterwerk des Wiener Kleingewerbes. Was hat mich dasselbe auf der Reise incommodirt! Geöffnet wurde es niemals und doch hatte ich immer blanke Stiefel in Amerika. Ich besinne mich, meine Schuhe einmal auf der Strasse in Los Angeles den kundigen Händen zweier lachenden Negerbuben anvertraut zu haben, am Grand Colorado Cañon in Arizona waren meine Stiefel noch spiegelblank. An Spucken auf mein Schuhwerk liessen es die kauenden Schwarzen allerdings nicht fehlen, das gehört zum Handwerk.

„Die Apotheken in Amerika sind selbstverständlich reine Giftbuden," eine schwere grosse Sorge für unseren guten Doctor! Mit grösster Fachkenntniss und nach gründlichen Studien verfasste er endlich ein Verzeichniss der besten und der theuersten Heilmittel für sämmtliche Krankheiten, welche wir möglicherweise auf unserer grossen Reise bekommen könnten. Die Salvator-Apotheke in Wien lieferte dieselben selbstverständlich in grösseren Flaschen

und Büchsen, es können ja auch Rückfälle kommen, und Schittenhelm construirte den erforderlichen Kasten dazu, der in keinem unserer Koffer recht Platz finden wollte. Eine besorgte Schwägerin fügte eine herrlich mit Monogramm gestickte blaue Leibbinde hinzu, noch ein Dutzend Schachteln Speisepulver und ein Riesenrevolver meines Sohnes, die Ausstattung war in Ordnung. Wir konnten mit grosser Seelenruhe auch Memphis am Missisippi berühren, wo alle Menschen am gelben Fieber sterben. Ihr guten Seelen in der theueren Heimat, an die amerikanischen Gepäckträger hatte niemand gedacht! Als ich im Anfange unserer Reise eines Tages, es war im Mammoth Hôtel im Yellowstone-Parke, meine Koffer öffne, finde ich in einem derselben einen einzigen dicken, braunen, penetrant riechenden Brei, das war die Leiche der unglücklichen Apotheke! Ein Glück, dass mich unser Hôtelier nicht sofort an die Luft setzte, in seiner Stelle hätte ich es sicher gethan. Die reich versorgten Apotheken Amerikas wurden später unsere Favorites, nirgends bekamen meine Ladies bessere Limonaden, denn Arzneien benöthigten wir nicht, kein Finger hat uns auf der Reise wehgethan.

Graf Béla Czíraky, Sectionschef im Ministerium des Aeussern, war liebenswürdig genug, mir eine warme Empfehlung an alle Gesandtschaften und Consulate der Union mitzugeben, die Länderbank eröffnete mir einen unumschränkten Credit bei W. Seligmann & Comp. in New-York, die grosse Vorbereitung zur Reise nach Amerika war fix und fertig.

Während aller dieser Sorgen häuften sich die Zeitungsartikel mit Schauergeschichten aus Chicago und dem Wilden Westen, schliesslich bekam ich doch selbst Angst. Nach einigen schlaflosen Nächten bat ich brieflich Mr. Dieterich in New-York, mir ehrlich zu sagen, ob durch Amerika auch junge Damen reisen könnten? „Unsinn!" war die Antwort. „Nirgends sind die Damen mehr geschätzt als in Amerika, denn hier sind jene die Herren." — Diese Freude meiner Ladies! N a c h meiner Reise kann ich nur jedem den guten Rath geben, in Amerika n i e o h n e Damen zu reisen, sie sind der beste Schutz, sie räumen j e d e Schwierigkeit hinweg.

Endlich kam der Tag der Abreise. Dieses Abschiednehmen, das Händeschütteln, die guten Wünsche auf den Weg, es war doch nicht so leicht, den heimatlichen Boden, Kinder, Enkel, Verwandte und Freunde zu verlassen, um übers Meer nach Amerika zu reisen! Meine ältere Tochter Martha, das gute Kind, war

untröstlich, ich sah es ihren Thränen an, sie fürchtete uns niemals wiederzusehen. Und dann sassen wir im Waggon, noch einige Händedrücke, eine Masse „Good-bye", ein Winken mit den Taschentüchern und wir waren auf der Reise nach Amerika! In der ersten Station verliess ich den Zug, in Zinkendorf wohnt Graf Béla Széchényi, er war vier Monate mit seinen zwei Töchtern in Amerika gewesen und gestern heimgekehrt. Erhielt ich dort keine günstigen Mittheilungen über das Ziel unserer Reise, so war ich fest entschlossen, wieder umzudrehen. Die Reisenden waren entzückt von Amerika gewesen, Gräfin Alice meinte sogar, was ich ihr erst später nachfühlen konnte: „Sofort mache ich die ganze Reise ein zweitesmal." Mit leichtem Herzen bestieg ich wieder die Bahn, jetzt wurde es, am 25. Juli 1893, wirklich Ernst mit unserer Reise.

Mit Ungeduld erwarteten unsere Lieben in der theueren Heimat recht viel gute Nachrichten von uns. Allen und noch dazu öfters zu schreiben war eine schwere Aufgabe, so liess mein Sohn unsere Briefe drucken und sandte sie schleunigst an Alle, die ein warmes Interesse für uns hatten. Diese Briefe konnten erklärlicherweise nur flüchtige Schilderungen des massenhaft Gesehenen und Erlebten enthalten. Als wir aber Ende November so sehr befriedigt und entzückt aus Amerika heimkehrten, wurde ich von meiner Familie und von manchen Freunden ersucht, jene Briefe nochmals zu revidiren und zu ergänzen. So ist nachfolgender Reisebericht entstanden. Ich zweifle, ob derselbe viel Neues enthält, es ist in letzter Zeit so viel über Amerika geschrieben worden.

Mein Tagebuch soll nur die auf dieser herrlichen Reise gewonnenen Eindrücke, in erster Linie meinen Lieben in der Heimat überbringen. Findet dasselbe noch andere Leser, so wird es mich nur freuen, wenn es dazu beiträgt, das Wunderland Amerika, wie es verdient, in heller Beleuchtung erscheinen zu lassen. Freundliche Leserinnen bitte ich aber im Voraus um Entschuldigung, wenn meine Briefe mehr von Ochsen, Pferden und Weizen als von schönen Toiletten der reizenden Amerikanerinnen erzählen, ich bin ein einfacher Landwirth, die amerikanischen Farmer sind unsere gefährlichsten Feinde, so nahm ihre Landwirthschaft meine grösste Aufmerksamkeit in Anspruch; ich bitte daher um Nachsicht.

2. Auf hoher See.

An Bord der „Spree", den 2. August 1893.

Meine Lieben in der Heimat!

Ein Extrazug führte uns gestern Früh 8 Uhr in $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Bremerhafen. Auf dem Bahnhofe wurde uns ein Verzeichniss sämmtlicher Mitreisenden eingehändigt, vergeblich suchten wir unter ihnen bekannte oder wenigstens bekannte Namen berühmter Personen oder hoher Geschlechter — nicht einmal ein einziger Lieutenant! Mimi und die Miss machten lange Gesichter, die Aussicht auf der „Spree" zu tanzen oder Tennis zu spielen war nur noch sehr gering. Drei Beamte unseres ungarischen Handelsministeriums reisen mit uns, zwei derselben lernten wir bereits kennen, nette Herren, die ähnliche Reisepläne wie wir verfolgen.

In Bremerhafen bestiegen wir einen kleinen Dampfer, der uns in einer Stunde an Bord der „Spree" brachte, die uns auf offener See erwartete und mit einem fröhlichen Marsch der Schiffsmusik empfing. Das war ein Drängen, Stossen und Gerenne, bis jeder seine Cabine gefunden und sich und sein Gepäck in Sicherheit gebracht! Platz fanden Alle, die Schiffe sind schlecht besucht, man sagt: Die Amerikaner sind in diesem Jahre ausgeblieben, sie wollen die Ausstellung nicht im Stich lassen und aus Europa fahren nur sehr wenige nach Chicago. Auch die Hôtels in Bremen, Hamburg und Berlin klagen ungemein über den schlechten Verkehr und geben der Cholera die Schuld.

Nichts Angenehmeres, Bequemeres und Eleganteres als die „Spree"; besser als unser schönstes Hôtel und wie man es sich nur wünschen kann; wir kommen aus dem Erstaunen nicht heraus! Unsere Cabinen liegen in der Mitte des Hauptdeckes, sie sind reichlich so gross wie unsere Dienerzimmer im ersten Stock und mit allem Comfort ausgestattet; Mimi und Miss wohnen zusammen, ich bin allein, weil das Schiff wenig besetzt ist. Rechts von mir ein elegantes Seebad, das ich täglich besuchen werde, links eine sehr feine Barbirerstube, sich selbst zu rasiren ist gefährlich, vis-à-vis meine Damen, zwischen uns eine Treppe, die uns auf das Promenadedeck führt, und 25 Schritte von unseren Cabinen die mit einem raffinirten Geschmacke und Luxus ausgestatteten Speise- und Gesellschaftsräume, von meinem Freunde Preetorius in Mainz zu seinem Ruhme eingerichtet. Elektrische Beleuchtung

im ganzen Schiffe selbstverständlich, Bedienung ausgezeichnet, Verköstigung besser und reicher als in dem feinsten Schweizer Hôtel. Der Boden unserer Cabinen ist mit Teppichen belegt, ein kleiner rother Sammtdivan, einige Stühle, zwei übereinander befindliche Betten, Waschservice mit warmem und kaltem Wasser machen uns das Dasein ganz behaglich, wenn wir nicht beim Rollen des Dampfers in unseren Betten ein wenig zusammengeschüttelt werden. Eine dicke Fensterscheibe in Metallrahmen gibt uns reichlich Licht, bei Nacht leuchtet ein Glühlicht. Ist unser Fenster geschlossen oder vielmehr zugeschraubt, so trennt es uns von dem unendlichen Meere, unvorsichtig geöffnet, stürzt selbst bei ganz ruhiger See urplötzlich ein Strom von Meerwasser in unser trauliches Heim. Ich lege die Menus der drei Hauptmahlzeiten bei, unmöglich sich da durchzuessen trotz Seeluft; zwischen den Speisestunden kann man auch noch jederzeit Thee, Kaffee etc. bekommen, und ich habe Leute gesehen, die wirklich davon Gebrauch machen. Wein und Bier sehr gut, nicht theuer, 3 Mark eine Flasche Rheinwein, im Bremer Rathskeller ist er auch nicht billiger. Wie hat sich das alles geändert; früher musste man sich mit Zwieback, hart wie Stein, Hülsenfrüchten und salzigem Rauchfleisch begnügen und benöthigte 6 bis 8 Wochen nach New-York, heute fährt ein Lloyddampfer so schnell wie ein guter Personenzug, 30 Kilometer pro Stunde; man ist in fast einer Woche in Amerika und lebt während dieser Zeit herrlich und in Freuden. Und das geht alles mit einer solchen Ordnung und Pünktlichkeit, dass im Rauchzimmer täglich Wetten über die am nächsten Tage zurückgelegte Meilenzahl abgeschlossen werden.

Auch ist eine Reise über das Meer nicht einmal so theuer, ich zahlte mit sämmtlichen Nebenauslagen für Wein, Trinkgelder etc. 2450 Mark oder 1445 fl. für drei Personen; und die Rückreise ist um ein Drittel billiger.

Gleich nachdem die Anker gelichtet, setzten wir uns zum Lunch nieder und vergassen darüber, dass uns der Ocean von allem trennt, was uns lieb und theuer ist. Ohne so ein bisschen Heimweh geht es doch nicht ab, ganz allein wäre ich niemals nach Amerika gefahren!

Nachdem die Magen tüchtig gestärkt oder gefüllt (ich glaube, Mimi und Miss haben ausserdem noch Pillen gegen die Seekrankheit genommen), eilt Alles aufs Deck, das Meer ist nur von ganz kleinen Wellchen bewegt, die von der Sonne beschienen, einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährten, die Bewegungen des

Schiffes waren kaum zu bemerken. Alle lustwandelten mit aufgesperrten Mäulern, um nur ja recht viel Seeluft zu schnappen, jeder war bereits überzeugt, ihm könne die Seekrankheit nichts anhaben. Nach einigen Stunden fuhren wir bei Norderney vorüber, es ist das letzte Fleckchen deutscher Erde, das wir für lange, lange Zeit sehen sollen! Der Wind wird stärker, wir Landratten würden es einen Sturm nennen, die Matrosen sprechen nur von einer Brise, dicke Regentropfen fallen auf das geschützte Deck, die See geht immer höher, die Bewegungen des Schiffes werden immer stärker und mächtige Wellen überschütten den vorderen Theil der „Spree". Ein wunderbarer Anblick, aber die Schritte der Lustwandelnden werden immer schwankender, die Wangen immer bleicher, und viele, die widerstehen zu können glaubten und nicht schnell in ihre Cabinen eilten, hinterliessen uns untrügliche Beweise ihres Uebelbefindens. Andere blieben in Decken gehüllt auf ihren für 4 Mark gemietheten Stühlen in der frischen Luft liegen, und ich glaube, das ist noch das Beste. Mimi benahm sich sehr tapfer, ich soll es ja nicht verrathen, aber bis heute Früh kam sie nicht wieder zum Vorschein und bedurfte der ganzen Pflege ihrer Steward. Zum Diner erschienen nur 17 Personen, unter ihnen Miss P., ohne etwas zu geniessen und ich mit bestem Appetite.

Den 3. August.

Heute haben wir das herrlichste Wetter, unsere „Spree" geht viel ruhiger als die Waggons auf der Südbahn, Mimi und die Miss liegen auf dem Deck in ihren Stühlen und erfreuen sich des Anblickes der englischen Küste. Um 2 Uhr kamen wir nach Southampton, die letzte Möglichkeit, diese Zeilen noch, bevor wir nach Amerika kommen, in die Heimat zu senden. Hoffentlich erreichen sie Euch Alle in bestem Wohlsein glücklich und zufrieden! Wie oft sind meine Gedanken bei Euch!

Die Post geht ab, von New-York gebe ich telegraphische Nachricht, wohin poste restante der erste Brief zu senden ist, vermuthlich zum Niagara, Hôtel Clifton-House.

Den 6. August.

Es ist Sonntag, ein Choral der Schiffsmusik weckte uns aus dem Schlummer; übrigens bin ich immer schon um 6 Uhr auf und

der erste, der ein Seebad nimmt. Nun sind wir schon sechs Tage auf hoher See, seit gestern stürmt es so, dass es schon nicht mehr schön ist. Null bezeichnet bei den Seeleuten windlos, 12 den grössten Sturm, besonders in den chinesischen Wässern gefürchtet, unsere Windstärke betrug 6 bis 7, die Enden unserer 470 Fuss langen „Spree" hoben und senkten sich auf 20 bis 25 Meter. Die schäumenden Wellen vertrieben uns vom Decke und die Schwankungen wurden so stark, dass wir uns nur schwer und unsicher auf den Beinen erhalten konnten. Diese armen Seekranken! Wenige blieben verschont, Mimi befand sich nicht unter diesen. Herr von Bodner aus Pest, Miss P. und ich erscheinen regelmässig bei Tische, an dem 80 Procent der Reisenden fehlen. Ich schliesse die Tischordnung bei, wir sechs Ungarn sitzen in unmittelbarer Nähe des Capitäns Meissel, eines sehr liebenswürdigen unterhaltenden Mannes. Ausserdem haben wir noch Mr. Bonnynge aus London neben uns, der die Reise schon dreiundsiebzigmal gemacht hat und mir manche gute Winke für Amerika gab, dann einen Regierungsrath Haagen aus Stuttgart, der sich auf einen wüthenden Seemann ausspielt, fortwährend im Regenmantel und wasserdichter Mütze herumläuft und den Capitän auf die Commandobrücke begleitet, während er zu Hause im Gestütswesen wirkt; schliesslich ein liebenswürdiges Ehepaar aus Osnabrück, das fast immer seekrank ist. An Unterhaltung fehlt es überhaupt nicht, es gibt eine Menge interessante Menschen an Bord, das Dèck ist wie der Meeresstrand in einem Seebade, da wird den ganzen Tag gesessen, gelaufen, geplauscht, der eine liest, der andere isst oder schläft, ich glaube, niemand ist gelangweilt, die gewaltige See mit dem Steigen und Fallen der berggrossen Wogen zu bewundern, bietet eine unerschöpfliche Unterhaltung. Ich stehe, wenn das Wasser es erlaubt, mit Vorliebe neben dem Steuermanne oder ersten Officier, habe eine herrliche Rundsicht und lasse mich über das Seewesen belehren. Freilich gestern war es dort nicht auszuhalten, die Schwankungen waren so heftig, dass man schon Wasser in den vorderen Theil des Schiffes pumpen musste. Wir benöthigen für unsere Reise 240 Waggon Kohle, unsere Maschinen haben 12.500 Pferdekräfte und, da wir schon sechs Tage gereist, muss das verbrauchte Gewicht der Kohlen durch Wasser ersetzt werden, um das Gleichgewicht herzustellen. Die grösste Erschütterung findet statt, wenn die Schraube bei heftigen Schwankungen aus dem Wasser kommt und sich in freier Luft bewegt, das ganze Schiff zitterte und in der II. Classe wird kaum jemand geschlafen

haben. Manche der Schnelldampfer haben auch zwei Schrauben, das soll aber für die Reisenden noch weniger angenehm sein.

Am Freitag begegnete uns ein Dampfer, der lebendes Vieh an Bord hatte, von der Capitänsbrücke beobachtete ich ihn schon eine Stunde lang, bevor er mit uns kreuzte, durch eine einzige Flagge fragten wir ihn, ob er Eisbergen begegnet sei? Er antwortete wieder mit einer Flagge: „Keinen Eisbergen, aber starkem Nebel begegnet". Oft vergehen Tage, ohne ein Schiff zu sehen; wo bleiben denn die zahllosen Dampfer, welche über den Ocean segeln, von den Segelschiffen gar nicht zu reden? Es fahren elf verschiedene Dampferlinien auf dem Atlantischen Meere und machen 900 Fahrten im Jahre mit 60.000 Reisenden I. und II. Classe, nebst 380.000 Zwischendeckpassagieren, meist Auswanderer, mit der Mannschaft gerade eine halbe Million, von denen 90 Procent in New-York landen, und doch begegnet man so wenig Schiffen! Die Sache ist aber ganz einfach, jeder Dampfer hat seinen bestimmten eigenen Curs in dem unendlichen Meere, wie verschiedene Eisenbahnlinien mit dem gleichen Ziele auf dem Festlande, so begegnen sich jene nur, wenn Stürme oder andere Umstände sie aus ihrer Route vertrieben haben. Von der halben Million Menschen geht höchst selten ein Menschenleben verloren, man lebt nirgends sicherer als auf einem grossen Dampfer im Atlantischen Ocean. Wir befinden uns heute auf dem 50. Grad nördlicher Breite und dem 40. Längengrade und haben 8000 Meter Wassertiefe. Die bisher herrliche Luft kühlt sich bereits merklich ab, wir nähern uns nämlich den Polarströmungen, wo dieselben mit dem warmen Golfstrom zusammen kommen. Dort begegnet man meistens den so sehr gefürchteten Eisbergen und Nebeln, von denen die einen so gefährlich wie die anderen sind. Auch Walfische sieht man hier häufig, während wir bis jetzt von lebenden Wesen nur Delphine, Möven und Wildgänse bemerkten. Auf der letzten Reise begegnete die „Spree" einem Eisberge, der 80 Fuss aus dem Meere herausragte und länger als das Schiff war. Glücklicherweise absorbiren die Eisberge bei Tage sehr viel Licht, welches sie bei Nacht wieder ausstrahlen, so können die Schiffe ihnen leichter ausweichen und grossen Gefahren entgehen.

Vorgestern Abends waren wir auch in einem Concerte der II. Classe, unsere Kapelle ist wirklich sehr brav und hat ein Repertoir, um das sie unsere sämmtlichen Zigeuner beneiden könnten. Vielleicht steht uns noch ein anderer Genuss bevor, Miss Fuller, die berühmteste Tänzerin in Amerika, natürlich phänomenal,

reist mit uns, sie wollte eigentlich in Petersburg tanzen, überlegte es sich aber anders, zahlte 50.000 Rubel (!) Abstandsgeld und kam mit uns, um in New-York aufzutreten, so erzählte die gut unterrichtete Fama der „Spree". Mimi und Miss P. hatten ihre Bekanntschaft gemacht, sie zeigte ihnen Photographien ihrer sämmtlichen Glanzrollen und versprach eine ausserordentliche Vorstellung auf der „Spree". Wenn es nur keine Stürme und Seekrankheit auf dem Meere geben wollte, sie stören alle projectirten Unterhaltungen, wie Tanz, Tennis etc., worauf sich Mimi so gefreut. Sie ist übrigens sehr tapfer und der heilige Ulrich hat weder ihre gute Laune noch Reiselust vermindert. Die Damen scheinen von der tückischen Krankheit am meisten heimgesucht zu werden, Miss Fuller, zwei schöne Misses aus Baltimore, unsere Osnabrückerin, alle sind mehr todt als lebendig, weniger die Herren, Tekintetes Hollós aus Budapest ausgenommen, er ist ein Bild des Jammers und schwört, nie mehr aufs Meer zu gehen, wenn er nur erst zu Hause sei.

Den 7. August.

Die letzte Nacht war recht unruhig, am Abend hatten wir ein kleines Zauberfest zu Ehren der Schlacht bei Wörth, elektrische Beleuchtung des ganzen Deckes, Feuerwerk, Musik, Tanz und Gesang. Mimi und Miss P. unterhielten sich bis 11 Uhr ausgezeichnet.

Am 8. August kamen wir südlich von Neufundland, wo sich die nördlichen Strömungen zwischen diesem Lande und einer südlich gelegenen grossen Bank durchpressen müssen. Dies ist der gefährlichste Theil unserer Reise, das Meer hat nur eine Tiefe von circa 30 Meter, wir fuhren bei Nacht über die Bank, während ein dichter Nebel unsere „Spree" umgab, und jeden Augenblick konnten wir mit einem anderen Schiffe oder einem Eisberge zusammenstossen. Unaufhörlich ertönte das Nebelhorn, und wenn unser Capitän ein Echo desselben von einem Eisberge zu hören glaubte, wurde gestoppt. In solchen Lagen muss sich die Bemannung ganz allein auf das Gehör verlassen, denn man sieht keine Hand vor Augen, auch während ich diese Zeilen schreibe, entsteigt ein dichter Nebel den Meeresfluthen und das Nebelhorn ertönt, um fremde Schiffe zu warnen. Voriges Jahr hat unsere „Spree" ein grosses Segelschiff, das anzurennen drohte, in zwei Theile durchschnitten, die ganze Mannschaft wurde bis auf zwei Menschen aufgefischt, unser Capitän bekam eine grosse Belobung, denn er

hatte die „Spree" gerettet. Schade, gestern Nachmittags wurden viele Walfische und in der Nacht ein Nordlicht gesehen, ich versäumte leider beide. Gestern führte uns der Capitän auch in der „Spree" herum, man kann sich nichts Grossartigeres als einen solchen Schnelldampfer denken, 80 Dampfmaschinen für die verschiedenen Dienste, 600 Mann Bedienung, 120 Mann heizen nur allein die Kessel, diese Kücheneinrichtungen, Vorräthe etc. etc., es ist unglaublich, was alles in dem Schiffsrumpfe Platz hat. In dem Postamte muss ein Haufen Briefsäcke, so gross wie ein kleiner Eisberg, während der Reise gesichtet werden und zwei Stunden nach unserem Eintreffen in New-York sind sämmtliche Briefe in die verschiedenen Staaten expedirt. Auch haben wir 20 Millionen Gold an Bord, die nicht einmal versichert sind, so sicher erwartet man unsere Ankunft in New-York. Vor unserem Eintreffen geht die „Augusta" nach Europa, unsere Briefe werden durch ein Boot hinübergeführt, so treffen diese Zeilen vielleicht schon am 15. August in Southampton ein und sind am 18. August in Kapuvár. Möchten sie Euch Lieben Alle so gesund und munter erreichen, wie wir uns hier auf der schönen „Spree" befinden und übermorgen hoffentlich in New-York ans Land gesetzt werden.

Den 9. August.

Der letzte Tag an Bord! Wie die Zeit so schnell vergangen ist! Freilich an Unterhaltung fehlte es auch auf dem Atlantischen Ocean nicht. Das Meer war gestern Abends wie ein Spiegel, die Bewegungen des Schiffes kaum zu spüren. Das windfreie Deck wurde mit Flaggen, Decken etc. zu einem kleinen Theater hergerichtet, elektrische Beleuchtung, Miss Fuller führte ihre phänomenalen graciösen Serpentintänze zu Gunsten der Seemannscasse auf. Ihre Kunst besteht darin, die weiten phantastischen Gewänder mit den ausgestreckten Händen so schnell und vielfältig zu bewegen, dass dieselben in den verschiedensten Formen wie ein Wolkenmeer um die Tanzende auf und nieder wallen. Riesenapplaus und nachher bis Mitternacht getanzt! Wie klein doch die Welt ist, der Schiffs-Oberingenieur Baum, der mich gestern in dem Maschinenraume herumführte, hat mit Onkel Günther, den er bestens grüssen lässt, 1862 in Carlsruhe studirt, und Mimis Tänzer, Hauptmann Wundt, wohnt in Mainz in einem Hause mit Herrn Preetorius sen. zusammen. Ueberall findet man Berührungspunkte, selbst mitten auf dem Meere, 6000 Kilometer von der Heimat!

Heute ist auch der Lootse an Bord gekommen, wir sind etwas südlich von Halifax, da gibt es schon Bänke und Untiefen. Der Lootse bekommt für seine Bemühung 250 Dollars, muss aber das Schiff auch wieder aus dem Hafen begleiten. Es gibt einzelne Lootsen-Gesellschaften von sechs bis acht Personen in New-York, die sich mit ihren kleinen Segelbooten weit ins Meer hinein wagen, um die grossen Dampfer zuerst zu erreichen und die Lootsengebühr einzuheimsen. Wir hatten gehofft, das Lootsenboot würde uns die neuesten Zeitungen aus New-York mitbringen, sie waren vom 28. Juli!

Das erste Stückchen Erde, das wir erblickten, war Sandy Hook Bar mit einem Leuchtthurme. Wir fuhren durch den mit weissen und rothen Lichtern versehenen Gedney Channel, dann durch die Narrows, rechts die Forts Wadsworth und Tompkins, links Fort Hamilton und das grossartigste Hafenbild der Welt lag vor unseren überraschten und erstaunten Blicken. In der Mitte, vis-à-vis von uns, New-York, ein langgezogenes Häusermeer, umgeben von einem Kranze von Hafenplätzen, Piers, die stark an die Urwälder des Hinterlandes erinnern, alles ist von Holz, noch provisorisch, nicht wie die quadersteinbekleideten Donauufer in Budapest; riesige Aufschriften bezeichnen die zahllosen Dampferrouten, Eisenbahnlinien und andere Dinge. Rechts liegt Brooklyn, eine Vorstadt von New-York mit 800.000 Einwohnern, und das verbindende Glied zwischen beiden die Brooklynbrücke, die grösste Hängebrücke der Welt, 2000 Meter lang, ein Wunder menschlichen Scharfsinnes. Links auf Bedloes Island empfängt uns die Statue der Freiheit von August Bartholdi, die grösste Statue der Welt; Frankreich schenkte sie 1886 den Vereinigten Staaten. Und blicken wir rückwärts, ein liebliches Bild von Long Island, New-Jersey, mit ihren bewaldeten Höhen,, kleinen Städten, Dörfern, prachtvollen und freundlichen Villen liegt hinter uns, vor uns ein grosser Wasserspiegel mit Schiffen aller Länder, den grössten Passagierdampfern, Dreimastern, Frachtdampfern, Yachts, Briggs, Fähren mit ganzen Eisenbahnzügen oder Omnibus. Fähren für Personen und Fuhrwerk, gross wie ein Stadtzinshaus für 1000 Personen und 20 Lastwagen mit Motoren, deren Balanciers über Deck reichen und ihnen einen eigenthümlichen Ausdruck verleihen. Und dazu das Läuten der Schiffe, ihre Nebelhörner, ein Heidenlärm. Wir fliegen staunend bei allem vorüber, bis in den Hudson, der New-York von Hoboken mit 43.000 Einwohner trennt, dort landet unser Dampfer, wir sind in Amerika!

3. In New-York.

New-York, den 10. August.

Mit der Pünktlichkeit eines Schnellzuges landet unsere „Spree" Morgens 8 Uhr an dem Pier des Bremer Lloyds Hoboken am linken Hudsonufer.

Neun Tage zusammen auf dem Ocean bringen so manche angenehme Bekanntschaft; da gab es beim Verlassen der uns so lieb gewordenen „Spree" ein Abschiednehmen, Händeschütteln, Glückauf, „Good-bye" in Menge, dann hastig über den schmalen Steg vom Dampfer in die Halle — die ganze Schiffsgesellschaft war in dem New-Yorker Strudel verschwunden, wie ein Sandkorn in der Wüste! Viele wurden von Freunden und Verwandten mit wehenden Tüchern und Blumensträussen in Empfang genommen, ich hoffte Jancsi's Schwester, Frau Tuller, dort zu sehen, aber vergebens suchte ich sie in dem Menschenmeere.

Natürlich dauerte es eine Weile, bis unsere Koffer ausgeladen waren, endlich hatten wir unsere sieben Sachen in einer Ecke der Halle, es kam der gefürchtete Zollrevisor und war viel liebenswürdiger als in Bodenbach — nicht einmal meine vollen Zigarrenkistchen wurden beanständet. Die Expresscompagnie übernahm unser Gepäck, für 2 Dollars finden wir es auf dem Schiffe nach Newport wieder; wir liessen uns für 10 Cent (25 kr.) von Hoboken auf einer der grossen Fähren übersetzen und waren um 10 Uhr in New-York. Ich habe Berlin, Paris, London gesehen, aber an die Möglichkeit eines solchen Verkehres hatte ich nicht gedacht, und doch geht alles ganz glatt ab. In zwei Stunden waren auch wir au fait und sassen bald auf der Hochbahn oder in der elektrischen, in der Tramway und im Einspänner, so dass wir uns bis 6 Uhr Abends in New-York ganz zu Hause fühlten. Zuerst besuchten wir den Banquier Seligmann, um 1000 Dollars zu erheben; er jammerte über die Börse; Gold und Papier sei nur mit 4 Procent Agio zu bekommen und eine Bank falle nach der anderen. Er führte uns, bis die 1000 Dollars beschafft waren, auf die Börse, wo es toll genug herging, für Mimi und Miss P. ein ganz neuer Anblick. Dann erkundigten wir uns im Hôtel Walldorf nach Mr. Dietrich, leider hatte er nichts von sich hören lassen. Ist das ein Hôtel! Wunderbar, ein Riese gegen die grössten Hôtels in Wien, hochelegant, aber auch unmenschlich theuer! sagt man. Kommen wir nach New-York zurück, so werden wir wohl im Windsor-Hôtel bleiben, es wurde uns von so vielen Reisenden

bestens empfohlen. Von hier gingen wir in ein grosses Ticket-Office welches Eisenbahnkarten für ganz Amerika besorgt. Man will uns ein billiges Ticket für unsere ganze Reise zusammenstellen, und je nachdem der Preis, werden wir uns entscheiden; da unser Reiseplan schon definitiv feststeht, können wir es auch mit dem weit billigeren und ganz bequemen Rundreisebillet riskiren. Nach des Tages Mühen das Vergnügen, erstes Frühstück in einem amerikanischen Restaurant, sehr gut und nicht übermässig theuer, was wir in Wien für einen Gulden bekommen, kostet hier einen Dollar, das ist eine einfache Rechnung. Die Luft in dem Locale war trotz Hitze wunderbar; durch eine zierliche Transmissionswelle wurden in Abständen von circa 4 Meter Ventilatoren mit zwei schmalen Flügeln von 1 Meter Länge an der Decke in Bewegung gesetzt, die sämmtliche Gäste mit einem kühlenden Luftstrom versieht. Ueberhaupt alles ist hier praktisch eingerichtet. Wenn man mit der Seil- oder elektrischen Bahn fährt, kommt einem die Wiener Tramway wie eine ekelhafte, schmutzige alte Postkutsche aus dem vorigen Jahrhundert und die Wiener Stadtväter nicht sehr weise vor.

Nachmittags machten wir noch eine kurze Fahrt durch den weltberühmten Nationalpark in der Mitte der Stadt, ich muss gestehen, dass er uns weniger entzückte, als ich nach der Beschreibung vermuthet hatte. Der Park ist erst 1853 auf einem felsigen sumpfigen Terrain entstanden, es fehlen daher die alten Bäume und durch die grosse Hitze war der Rasen trotz aller Bewässerung gelb, die Blätter der Bäume abgebrannt, im Frühjahre mag es ja schöner sein. Eigenthümlich nehmen sich die 8- bis 13stöckigen Häuser aus, sie berühren das Auge aber nicht unangenehm; mehr fällt uns die viele rothe Farbe an den Häusern auf, offenbar die Lieblingsfarbe der Amerikaner, wie wir uns später überall überzeugen konnten. Die meisten Häuser sind aus dunkelrothen Ziegeln und rothem Sandstein, dem Freestone, gebaut, der aber bei dem wechselnden Klima leicht verwittert. In längeren geraden Strassen ist ein Haus wie das andere: eine Freitreppe bis ins Parterre, eine Hausthüre, daneben zwei oder drei Fenster und zwei oder drei Stock hoch, lauter Familienhäuser.

Um 6 Uhr dampften wir nach Newport ab. Bevor wir aber unsere grosse Reise durch die Vereinigten Staaten antreten, wird es angezeigt sein, uns die allgemeine Geographie des amerikanischen Wunderlandes, wie es die Amerikaner mit Vorliebe nennen, etwas ins Gedächtniss zurückzurufen, es erleichtert das Reisen und erhöht die Freude an demselben. Manche meiner wissens-

reichen Leserinnen werden das vielleicht für überflüssig halten, aber ich weiss aus eigener Erfahrung, wie schwer man sich beim Lesen einer Reisebeschreibung entschliesst, Atlas und Geographie zur Hand zu nehmen und dadurch oft das Interesse an dem Erzählten verliert.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika liegen auf der westlichen Halbkugel unserer Erde zwischen dem 25. und 49. Breitegrade und dem 67. und 124. Längengrade. Sehen wir von Alaska ab, so liegen die nördlichsten Staaten Montana und Washington ebenso nördlich wie Paris oder Wien, die Südstaaten Texas und Florida bedeutend südlicher als die Nordküste von Afrika, New-Orleans so südlich wie Kairo.

Die Union hat eine Ausdehnung von 3·6 Millionen englischen Quadratmeilen (170.000 deutsche Quadratmeilen). Hiervon muss aber Alaska, die nordwestliche Ecke des amerikanischen Festlandes, welche 1867 für 7 Millionen Dollars den Russen abgekauft wurde und gegenwärtig noch ohne Bedeutung ist, mit 580.000 englischen Quadratmeilen in Abzug gebracht werden, so dass die Vereinigten Staaten circa 3 Millionen englische Quadratmeilen (140.000 deutsche Quadratmeilen) gross sind, während ganz Europa 200.000 deutsche Quadratmeilen hat. Die grösste Entfernung von Osten nach Westen, z. B. von Boston bis San Francisco beträgt 2800 englische Meilen (4500 Kilometer), die man in sechs Tagen und sechs Nächten zurücklegen kann. Die mittlere Breite z. B. von St. Paul bis New-Orleans beträgt 1100 englische Meilen (1771 Kilometer), in zweieinhalb Tagen zu erreichen.

Die Vereinigten Staaten werden östlich von dem Atlantischen, westlich von dem Stillen Ocean begrenzt, nördlich liegt Canada mit seinen Seen, die einen Küstenumfang von 3000 englischen Meilen (4830 Kilometer) haben, im Süden der Golf von Mexico und die Republik Mexico.

Nordamerika ist vom Dualismus beherrscht. Die Bodenbildung, das Klima, die Bewässerungsverhältnisse, selbst die pflanzlichen und thierischen Verhältnisse sind im Osten andere als im Westen, man unterscheidet daher auch eine atlantische und eine pacifische oder die appalachische und cordillerische Hälfte. Die Bildung der ersteren mit dem Alleghany oder Appalachischen Gebirge gehört der paläozoischen Zeit an, da der grösste Theil von silurischen, devonischen und carbonischen Gesteinen eingenommen wird. Ursprünglich mag das Alleghany-Gebirge, das sich von Norden bis zum Süden zieht, wohl bedeutende Höhen besessen haben, aber Regen-

güsse, Wechsel von Hitze und Frost, Winde haben die Berge bis auf höchstens 2000 Meter erniedrigt, Thäler geschaffen, Gesteine verwittert und die der Tertiärzeit folgende Vergletscherung im Norden trug dazu bei, dem Boden seine heutige Gestalt zu geben. In der cordillerischen Hälfte richteten sich in der Tertiärzeit ungeheuere Hochgebirgsketten bis zu 7000 Meter Höhe auf, oder andere Theile senkten sich in ein tieferes Niveau, und aus den entstandenen Spalten drangen vulcanische Massen an die Oberfläche empor. So entstanden das Felsengebirge mit seinen Riesen-Cañons, das Cascadengebirge und die Sierra Nevada im Westen des Landes, welche von Canada bis Mexico reichen. Die ideale Grenze zwischen beiden Hälften zieht Prof. Dr. Sievers von der Ostküste von Mexico, dem Missouri und Red River entlang bis zum Winnipegsee und endlich bis zum Eismeere.

So verschieden wie die geologischen Verhältnisse beider Hälften, so abweichend sind auch ihre klimatischen: Temperatur und Niederschlag; die appalachische Hälfte gehört in dieser Beziehung zu den am reichsten, die cordillerische, mit Ausnahme eines schmalen Streifens an der Westküste, zu den am ärmsten ausgestatteten Erdräumen. Das Klima eines Landes nach Mittelwerthen zu charakterisiren ist immer schwer, aber in Amerika, wo so häufige Schwankungen zwischen den Extremen stattfinden, unmöglich. Es gehört nach Sievers zu den heissesten und kältesten, zu den windstillsten und stürmischesten, zu den trockensten und feuchtesten Erdräumen. Und will man es mit den übrigen Ländern vergleichen, so entsprechen Michigan, Nebraska, Süd-Dakota dem italienischen Klima, Mexico ist ein Seitenstück von Arabien, die Union von China und Canada von Sibirien.

Die jährlichen Regenmengen sind:

An der Missisippimündung	1270	Millimeter
in St. Louis	1016	„
an der Atlantischen Küste	849	„
nördlich vom Missouri . .	635	„
im nördlichen Californien .	1016	„
im südlichen Californien .	228	„
Utah	127	„
Süddeutschland	635	„
Norddeutschland	508	„
Kapuvár, Ungarn	500	„

Das grosse amerikanische Stromgebiet hat im Nordosten den Lawrence-Strom, der seinen Zufluss aus den canadischen Seen

nimmt und in den St. Lawrence-Golf führt; im Osten den Connecticut, Hudson, Delaware und Potomac, von denen der Hudson bei Albany, der Hauptstadt des Staates New-York durch den Eriecanal mit den canadischen Seen verbunden ist; im Centrum der Vereinigten Staaten den Vater der Ströme, den Missisippi mit dem Missouri (dem eigentlichen Hauptstrome), die auf eine Länge von 3200 englische Meilen (630 deutsche Meilen) von der nördlichen Grenze bis in den Golf von Mexico bei New-Orleans fliessen und in ihrem Laufe östlich den Ohio und westlich den White, Platte, Arkansas und Red River aufnehmen; im Westen den Colorado River und Rio Grande und im Nordwesten den Columbia-Fluss.

Die Union besteht aus 44 Staaten und vier Territorien, d. h. solchen Staaten, die noch nicht genug bevölkert sind, um sich selbst verwalten zu können. Der grösste Staat ist Texas mit 280.000 englischen Quadratmeilen (13.000 deutsche Quadratmeilen), also etwas grösser als Oesterreich und Ungarn; Californien, Nevada, Colorado, Nord- und Süd-Dakota, Arizona, Montana haben über 100.000 englische Quadratmeilen (5000 deutsche Quadratmeilen), sind daher etwas kleiner als Ungarn allein, sechs Staaten haben 80.000 bis 90.000 englische Quadratmeilen, 24 Staaten 40.000 bis 80.000 englische Quadratmeilen und der kleinste Staat ist Rhode Island mit 1790 englischen Quadratmeilen (60 deutsche Quadratmeilen). Die Einwohnerzahl der Union beträgt 62 Millionen. Die Staaten New-York und das benachbarte Pennsylvanien haben jeder über fünf Millionen Einwohner, Ohio, Illinois, jeder über drei Millionen, Massachusetts, Texas, Indiana, Michigan, Missouri über zwei Millionen, 17 Staaten über eine Million und 22 Staaten unter einer Million bis herab zu Arizona mit nur 60.000 Einwohnern. Die östlichen Staaten sind fast so bevölkert wie die europäischen, je weiter gegen Westen, desto dünner die Zahl der Bewohner pro Quadratmeile. Die meisten Menschen leben in den Städten, von denen New-York dreieinhalb Millionen, Chicago und Philadelphia über eine Million, Boston, Buffalo, Baltimore, Pittsburg, St. Louis und San Francisco über 300.000, New-Orleans, Milwaukee, St. Paul, Minneapolis, Denver gegen 200.000 Einwohner besitzen.

Um uns mit dem Riesenreiche, in dem wir zu reisen beabsichtigen, möglichst vertraut zu machen, lassen wir noch einige statistische Daten folgen. Die Vereinigten Staaten haben gegen vier Millionen Farmer, die 300 Millionen englische acres (23.000 deutsche Quadratmeilen) bebauen, so dass bis jetzt nur 16 Procent der Landesfläche benützt werden. Die Farmer und Andere besitzen

14 Millionen Pferde, zwei Millionen Maulesel, 37 Millionen Ochsen, 16 Millionen Milchkühe, 44 Millionen Schafe und 51 Millionen Schweine.

Die jährliche Körnerproduction beträgt circa

2100	Millionen	Bushels	(600	Millionen	Doppelcentner) Mais
490	„	„	160	„	„ Waizen
28	„	„	9	„	Hektoliter Roggen
63	„	„	21	„	„ Gerste
751	„	„	250	„	„ Hafer.

Sämmtliche landwirthschaftliche Producte haben einen Werth von 650 Millionen Dollars.

Unermesslich ist der Reichthum an mineralischen Schätzen. Der Osten mit seinem Alleghany-Gebirge besitzt die grössten Kohlen- und Magneteisensteine der Welt, am oberen See bestehen grosse Eisen- und Kupferminen, die Gold- und Silberschätze im Westen in den Felsengebirgen und der Sierra Nevada in Colorado, Montana und Californien sind bekannt. In Massachusetts, Pennsylvanien, Ohio, Virginien, Kentucky, Tennessee, Georgia, Alabama, Michigan, Illinois bedecken die Kohlenlager eine Fläche von 115.000 englischen Quadratmeilen (5500 deutschen Quadratmeilen) und ausserdem ist noch im Missouribecken bis Texas ein Kohlenlager von 24.000 englische Quadratmeilen (1100 deutsche Quadratmeilen) bekannt. Der Westen ist leider kohlenarm. Die Union producirt jährlich:

10	Millionen	tons	Roheisen
100	„	„	Kohle
40	„	„	Anthracit

für 32 Millionen Dollars Gold und 64 Millionen Dollars Silber.

„Providence" hiess das Mammothschiff, welches wir Abends in New-York bestiegen; vielleicht war es so gross wie unsere „Spree", jedenfalls hatte es in zwei Etagen 300 kleine Cabinen, grosse Salons, Speiseräume, eigene Musik, kurz alles, um die Reise nach Newport in 12 Stunden angenehm zurücklegen zu können. Da sassen wir behaglich auf dem obersten Deck und genossen nochmals die feenhafte Aussicht im Hafen von New-York. Wir bogen in den East-River zwischen New-York und Brooklyn ein, fuhren unter die Brooklyn-Riesenbrücke, dann in den Long Island-Sound, links noch immer New-York, rechts die Vallabout Bay mit der grössten Haupt-Marinestation der Union. Leider wurde es dunkel, so dinirten wir für 2 Dollars pro Kopf recht gut auf der „Providence" und suchten dann zu schlafen, was uns wegen der grossen Hitze weniger gut gelang.

4. In Newport und Boston.

Freitag den 11., Früh 4 Uhr, landeten wir in Newport und hielten unseren Einzug im Ocean-House; nach unseren Begriffen ein Kartenhaus, drei Stock hoch, ganz aus dünnen Holzwänden erbaut und mit allem Comfort versehen, aber brennen darfs nicht, sonst wirds ängstlich. Newport ist für Amerika ein Weltbad, mehr Leben, schönere Frauen, feinere Equipagen sind auch in Baden-Baden und im Bois de Boulogne etc. nicht zu finden. Das ist ein Leben und Treiben wie in einer grossen Residenz und würden einem die Neger nicht überall in den Weg laufen, niemals glaubten wir in Amerika zu sein. Die Ufer des Meeres sind sehr felsig und bilden eine Menge kleiner Buchten. Auf dem hügeligen Terrain befindet sich eine grosse Villenstadt, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Meistens grosse, üppige, vorzüglich gepflegte Parkanlagen und Villen, von grossen Schlössern angefangen, bis zu den zierlichen, kleinen Gebäuden, keine wie die andere und doch jede ein Edelstein der Baukunst, vom weissen Marmorpalaste des Vanderbilt bis zur kleinsten Villa, die nur aus Holz gebaut und mit rothen Holzschindeln gedeckt ist. Hier wohnen die reichen Bostoner und New-Yorker Millionäre, hier haben sie ihre Sportvergnügungen in einem wunderbaren, obgleich aus Holz gebauten Locale mit Ballsaal, Theater, Tennisplätzen etc. Nach Newport kommt während der Saison von Mitte Juli bis Ende August die höchste Aristokratie der Vereinigten Staaten. Um aber zu derselben zu gehören, genügt der Besitz von einigen Millionen nicht, wenigstens soll sie auch der Grossvater schon verdient haben. Es gibt Familien unter ihnen, die ein Einkommen von $1^1/_2$ bis 2 Millionen Dollars haben, wie Stewart, Vanderbilt, Astor, Mackey und Andere. Vanderbilt soll seinem Koch einen Gehalt von 20.000 Dollars, d. i. 50.000 fl., zahlen. Wie die Riesenvermögen verdient sind, ob als Eisenbahn-, Cattle- oder Farm-König, darum kümmert man sich nicht, oft genug mögen sie durch das Unglück der Mitmenschen entstanden sein. In einer Beziehung unterscheiden sich aber die Amerikaner sehr vortheilhaft von den erbgesessenen europäischen Millionären; Geiz und Egoismus sind ihnen unbekannt, sie rennen dem Dollar nach, sind aber fast verschwenderisch in ihren grossartigen Stiftungen für das allgemeine Wohl, an die man überall erinnert wird. Gestern Abend war Ball, wir haben uns die Geschichte angesehen; einen Kranz von so schönen, eleganten und auf das feinste und prachtvollste angezogenen jungen Mädchen

habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Wunderbar sind die vollen langen Haare, die blendend weissen Zähne und die strahlenden Augen mit ihren langen Wimpern und starken Augenbrauen, die Figuren dagegen könnten zuweilen etwas voller, abgerundeter sein. Die ganze Gesellschaft schien sich gut zu kennen und ausgezeichnet zu unterhalten und tanzte vorzüglich, den Csardas ausgenommen, eleganter und besser als bei uns. Auch die männliche Jugend, meist gross, hübsch, kräftig und elegant, machte einen sehr günstigen Eindruck auf uns. Alte Herren fehlten gänzlich. Mamas waren nur wenige da. Weniger elegant ist das Seebad, schade, dass Herr Kuntze nicht die Badetücher, 25 Centimeter im Quadrate gross, dafür aber grob genug, zu sehen bekommt, das macht aber nichts, die See ist wunderbar und die Sonne so heiss, dass man sofort wieder trocken wird. Das Baden an den Küsten von Neu-England wird aber im Allgemeinen nicht so fleissig wie in der Nordsee oder in Ostende betrieben, das Wasser ist in Folge der Polarströme zu kalt und der vom Lande kommende Wind meistens zu heiss. In unserem Hôtel zahlen wir täglich pro Kopf 5 Dollars, haben einfache Zimmer, aber famose Betten und können den ganzen Tag essen, was uns beliebt. Unser Neger, durch 20 Cents ermuntert, sorgt für uns wie eine Mutter für ihre Kinder und das Menu ist so reichhaltig, dass wir noch nicht über die erste Seite hinaus gekommen sind. Getrunken wird Eiswasser oder 1 Flasche Bier von Milwaukee, das so gut wie das Wiener ist, aber 60 kr. die kleine Flasche kostet.

Mimi und Miss P. ergötzten sich den ganzen Tag an dem wunderbaren billigen Obste, namentlich Pfirsichen und Birnen, oder an den verschiedenen Limonaden, die es in reichster Auswahl gibt und famos zubereitet werden. Im Speisezimmer bedienen gegen 30 Neger, alle im Smoking und weisser Weste, ein Ober-Neger weist die Plätze an, ein anderer nimmt Hut und Stock in Empfang und fehlt auch bei 200 Gästen niemals, wenn er sie zurückgibt. So ein Neger bekommt monatlich 25 Dollars und die Kost, die Hausknechte, die die schweren Kisten schleppen müssen, 30 Dollars. Einer von ihnen erzählte mir, im Winter sei er in einer Brauerei für monatlich 60 Dollars, aber ohne Kost, beschäftigt. Gestern besuchten wir auch einen Polo-Match; die jungen Gentlemen reiten, in zwei Partien getheilt, auf Ponies und suchen im grössten Galopp mit langen Stangen eine weisse Kugel auf dem Rasenboden ans Ziel zu rollen, jeder der streitenden Theile nach entgegengesetzter Richtung. So rollt die Kugel, je nach dem

erhaltenen Schlage, bald dem einen, bald dem anderen Ziele zu; die Reiter folgen ihr in rasendem Tempo, wobei die armen Thiere, die fortwährend umgedreht werden und denen so manche Kugel an die Beine fliegt, schrecklich leiden müssen.

Morgen, Montag den 13. August, beabsichtigen wir eine Excursion nach Boston zu machen; vorläufig sind wir weder auf einer Bahn gesessen, noch haben wir etwas vom Lande gesehen, da wir den Ocean kaum verlassen haben.

Für heute schliesse ich, es ist Sonntag, wir wollen einige Kirchen besuchen, Gott gebe, dass alle Lieben, Gross und Klein, recht gesund und munter sind. Seid Alle tausendmal gegrüsst und herzlich umarmt.

Newport, den 16. August 1893.

Unsere Zeit für Newport ist erschöpft, morgen Abends 11 Uhr fahren wir nach New-York und von dort den 18., Früh 9 Uhr, mit einem Fluss-Riesenschiff nach Albany und Saratoga, wo wir Abends eintreffen. Wir trennen uns recht schwer von hier, das Meer, die felsigen Ufer mit den vielen Buchten und darüber die grünen Rasen mit den Parkanlagen und zahllosen Villen, eine schöner als die andere — wir können uns nicht sattsehen! Bei den Villenbesitzern muss ein fabelhafter Reichthum vorhanden sein, in einer der Parkstrassen steht Schloss an Schloss, es wohnen dort zwei Vanderbilts und zwei Astors, jeder einige hundert Millionen Dollars schwer. Eine solche Verschiedenheit der Equipagen wie hier habe ich nur im Bois de Boulogne gesehen. Auch viele schöne Pferde kommen zum Vorschein, in Rhode Island werden aber keine Pferde gezogen, sie kommen meistens aus Ohio und Illinois oder weiter aus dem Westen von Farmern, die 10 bis 12 Stuten haben und die jungen Thiere mit fünf Jahren auf den Markt nach New-York bringen. Im Frühjahre sind die Pferde gewöhnlich bedeutend theuerer als im Herbste, ein Paar Carossiers kosten 1000 bis 2000 Dollars, ein guter Trotter zum Gebrauche 500 bis 1500 Dollars, ein Paar starke, 16fäustige Arbeitspferde 600 Dollars, die Rennpferde natürlich bedeutend mehr, 5000 bis 10.000 Dollars wie gar nichts. Die Polo-Ponies kommen per Schiff in Partien von 200 Stück von Mexico und werden mit 150 bis 200 Dollars bezahlt, sie haben ein ähnliches Exterieur wie unsere 14 Faust grossen Araber, sind ungemein zähe und flink und nehmen selbst ein grosses Interesse an dem Polospiele.

Sonntag waren wir auch in der Kirche, bequemer kann einem die Frömmigkeit schon nicht gemacht werden; sehr hübsche neue Kirche im englisch-gothischen Stile mit schönen Glasmalereien, Teppichen und Mahagonibänken, letztere sogar mit Sammt gepolstert. Kanzel und Altar sind vereinigt, während der sehr schönen Gesänge sitzt der Geistliche in einem bequemen Sessel, die ganze Handlung war aber recht feierlich.

Montag den 14. fuhren wir in zwei Stunden mit Schnellzug nach Boston und Abends zurück, zum erstenmale auf einer amerikanischen Bahn. Die langen Salonwagen, mit 15 Bänken auf jeder Seite, für 60 Personen, sind ganz elegant, luftig und für kleinere Strecken recht angenehm, das an jeder Station wechselnde Publicum, die mitreisenden Zeitungs- und Eiswasserjungen bieten Abwechslung genügend. Die Personenzüge gehen so rasch wie bei uns und der Dienst ist stramm, die Conducteure sehr artig. Ist es überall so, dann hat man in Amerika kaum nöthig, sein Leben auf Reisen zu versichern. Wir hielten uns so ziemlich an der Küste, die Landschaft bietet daher wenig Abwechslung: wellenförmiges, felsiges Terrain mit vielen sumpfigen Stellen, viel Erlenwaldungen, mit Mauern und leichten Zäunen eingefasste Weiden, kleine Kartoffel-, Mais- oder Gemüseäcker. Auf den abgebrannten Weiden ernähren sich dürftig ausschliesslich Kühe, vorherrschend Jersey und Natives, d. h. die einheimische Race, der man die Abstammung von Shorthorn ansieht. Kleineren Ortschaften begegnen wir in reicher Anzahl, meist aus freundlichen, mit grauer oder gelber Oelfarbe angestrichenen Holzhäusern; von grösseren Städten passirten wir Fall River, an einem Flusse, der beinahe die Breite der Donau hat und mit einer sehr bedeutenden Baumwoll-Industrie versehen ist. Wir kommen aus den Ueberraschungen nicht heraus. Boston ist eine wunderbare Stadt, die günstige Lage am Meer, das wellenförmige Terrain, die neuen schönen breiten Strassen, eine Menge monumentale Paläste, wie das State-House, die Post etc., sehr schöne Monumente und dann ein Leben wie in London gaben uns genug Veranlassung zur Bewunderung. Die elektrischen Bahnen durchlaufen alle grösseren Strassen, oft treffen sich sechs und mehr Waggons an einem Kreuzungspunkte und weichen sich mit einer Geschwindigkeit aus, die zum Erstaunen ist. Dabei dieser kolossale Wagen- und Menschenverkehr, oft in den engsten Strassen und doch wickelt sich alles so glatt ab wie auf der Ringstrasse in Wien. Einen schöneren Blumengarten als den Public-Garten in Boston, mit einer herrlichen Reiterstatue Washington's, habe ich

noch nicht gesehen. Ausser der Stadt ist seit circa 15 Jahren der 350 Joch grosse Franklin-Park angelegt, der mit der Zeit ein Weltwunder werden kann, so geschickt sind die natürlichen Schönheiten des felsenreichen Terrains benützt. In Boston bekommt man alles, die Läden sind äusserst geschmackvoll, wenn auch vermuthlich nicht billig. Ansichten von Boston kosteten 50 Cents = 1 fl. 25 kr. Im Adams-House, einem riesigen Hôtel mit prachtvollem Restaurant, dinirten wir vorzüglich. Früher aufmerksam gemacht, bestellten wir nur zwei Portionen von Suppe, Fisch, Braten, Obstkuchen, aber wir hätten auch alle drei mit einer Portion reichlich genug gehabt; auf diese Weise kann man auch in Amerika billig und sehr gut diniren. Boston ist die Hauptstadt des ältesten Staates der Union, Massachusetts, der nur 367 Quadratmeilen hat, also so gross wie Sachsen ist, aber mit der grössten Gewerbethätigkeit in den Vereinigten Staaten. Für Ackerbaugeräthe, Papier, Baumwollgespinnste, Uhren, Waffen, Nägel, Schuhwaaren bestehen in der Umgebung von Boston zahlreiche und die grossartigsten Fabriken. 150.000 Arbeiter sind mit der Anfertigung von Schuhwerk beschäftigt, und es soll Maschinen geben, mit denen ein Arbeiter täglich 300 Paar Schuhe machen kann.

Artig und gefällig sind die Amerikaner im Osten, dass es eine Freude ist. Ich machte hier die Bekanntschaft eines Herrn Roberts aus Philadelphia, am folgenden Tage lud er mich ein, in seiner Equipage den Ocean-Drive, eine schöne Strasse am Rande des Meeres, zu besuchen; wir machten eine sehr hübsche Tour und fuhren schliesslich zum Polo. Kaum möglich, im Seebade eine freie Cabine zu erwischen, ein Badegast sieht meine Verlegenheit, sofort bietet er mir die Mitbenützung seiner eroberten Cabine an. Reclame verstehen die Amerikaner zu machen; an der Bahn nach Boston war auf einer langen Strecke an jedem kleinen Hause, oft an eigens gebauten schwarzen Holzbuden mit grossen goldenen Buchstaben:

Hoods Sarsaparilla

geschrieben, wohin unser Auge schaute, überall Sarsaparilla. Ihr könnt Euch die Neugierde meiner Damen denken, heute fanden sie dieselbe auch an dem Schaufenster eines Limonadenhändlers, der ihnen als Antwort auf ihre Frage ein Glas Limonade credenzte. Die Sarsaparilla soll schauderhaft geschmeckt haben, als Blutreinigungsmittel aber sehr gut sein; eine Bezahlung nahm der gefällige Amerikaner nicht an.

Heute Morgens fuhren wir und Mr. Roberts in einer Stunde nach Narragansett, einem grossen Seebade auf einer

benachbarten Insel. Newport ist vornehmer, lustiger Narragansett; um 12 Uhr herrscht an dem sehr angenehmen Strande ein Leben wie in Ostende, Männer, Frauen und Kinder wimmeln bunt durcheinander in den Wellen des Oceans! In den feinsten Hôtels zahlt man 30 Dollars oder 75 fl. Pension pro Woche sammt Bedienung, Licht, Feuerung und allen geistigen Getränken. Der Staat Rhode Island, in dem der Badeort liegt, ist ein sogenannter Temperenz-Staat, in dem das Verschänken von Wein, Bier etc. strengstens verboten ist, aber nicht das Verschenken, so schenkt der mitleidige Wirth seinen Gästen was gut und theuer an Getränken ist. Wenn ihm dann bei wöchentlicher Abrechnung ein kleines Geldgeschenk gemacht wird, um sich doch anständig zu revanchiren, so erleidet dadurch das strenge Gesetz keinen Abbruch. Auch ein sehr schönes Clubhaus ist in Narragansett. Die Gesellschaft ist sehr elegant und vergnügt, und muss ich den Amerikanern das Zeugniss ausstellen, dass sie sich viel besser und geschmackvoller als unsere feine Welt zu kleiden wissen. Auf dem Heimwege fuhren wir Abends mit einem sehr eleganten Herrn, der auch deutsch sprach und sich mit Mimi und Miss P. auf das Liebenswürdigste unterhielt. Beim Abschiede wechselten wir unsere Karten: Schneider Winter aus Louisville — Ihr könnt Euch die Nasen meiner Ladies vorstellen! Ich benützte dagegen noch schnell die letzten Minuten, um ihn über die Schneiderei auszufragen; beinahe sämmtliche Herren- und Damengarderobe wird hier gemacht, Stoffe kommen meistens aus England und Deutschland. Herr Winter behauptete kühn, so gute Schneider wie in New-York gebe es in der ganzen Welt nicht und ich habe mich später von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt. Für Anzüge zahlt man in Dollars was bei uns in Gulden, nur Schuhwerk ist ebenso billig und schöner als in Wien, die Amerikanerinnen haben aber auch entzückende Füsse!

In Narragansett war im Clubhause grossartiger Tennis-Match, das war etwas für meine Damen, wir haben vier Stunden zugesehen, die jungen Amerikaner spielten wunderbar, Gabor würde seine Freude daran gehabt haben. Was doch die Reisenden und Journalisten über Amerika zusammenlügen, ich habe noch keinen spuckenden Amerikaner gesehen, Mimi behauptet zwar, auf der Bahn einigemal in Gefahr gekommen zu sein, aber der ist sie auch zuweilen in unserem gesegneten Vaterlande ausgesetzt. Am ersten Morgen in Amerika wollte ich meinen ledernen Schuhkasten aus dem Koffer hervorholen und als selbstverständlich meine Schuhe

wichsen — bei der Hitze! Ganz unnöthig, man setzt sich in der Hausflur in einen bequemen Lehnsessel und für 5 Cents sind die Schuhe spiegelblank, besser kann man's ja nicht haben. Was ich noch über Boston sagen wollte! man hat dort vorzügliches Baumaterial: Granit, rothen Sandstein, weissen Marmor und dunkelrothe vorzügliche Ziegeln. Durch einen Wechsel dieses Materiales erzielt man eine grosse Verschiedenheit der Gebäude, die sehr oft vollendet architektonisch schön sind. Der weisse Marmor ist nur zu Bauten, nicht zu Monumenten geeignet, für welche er aus Italien kommt.

Augenblicklich sind in Newport die schönsten Privatschiffe in dem herrlichen Hafen versammelt, aus ganz Amerika sandten die reichsten Leute ihre Privat-Yachten und Steamers (119 Yachten, 50 bis 60 Steamers), eines schöner als das andere, zu den Races (Rennen) nach Newport. Eine solche Yacht kostet Dollars 30.000 bis 60.000, ein Steamer Dollars 100.000 bis 300.000. Heute rannten vier Einmaster 40 englische Meilen weit. Mr. Roberts hatte ein sehr schnelles Segelboot bestellt und mit diesem fuhren wir in die hohe See, wo sämmtliche fremde Schiffe, weit über 100, versammelt waren:

Pilgrim von Mr. Stewart
Columbia „ „ Rogers
Jubilee „ „ Prince
Vigilent „ „ Morgan

rannten, es war ein herrlicher Anblick, wir warteten aber das Ende nicht ab, da in einer Stunde nur gegen 10 englische Meilen zurückgelegt werden können. Mr. Roberts, der ebenso liebenswürdig als unschätzbar für uns war, meinte, wir hätten in Amerika hier die reichsten Leute, die elegantesten Damen und Equipagen, die schönsten Villen und Gartenanlagen, sowie die besten Schiffe in der Welt, wie der Amerikaner gerne zu sagen pflegt, gesehen, wir können daher von Newport befriedigt sein und sind es auch. Die liebe Mazie soll nicht unterlassen, ihren Eltern von unserer Zufriedenheit in Amerika Mittheilung zu machen. Max bitte ich dagegen, recht bald Mr. Roberts zu schreiben und ihm Photographien unserer Pferde zu schicken. Soeben sendet derselbe Mimi einen Band seiner Gedichte. Beim Photographen wünschte Mimi die Photographie einer sehr hübschen Lady, ich glaube von Mrs. Astor, zu kaufen; „das darf ich nicht thun", antwortete die Photographin, „aber ich schenke Ihnen ein Exemplar". Genau wie die freundlichen Wirthe in Narragansett ihre Getränke verschenken.

Saratoga Springs, den 20. August 1893.

Wahrlich, die Amerikaner haben recht, den Hudson ihren Rhein zu nennen; nichts ist lieblicher und freundlicher als die Ufer dieses mächtigen Stromes von New-York bis Albany. Freilich geschichtliche Reminiscenzen, Ruinen und alte Burgen oder die wohlgepflegten Weinculturen an den Basaltabhängen des Rheines fehlen ihm, dafür sind aber die Ufer fortwährend von Bergen begrenzt, die mit den herrlichsten Buchenwaldungen bedeckt sind und sich weit ins Land hinein ziemlich hoch, in dem Katskill-Gebirge sogar bis 4000 Fuss erheben. Zahlreiche grössere und kleinere Städte, meist mit mehreren, oft 6 bis 8 grossen neuen Kirchen, Schlösser und Villen jeder Art mit Gärten, kleinen Feldern, selbst Weingärten, grosse Sommer-Pensionen, bedeutende industrielle Anlagen, knapp an jedem Ufer mehrgeleisige Bahnen haben sich in den Waldungen nur so viel Platz gemacht, als sie dringend bedurften, und so gewinnt das Ganze einen fast parkartigen, ungemein lieblichen Anblick. Der Fluss, breiter als die Donau oberhalb Wiens, dehnt sich wiederholt zu grossen Seen aus und macht öfters so scharfe Biegungen, dass er dem Auge total verschwindet und immer neue Ueberraschungen bietet. Sobald wir die Salzwasserregion verlassen, wo der Fluss weiter nach oben einfriert, sind zahlreiche kolossale Eishäuser an beiden Ufern bis Albany errichtet, welche ihre Vorräthe im Sommer nach New-York versenden, wo 100 Kilogramm en gros, je nach der Eisernte, 60 kr. bis 1 fl. 50 kr. kosten und im Detail mit dem doppelten Preise bezahlt werden. Der Eisverbrauch in Amerika ist aber auch unglaublich, alle Welt trinkt im Sommer nur Eiswasser, alle Früchte, Butter etc. werden mit dem schönsten Eise servirt, Morgens in den Strassen findet man auf den Thürschwellen einen Eisblock, vermuthlich von den Lieferanten dort deponirt, und in den grossen Hôtels begegnet man dem Eise auch noch an anderen Stellen, für die Gesundheit jedenfalls sehr dienlich.

An einem grösseren Orte, Poughkeepsie, fuhren wir unter einer 2000 Meter langen eisernen Eisenbahnbrücke, die 24 Meter über dem Fluss hoch und nach dem Kreuzträgersystem erbaut ist; auch die höchsten Schiffe können dieselbe bequem passiren. Der Eisenbahnverkehr an beiden Ufern ist überhaupt grossartig, ich glaube so gross wie am Rhein, denn ein Zug folgt dem anderen. Ausserdem sind wir sieben grossen Personendampfern mit vielen Hunderten von Reisenden begegnet. Wenn man dabei an unsere

Donau denkt! Sehr wenig Frachtschiffe waren zu sehen, aber man sagte mir, sie fahren meistens in der Nacht, um Morgens in New-York einzutreffen.

Wir hatten Freitag, den 18. August, in Newport das Nachtboot, wie man hier zu sagen pflegt, genommen, den Pilgrim, das grösste Schiff der Welt, in dem wir jedenfalls in den früher bestellten Cabinen für 2 Dollars pro Kopf vorzüglich schliefen, und waren um 7 Uhr in New-York, um sofort das Tagboot nach Albany zu besteigen. Dahin brachte uns auch ein Ticket-Beamter, von Fräulein Müller's Schwager empfohlen, unsere Rundreisebillets. Die ganze Reise inclusive sechs Tage Verpflegung im Yellowstone-Park und der Wagen ins Yosemite-Thal kostet pro Kopf 322 Dollars. Die Columbia, welche uns von 9 Uhr Früh bis Abends 6 Uhr nach Albany brachte, ist auch ein wunderbares Schiff, wenn auch nicht so gross wie der Pilgrim, aber höchst elegant eingerichtet, schöne Salons, Restauration, Musikkapelle, gute Reisegesellschaft, das Wetter und der Hudson, es war ein herrlicher Tag. Und wenn ich dabei an eine Donaufahrt von Komorn nach Budapest denke. Dabei gibt es auf den Schiffen wie auf den Bahnen nur eine Classe, ich gestehe aber, ich habe mich in der Gesellschaft noch niemals unbehaglich gefühlt. Alle Reisenden gut, sauber, viele natürlich auch höchst elegant gekleidet, nicht gespuckt, geraucht und nur Eiswasser oder Limonaden getrunken, das nenne ich behaglich reisen. Albany ist am linken Abhange des Hudson sehr hübsch gelegen und wird in der Mitte von einem kolossalen Gebäude in Rohbau, dem Capitol von New-York beherrscht. Es ist von Holländern 1614 gegründet und soll dadurch noch heute sein reines Aeussere erhalten haben. Wo die grossen Brauereien, die man in Albany vom Schiffe aus sehen kann, eigentlich ihr Bier absetzen, ist mir unerklärlich, da alle Welt nur Eiswasser trinkt. Zwei grosse mächtige Eisenbahnbrücken gehen über den Hudson, in der Mitte drehbar, um die Schiffe passiren lassen zu können. In Albany mündet auch der weltbekannte Erie-Canal, der den Erie-See bei Buffalo mit dem Hudson verbindet, er ist 360 englische Meilen lang, 21 Meter breit, 2 Meter tief und hat 72 Schleusen, die 174 Meter Gefälle überwinden, kostete 45,000.000 Dollars, und verfrachtet 60 Millionen Metercentner pro anno. Was habe ich schon alles von diesem Canal gehört, es war daher höchst interessant für mich, ihn nun in Wirklichkeit sehen zu können. Albany ist auch der drittgrösste Holzmarkt in der Union.

Um 8 Uhr Abends waren wir in Saratoga; der Omnibus brachte uns ins Hôtel, wie es überhaupt in den meisten Städten Hôtelwagen an den Bahnhöfen gibt. Nur die Express-Compagnie, welche das grosse Gepäck, wohin man wünscht, pünktlich abliefert, ist theuer, ich muss für unsere vier Koffer und drei Plaidrollen jedesmal 1·25 Dollar, also mehr als 4 Gulden, zahlen. Auch findet man an allen Stationen gute Menschen, die uns für 50 Cents das Handgepäck tragen, und die Sage: es gebe an den amerikanischen Bahnhöfen keine Bedienung, ist wenigstens im Osten eine Fabel. Unser Hôtel ist unbeschreiblich gross, eine kleine Stadt oder Riesenkaserne. Wir sind Nr. 384 und 386, aber ganz in unserer Nähe sah ich Nr. 1342; es sind nie weniger als 700 Personen im Hôtel. Ein Haufen von Gästen kam mit uns an, wir wurden in einen grossen Salon geführt, wo wir unsere Handtaschen ablegen durften, dann ging's in die Office, wir trugen unsere Namen in ein Riesenbuch ein, wurden von einem der Herren nach der Zahl der gewünschten Zimmer gefragt, erfuhren den Preis von 5 Dollars pro Tag und Kopf, man gab uns jedem einen Schlüssel in die Hand und von diesem Momente kümmerte sich keine Menschenseele mehr um uns. Die Aufzüge sind kleine, nette Salons, im Moment ist man im zweiten Stocke, dann eine kleine Reise durch endlose Gänge und wir sind in unserem Zimmer. Schöner Teppich, vorzügliches Bett, kaltes und warmes Wasser, einfaches Meublement und beim Fenster an einem eisernen Ringe an der Wand ein langes Seil, darüber gedruckt: „An diesem Seile lässt man sich bei Feuersgefahr auf die Erde herab." Ich hätte es so gerne ausprobirt, wagte aber nicht, darum zu bitten, die Geschichte ist nicht so gefährlich, eine zuverlässige Feder verhindert das Seil, sich schnell abzuwickeln. Hat man beide Arme durch die Schlingen gegeben, so rutscht man, vermuthe ich, ganz bequem bis auf den Erdboden hinab und verbrennt nicht. Es muss jedenfalls ein komischer Anblick sein, wenn so ein Mammoth-Hôtel zu brennen beginnt und es öffnen sich sämmtliche Fenster und aus jedem derselben lässt sich ein weibliches oder männliches Wesen in Nachttoilette zur Erde herab! Die Hallen, Salons, Speise-, Tanzsäle, Schreib-, Billard-, Spiel- und sonstigen Zimmer beschreiben zu wollen, ist unmöglich, man muss sie gesehen haben, da ist für alles aufs beste gesorgt — auch fürs Schuhputzen; mit meinem Putzer habe ich immer längere Unterhaltungen, er ist allein im Hôtel und sagte mir, dass er täglich circa 60 Paar Stiefel à 10 Cents zu putzen hat und daher 6 Dollars oder 15 fl. verdient, 640 Personen

von den 700 Gästen putzen sich also die Stiefel entweder selbst oder lassen sie für 5 Cents auf der Gasse putzen! Im Speisesaal können auf einmal mindestens 800 bis 900 Personen essen, wir sind mit Kost und Bedienung ganz zufrieden und delectiren uns besonders am frühen Morgen vor dem Thee an den wunderbaren eiskalten grünen Melonen. Ein schöneres Obst kann man sich nicht denken, eine Ananas kostet z. B. am Platze 25 Cents. Abends waren wir im Hôtelconcerte (3 Dollars) und beim Tanze. Die Gesellschaft ist hier nicht so elegant wie in Newport und Narragansett; es wird eben jeder aufgenommen, der 5 Dollars zahlen kann, und da findet eine starke Mischung statt, elegante Toiletten gibt es aber genug.

Der Boden in hiesiger Gegend ist ein elender, gelber, lebloser Sand, die benachbarten bewaldeten Berge sind unbedeutend. Der Besuch von Saratoga ist daher nur durch die vielen, stark kohlensauren Springquellen gerechtfertigt. In der Stadt sind die einzelnen Quellen schön gefasst und von kleineren Parks umgeben, in der Umgebung hat jede ein kleines Holzhaus mit unzähligen Kisten und Flaschen, in denen das Wasser durch ganz Amerika versendet wird. Die verschiedenen Quellen, meist durch circa 200 Fuss tiefe Bohrlöcher aufgeschlossen, haben hochtönende Namen: Carlsbad, Kissingen, Vichy etc. etc., ob dieselbe Wirkung, möchte ich bezweifeln, aber jedenfalls liefern sie einen guten Ersatz für Apollinaris und Selters. Preis in den Hôtels eine halbe Flasche 25 Cents.

Eine lange, wundervolle breite Ulmenallee, an dieser die grossen Hôtels, welche ganze Stadtviertel einnehmen, kleinere Hôtels, Miethhäuser in den Seitengassen, einige nette Villen, mittelmässige Gewölbe, und Ihr habt Saratoga, das uns bedeutend weniger als Newport gefällt. Die Amerikaner meinen, es sei so wie Wiesbaden, da fehlt denn doch noch etwas. Eine Schmalspurbahn führt auf den benachbarten Mac-Gregor-Berg, wo sich ein grosses Hôtel mit schöner Aussicht und das Landhaus befindet, in welchem General Grant gestorben ist und das jetzt vom Staate in gutem Stande erhalten wird. In drei Stunden kehrten wir von diesem Ausflug zurück.

Es ist Sonntag, der 20. August. Die ganze Welt fährt in Equipagen oder wie wir mit der elektrischen Bahn zum Saratoga-See, zwei englische Meilen lang, von bewaldeten Hügeln umgeben, recht nett, aber leblos. Im Seehôtel ging es lustig zu, ein grosser Bär aus Californien tanzte, mittelst eines Phonographen konnte man

sich an allerlei Musik- und Gesang ergötzen und in einer Bretterbude, die als Tanzsaal diente, spielte ein Neger, der nur eine Hand hatte, gleichzeitig Guitarre und Mundharmonika, während zwei Negerdamen sehr eifrig zum Ergötzen der ganzen Gesellschaft tanzten.

Wir haben Glück gehabt, gestern, Samstag, war grosses Rennen, leider kein Trotter-Rennen, da die Bahn in Folge starker Regen zu saftig war. Die Bahn, eine englische Meile lang, liegt zwar auf einer Weide, aber auf dem leichten Sandboden ist die schwache Grasdecke ganz verschwunden, und es war ein solcher Schmutz, dass die Reiter, unter ihnen viele Neger, nach einem Rennen nicht wieder zu erkennen waren. Die Pferde waren alle in sehr guter Condition; Pferdebesitzer gibt es eine Menge und auch Vollblutgestüte soll es sehr viele geben; ein Züchter, Mr. Reid, zahlte vor zwei Jahren für den Hengst A. Bleise 100.000 Dollars. Einen Totalisateur habe ich nicht bemerkt, aber wetten bei den Bookmakers, das thut die feinste Dame und der letzte Ladenbursch. Für die Damen besteht eine eigene Abtheilung von Bookmakers und dort geht es am tollsten zu. Das ganze Renn-Etablissement ist wunderbar, eine hohe, gedeckte Tribüne mit 100 terrassenförmigen Bänken für je 20 Personen, so dass es für 2000 Personen Sitzplätze à $1^1/_2$ Dollar gibt, ausserdem Eintritt für 50 Cents. Unter der Tribüne sind Sattelzimmer, mehrere Restaurationen, die Bookmakers-Bureaux etc. etc., vor der Tribüne ein Pavillon für die Richter, jedenfalls bequemer als die meisten von mir gesehenen Rennplätze. Die Rennen waren gestern meistens kurz, 1600 Meter lang, was nicht für die beste Classe der gelaufenen Pferde spricht.

6. In Canada.

Quebec, den 21. August 1893.

Die erste Nacht im Schlafwaggon von Saratoga bis Montreal! Nach den überschwänglichen Anpreisungen der Pullman-Cars war ich eigentlich ein wenig enttäuscht, besser als unsere Einrichtungen sind sie aber jedenfalls. Bei Tage ein langer Salonwagen mit Bänken für zwei Personen zu beiden Seiten, in der Nacht ein Gang in der Mitte, rechts und links eine Reihe von zwei übereinander befindlichen Bettkasten, vor denen ein dichter Vorhang hängt. Da Männleins und Fräuleins in einem Raume sind, so muss

man sich hinter seinem Vorhange an- und auskleiden, wozu eine gewisse Geschicklichkeit gehört. Auch mag es im Sommer, wir hatten kühle Witterung, oft recht warm werden, aber die Betten sind äusserst sauber, die Waggons gehen sehr ruhig, ich schlief vorzüglich. In den Pullmans gibt es auch zwei kleine Salons für Herren und Damen, die etwas theuerer als die übrigen Schlafstellen sind, dann Toilettenräume; ein Neger bedient sehr aufmerksam, so ist für alles bestens gesorgt. Für die Schlafstelle zahlten wir 2 Dollars pro Kopf, für die Benützung des Waggons von Montreal bis Quebec zusammen $2^1/_2$ Dollars, auf diese Weise ist eine I. Classe geschaffen, da sonst nur eine einzige Classe bestehen würde.

Als wir den amerikanischen Boden betraten, erneuerten wir zunächst unsere Kenntnisse über die allgemeinen Verhältnisse des Landes und es wird daher gut sein, dies auch in Canada in ähnlicher Weise zu thun, bevor wir unsere Reise fortsetzen.

Canada, eine wenn auch mit dem Mutterlande nur lose verbundene Colonie Englands, grenzt südlich in seiner ganzen Breite an die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten und geht nördlich bis zum Eismeere. Da aber der nördliche Theil werthlos und unerforscht ist, so kann man sagen, dass Canada zwischen dem 45. und 60. Grad nördlicher Breite gelegen ist. Sehen wir von der südlichen Spitze vom Ontario-See ab, so liegt die Südgrenze mit Berlin, die Nordgrenze mit Christiania auf einem Breitegrade. Die Länge des Landes beträgt von Neu-Schottland am Atlantischen Ocean bis nach Vancouver am Stillen Meere 3000 englische Meilen (4800 Kilometer). Canada hat eine gleich grosse Ausdehnung wie die Vereinigten Staaten, 3,500.000 englische Quadratmeilen (170.000 deutsche Quadratmeilen). Engländer, Franzosen und Spanier betheiligten sich im 15. Jahrhundert an der Entdeckung dieses Riesenreiches, doch in Folge des rauhen Klimas legte niemand grossen Werth auf dasselbe. Erst 100 Jahre später nahm Frankreich durch den Gouverneur Champlain die Colonisation in die Hand, der Quebec erbaute, eine eigene Regierung gründete und im Rücken der englischen Colonien von Canada bis Louisiana Forts errichtete. So entstanden zwischen beiden Staaten fortwährende Reibungen, 1757 brach der Krieg aus. Der englische General Wolfe siegte bei Quebec und 1763 im Pariser Frieden erhielten die Engländer ganz Canada. Im Anfange dieses Jahrhunderts gab es im Osten nur zwei selbstständige Staaten: Ober- und Unter-Canada, das heutige Quebec und Ontario, im ersteren

herrschten die zurückgebliebenen Franzosen, im letzteren die Engländer. Erst 1840 wurden beide Staaten unter ein Parlament vereinigt und 1858 Ottawa zur Hauptstadt erhoben. In den westlichen Theilen, vom oberen See, wo heute die bedeutende Stadt Winnipeg liegt, bis an den Stillen Ocean, bis Vancouver und Alaska, herrschte seit 200 Jahren die Hudsonbai-Gesellschaft, die ähnlich wie die Ostindische Compagnie oder die Hansa entstanden war. Karl II. von England gab einen Besitz von 100.000 deutschen Quadratmeilen gegen einen Tribut von zwei Hirschen und zwei schwarzen Bibern, wenn immer der König den Besitz berührte, einigen englischen unternehmenden Kaufleuten zur Benützung. Durch beinahe 200 Jahre hat diese Gesellschaft wie ein Veilchen, das im Verborgenen blüht, jenes Reich ausgebeutet, indem sie zu ihrem Schutze Forts und für den Pelzhandel mit den Indianern 150 Factoreien errichtete. Durch die Fortschritte der Colonisation in Canada und den westlichen Staaten der Union wurde aber die Aufmerksamkeit der Welt auf diese bisher unbekannten Regionen immer mehr gelenkt. Die Gesellschaft konnte dem Zeitstrome nicht widerstehen, so verkaufte sie 1863 ihre Privilegien an eine neue Gesellschaft und diese übergab die 100.000 deutschen Quadratmeilen für 300.000 Pfund Sterling an die canadische Regierung. Die Gesellschaft reservirte sich nur 70.000 Acres (54 deutsche Quadratmeilen) in der Höhe ihrer Factoreien und den fünften Theil, d. h. 20.000 englische Quadratmeilen (1000 deutsche Quadratmeilen) des sogenannten fruchtbaren Gürtels von Canada, an der westlichen Nordgrenze der Union, zwischen dem Winnipeg-See und dem Felsengebirge, einem Gebiet von 20.000 deutschen Quadratmeilen. Dasselbe erhielt aber erst durch die vor acht Jahren erfolgte Vollendung der Canada-Pacificbahn einen immer steigenden Werth; die Hudsonbai-Gesellschaft blüht mehr wie zuvor, vergrössert ihre Factoreien, hat circa 5000 Beamte und verkauft ihre Gründe zu steigenden Preisen. So entstanden in den letzten 30 Jahren in der Machtsphäre der canadischen Colonie gegen Westen neue Staatengebilde, Manitoba, Britisch-Columbien, die Nordwest-Territorien, ein Reich so gross wie die Vereinigten Staaten, und von dem man behauptet, dass es in Zukunft eine gleiche Menge Weizen wie diese produciren werde. Aufgeschlossen wurden aber diese Territorien erst durch die Canada-Pacificbahn, welche den Atlantischen Ocean mit dem Stillen Meere verbindet, bei Quebec beginnt und mit einer Länge von 3018 englischen Meilen (5000 Kilometer) Vancouver erreicht. In 10 Jahren wurde dieses

Riesenwerk ausgeführt, 1876 begonnen, 1886 beendet. Die Gesellschaft bekam von der Regierung ein Darlehen von 25 Millionen Dollars und grosse Landschenkungen. Der Staat verfolgt bei der Verwerthung und Colonisation die gleichen Principien wie die Union, sie gibt jedem Staatsbürger $^1/_4$ Section oder 160 Acres (64 Hektar) gegen 10 Dollars Einschreibgebühr ins Eigenthum; die Canada-Pacificbahn verlangt dagegen $2^1/_2$ Dollars pro Acre (15 fl. 60 kr. pro Hektar), die Hudsonbai-Gesellschaft ist noch viel theuerer.

Durch die Canada-Pacificbahn ist auch für Europa eine neue kürzere Linie nach Japan und China entstanden. Man fährt von London nach Quebec in 10 Tagen, nach Vancouver in 6 Tagen, bis Japan in 12 Tagen und von dort nach China in 5 Tagen, benöthigt daher im Ganzen 33 Tage zur Reise von Europa nach China.

Kehren wir aber zu den geographischen Verhältnissen des Landes zurück. Die leicht zugängliche Küste stellt Canada weit über Sibirien, dessen geographische Breite es theilt, nur die eigentliche Eismeerküste ist demselben ähnlich. Auch in Canada muss man den appalachischen und cordillerischen Theil unterscheiden, denn sowohl das Alleghany als das Felsengebirge haben ihre nördliche Fortsetzung in jenes Gebiet. Von dem ersteren fallen in dasselbe nur die niedrigen nordöstlichen Ausläufer, während die Felsengebirge in Canada gewaltige Hochketten bis zu 19.000 Fuss Höhe besitzen. Ausgedehnte Tafelländer zwischen beiden, die den grösseren Theil des Landes einnehmen, haben überwiegend azoische, auch tertiäre und paläozoische Gesteinsformationen, die Kohlenformationen sind dagegen weniger als in den Vereinigten Staaten vertreten. Die Gletscherzeit hat eben im Norden mehr abgeschoben als aufgeschüttet, weite Strecken Landes sind ihrer Erdkrume beraubt, in kahle Felsengebirge verwandelt, der Moränenschutt ist mehr an den grossen Seen und in den an die Union grenzenden Prairien zu finden. Die mineralischen Bodenschätze sind noch wenig ausgebeutet, aber edle Metalle in den Felsengebirgen, grosse Steinkohlenlager aus der Carbonformation in Neu-Schottland, aus der mesozoischen Formation in Vancouver, Salz- und Petroleumquellen in Ontario, Asbestlager in Quebec bekannt.

Canada hat das grösste Seengebiet der Welt, die fünf grossen canadischen Seen: der Obere, der Michigan-, der Huron-, der Erie- und der Ontario-See haben eine Wasserfläche von 16.000 deutschen Quadratmeilen, beinahe dreimal so gross wie Ungarn; der mehr westlich gelegene Winnipeg-See ist 440 deutsche Quadratmeilen gross. Von den Flüssen müssen in erster Linie der Lawrence, der Columbia,

Mackenzie und Nelson genannt werden, die sämmtlich nur dem Missisippi einen höheren Rang zugestehen. Der erstere strömt gegen Osten aus dem Ontario-See in den Atlantischen Ocean, der Columbia bei Vancouver in den Stillen Ocean, während die beiden anderen Ströme in das Eismeer fliessen. Es gibt noch eine Menge andere grössere Flüsse, aber es ist ein Nachtheil, dass der grösste Theil derselben zur Hudsonsbai und ins Eismeer gegen Norden fliessen. Obgleich die Wasserscheiden keine hohen sind, so gibt es in den Flüssen doch zahlreiche Wasserfälle und Rapids, die nur durch bedeutende Regulirungen überwunden werden könnten.

Der Winter ist in Canada sehr lang, die Vegetationsperiode eine nur kurze; schon im Süden beginnt die wärmere Jahreszeit kaum vor Mitte Mai, im Norden weit später. Canada gehört eben zur Region des kalten Frühlings. Toronto hat im Januar bis 32 Grad Celsius Kälte, im August dagegen 37 Grad Celsius Wärme, Manitoba hat eine mittlere Sommertemperatur von 20 Grad Celsius. Die Wintertemperaturen sind im Inneren niedriger als an den Küsten und steigen namentlich gegen den Stillen Ocean. Die Niederschläge sind natürlich reichlich, im Osten gegen 900 Millimeter, in den Prairien nicht weniger und an der Westküste 630 Millimeter.

Nach Professor Sievers kann in der Hälfte des Landes Gerste, auf 30.000 deutschen Quadratmeilen Sommerweizen, aber wenig Winterweizen angebaut werden. Büffel und Pferde weiden in Manitoba den ganzen Winter im Freien, in Britisch-Columbia, näher der Küste, auch das Rindvieh.

Gegenwärtig hat Canada erst acht Staaten oder Provinzen:

	Fläche		Einwohner
	Englische Quadratmeilen	Deutsche Quadratmeilen	
Insel Prinz Edward	2.000	100	110.000
Halbinsel Nova Scotia	21.000	1.000	450.000
New-Brunswick	27.000	1.300	320.000
Quebec	188.000	9.000	1,500.000
Ontario	180.000	8.500	2,000.000
Manitoba	122.000	6.000	80.000
Britisch-Columbia	340.000	16.000	50.000
Nordwest-Territorien	2,620.000	124.000	60.000
Summa	3,500.000	165.900	4,570.000

Die rasch zunehmende Bevölkerung hat heute vermuthlich schon über 5 Millionen. Unter diesen sind noch 122.000 Indianer und 22.000 Neger. Unter der weissen Bevölkerung gehören 36 Procent dem englisch-

schottischen, 30 Procent dem französischen, 6 Procent dem deutschen Elemente an.

Canada producirt noch verhältnissmässig wenig, aber es hat eine ungeheuere Zukunft, während der Export der Union 1800 Millionen Dollars erreicht, exportirt Canada bis jetzt nur für 100 Millionen Dollars, darunter sind 46 Procent für Getreide und thierische Producte, 30 Procent für Holz. Der Eingangszoll erreicht jährlich 25 Millionen Dollars. Die Staatsschulden betragen nur 200 Millionen Dollars.

Früh 3 Uhr waren wir in Montreal, es regnete in Strömen, so beschlossen wir gleich nach Quebec weiter zu fahren, das wir um 2 Uhr Nachmittags erreichten. Die Gegend zwischen beiden Städten ist wohl trostlos, ganz flach, geringer, oft sumpfiger Boden in kleinen Parcellen, die meist durch Drahtzäune getrennt sind. Schlecht bestellte und bestockte Haferfelder, die noch nicht geerntet, zuweilen noch grüner Weizen, oft Heiden und Weideflächen, auf denen meist noch mehr oder weniger Baumstöcke stehen und recht magere Kühe verschiedenster Racen kümmerlich Nahrung finden. Die zahlreichen Farmen bestehen mit wenig Ausnahme aus einem sehr kleinen Wohnhause und einer ziemlich grossen Scheuer, in der vielleicht im Winter auch das wenige Vieh untergebracht wird, beide Holzgebäude leichtester Construction; das Ganze gewährt keinen angenehmen Eindruck. Auch fuhren wir durch grosse Waldungen, aber was für Wald! die eigentlichen Bäume, meist Fichten, sind längst verschwunden, an ihrer Stelle wuchern Birken und Erlen, zuweilen mit eingesprengten jungen Fichten. Selbst die Bevölkerung macht keinen günstigen Eindruck und steht weit hinter den hübschen und sauberen Bewohnern der Union zurück.

Die Lage von Quebec ist wunderbar, der mächtige St. Lawrence-Strom wird durch schroffe hohe Bergabhänge zusammengedrängt, an dem rechten Ufer liegt Point-Levi, an dem linken Quebec mit zahlreichen öffentlichen Gebäuden und Kirchen und auf den Höhen starke Befestigungen, das Hauptfort in Quebec selbst. Die malerische Lage der beiden Städte lohnt im reichsten Maasse einen Besuch derselben. Nachdem wir uns ein wenig gestärkt hatten, besahen wir zuerst die verschiedenen öffentlichen Gebäude und fuhren dann 8 englische Meilen weit zum Montmorency-Wasserfall. Ein oft sehr mächtiger Fluss stürzt von einer Höhe von 250 Fuss, d. i. 100 Fuss höher als der Niagara, zwischen steilen Felsen senkrecht in die Tiefe mit einem Getöse wie der Gasteiner Wasserfall. An dem Wege zum Montmorency-Falle lag Farm an Farm, sogenannte Marktfarmen, die Gemüse, Milch, Butter etc. nach

Quebec liefern. Die Eigenthümer sind ausschliesslich Franzosen, die Gebäude wohl etwas besser als die früher gesehenen, aber überall war grosser Mangel an Ordnung, der uns unangenehm berührte.

Canada gehörte, wie erwähnt, bis 1763 den Franzosen, und hat sich in der Provinz Quebec noch eine beinahe ausschliesslich französische Bevölkerung erhalten, die sich aber in keiner Weise auszeichnet, so steht dort auch der Ackerbau auf der niedrigsten Stufe in Canada, woran wohl auch der mindere Boden Schuld tragen mag. Die ganze Administration wird in der Provinz Quebec französisch geführt, dennoch hat die Bevölkerung eine grauenhafte französische Aussprache; die übrigen acht Provinzen haben englische Verwaltung. Wir verliessen Quebec Mittags den 21. August, besuchten aber früher noch die Citadelle, die die ganze Stadt beherrscht und von der man eine wunderbare Aussicht geniesst. Unter der Festung wird ein Riesenhôtel mit 180 Zimmern von der Canada-Pacificbahn auf der Dufferin-Terrasse erbaut, für Quebec sehr erwünscht, denn das Hôtel St. Louis ist recht bescheiden. In der Befestigung führte uns ein gemeiner Artillerist herum, aber mit der Grazie eines Berliner Gardelieutenants. Mimi und Miss P. waren natürlich ganz entzückt, wieder zweierlei Tuch zu sehen; unser Artillerist reichte ihnen bei Absätzen und Treppen höflich den Arm, nahm auf Ruheplätzen an ihrer Seite Platz, die Cigarette im Munde und plauderte mit den Damen wie ein französischer Marquis, war aber für 50 Cents Trinkgeld sehr dankbar. Das Regiment ist angeworben, besteht nur aus Franzosen, hat aber einen englischen Oberst; wir sahen einen Theil desselben mit klingendem Spiele aufmarschiren und machten die Soldaten einen sehr günstigen Eindruck auf uns. Canada hat kein eigenes stehendes Heer, aber es sollen einige englische Regimenter dort stationirt sein, zu denen auch die Besatzung von Quebec gehört. Dann gibt es auch 40.000 Freiwillige, die nur zeitweise zu Massenübungen einberufen werden, und zur Miliz gehört jeder canadische Bürger vom 18. bis 60. Jahre. Mimi liess mir keine Ruhe, wir mussten auch noch einen grossartigen Pelzladen in Quebec besuchen, und wie das gewöhnlich so geht, auch einen Pelz kaufen. In der Ausstellung von Chicago, auch in New-York (sonst nirgends), sahen wir schönere Rauhwaaren. Der Haupthandel amerikanischer Pelze ist aber in Winnipeg im Staate Manitoba, wo die Hudsonbai-Gesellschaft grosse Magazine hat und von den Indianern Pelze von Bibern, Bären, Dachsen, Füchsen, Mardern, Zobeln, Ottern etc. übernimmt. Die ganze Waare geht zum Verkaufe nach London.

Im Pullman-Salonwagen machten meine Damen eine recht angenehme Bekanntschaft mit einem Fräulein aus Quebec und ich mit einem englischen Prediger aus St. John in Neu-Braunschweig, Mr. Brigstocke, der seit 20 Jahren in Canada wohnt und einen Bruder als Prediger in Hamburg hat; von ihm erhielt ich so manche Aufklärungen über das Land. Alle Welt klagt über die langen, schneereichen, strengen Winter, während der Herbst immer wundervoll sein soll, wenigstens haben wir ein Prachtwetter. Um 8 Uhr Abends trafen wir in Montreal ein, nachdem wir die 9194 Fuss lange Victoria-Brücke über den Lawrence-Strom überschritten hatten. Diese 1860 mit 12 Millionen Gulden erbaute Brücke ist ein Riesenwerk, sie hat 24 massive Pfeiler mit 330 Fuss Spannweite und ist von allen Seiten mit Wellenblech verkleidet, man glaubt durch einen Tunnel zu fahren.

Montreal ist eine sehr schöne, auf einer Insel im Lawrence-Strom gelegene Stadt mit vielen monumentalen Bauten und zahlreichen schönen Kirchen, lange nicht so lebhaft wie Boston, aber immerhin eine sehr bedeutende Handelsstadt. Bis vor kurzem war Quebec der Umschlagplatz zur See, jetzt hat Montreal den ganzen überseeischen Verkehr an sich gezogen. Bis hierher kommen die grössten Seeschiffe mit 27 Fuss Tiefgang. Den Lawrence-Strom weiter aufwärts in den Ontario-See können sie wegen der bedeutenden Stromschnellen, der sogenannten Rapids, nicht dringen und die erbauten Canäle, welche jene umgehen, haben nur 14 Fuss Wassertiefe, für Meerschiffe zu wenig. Voriges Jahr hat ein Holländer versucht, mit seinem Segelschiffe in den Ontario-See zu gelangen, ist aber übel zugerichtet worden.

Während Mimi und Miss P. die verschiedenen Kirchen besichtigten, machte ich unserem Consul, Herrn Eduard Schulze, einen Besuch und lernte in ihm einen sehr gefälligen und unterrichteten Mann kennen, der mir über Canada sehr interessante Mittheilungen machte. Derselbe hatte auch die Güte, mich in die grossen Getreide-Elevatoren zu führen, die die Canada-Pacificbahn hier erbaut hat. Zwei Elevatoren, in der Mitte zwei Dampfmaschinen à 220 Pferdekraft, jeder 218 Fuss lang, 25 Fuss breit und 145 Fuss hoch, in der unteren Etage 100 Abtheilungen für je 5000 bis 6000 bushels, mithin zusammen für circa 200.000 Metercentner, darüber die Transporteure, Vertheiler und Putzmaschinen. Ein horizontales Gummiband von 3 Fuss Breite führt das Getreide direct in die Schiffe und können stündlich 10.000 Metercentner verladen werden. In dem Elevator sah ich drei Gattungen von Weizen:

1. Sehr schweren, wunderbaren rothen Sommerweizen aus Manitoba. Der canadische Sommerweizen aus Manitoba zeichnet sich durch seinen hohen Klebergehalt, 19·76 Procent, aus; ungarischer hat 19·5 Procent, der von Oregon nur 8 Procent, von Minnesota 17·15 Procent. In Manitoba ist auch die berühmte Riesenfarm des Major Bell mit 100 englischen Quadratmeilen Weizenland und von dort habe ich durch die Güte des Herrn Consul Schulze in Montreal 600 Kilogramm rothen Sommerweizen nach Ungarn bezogen und vor kurzer Zeit in Kapuvár angebaut;

2. bunten Winterweizen, weniger schön, und

3. weissen Winterweizen. Der erstere kostet ab Montreal gegenwärtig 6 fl. 40 kr. pro 100 Kilogramm, die beiden letzteren 5 fl. 60 kr. pro 100 Kilogramm. Die Fracht von Montreal nach Liverpool 85 kr. pro 100 Kilogramm, so dass sich der Weizen in England auf 7 fl. 25 kr. stellt.

Nachmittags fuhren wir auf den Königsberg, den man auch mit einer Seilbahn besteigen kann, und hatten von diesem eine herrliche Fernsicht. Eine wunderbare Aussicht soll auch der Thurm der Notre Dame-Kirche gewähren. Meine Ladies hatten denselben am Morgen mit Hilfe eines sehr wackeligen Aufzuges erstiegen. Ein Knabe begleitete sie bis zur Spitze und fuhr mit dem Aufzuge wieder hinab. Die Damen warten und warten, es kommt kein Knabe mit dem Aufzuge zurück, die Stiege verschlossen, eine Klingel nicht vorhanden. So bringen sie eine qualvolle Stunde zu, bis sie zufällig eine Leine entdecken; sie ziehen daran und der Zauber war gelöst. Montreal mit den zahlreichen Kirchen und öffentlichen Gebäuden, alle neueren Ursprunges, meist aus Quadern erbaut, zwischen mächtigen Bäumen, rings von Wasser umgeben, ist eine der schönsten Städte, die ich gesehen. In Canada macht sich überall der englische Einfluss geltend, alles ist so gediegen und für das öffentliche Wohlergehen, wie für die allgemeine Bildung grossartig gesorgt. Auch ist es in Canada bedeutend billiger als in den Vereinigten Staaten. Die beiden Bahnhöfe sind monumentale Prachtbauten aus Granit und rothem Sandstein, wie es in ganz Europa kaum schönere gibt. Wir sind im Windsor-Hôtel für 4 Dollars wunderbar untergebracht. Dasselbe verhält sich zum Imperial-Hôtel in Wien, wie dieses zur Pannonia in Oedenburg. An das amerikanische Leben sind wir bereits vollständig gewöhnt und befinden uns vortrefflich dabei. Wenn wir schon heute heimkehren müssten, niemand von uns würde die lange Seereise bereuen, so viel Herrliches haben wir in der kurzen Zeit gesehen. Morgen fahren wir über

die Rapids auf dem St. Lawrence-Strom und dann nach Ontario, wo ich von der canadischen Landwirthschaft Besseres als bisher zu sehen hoffe.

Toronto, den 25. August 1893.

Nun sind wir schon einen Monat auf unserer Reise und ein Telegramm ist das einzige Lebenszeichen, das wir von Euch Lieben erhielten! Morgen hoffe ich am Niagara-Falle ein zweites Telegramm mit guten Nachrichten zu finden. Alles ist schön, dass wir aber so von allem, was uns lieb und theuer ist, getrennt sind, wird uns doch sehr schwer und unsere Gedanken fliegen recht oft über den Ocean!

Gestern ist es uns zum erstenmale ein bisschen schief gegangen. Wir fuhren Vormittags in zwei Stunden von Montreal nach Cornwall, um von dort mit dem Dampfer in sechs Stunden stromabwärts über die Rapids, reissende Strömungen im Lawrence-Fluss, zu fahren. Dieser führt von allen Strömen, den Amazonenstrom ausgenommen, das meiste Wasser ins Meer, ist oft so breit, dass er selbst ein Meer zu sein scheint und wird plötzlich wieder durch zahlreiche Inseln zusammengedrängt. Die Ufer sind flach, meist bewaldet und nur selten kommen kleinere Orte zum Vorschein, auch sieht man fast gar keine Schiffe, die wegen der Rapids auf Seitencanälen mit Schleusen ihren Weg nehmen müssen. Das Wasser macht in den Rapids, die oft einige Meilen lang sind, einen Höllenlärm, und es ist schauerlich schön, über dieselben zwischen den Klippen bergab zu dampfen.

Cornwall ist ein kleines Städtchen wie Kapuvár, hat aber Gas- und elektrische Beleuchtung, auch überall, selbst bis Montreal, telephonische Verbindung und wird sicher bald eine elektrische Bahn bekommen. Die Telephonbenützung kostet jährlich 20 Dollars, ein elektrisches Glühlicht 65 Cents = 1 fl. 62 kr. pro Monat, die Trottoirs sind aus Pfosten, die dort sehr billig sein mögen, hergestellt. Der Holzhandel soll in Canada, namentlich von Quebec aus, noch sehr bedeutend sein, aber grosse Depôts habe ich nirgends wahrgenommen. Es regnete, wie ich es noch niemals regnen sah, als wir um 1 Uhr von dem ziemlich grossen Dampfer aufgenommen wurden, er war vollgestopft von Damen und Herren, die über die Rapids fahren wollten. Die ersten wurden glücklich überwunden, dann trat aber ein solcher Nebel ein, dass der Lootse, ein alter Indianer, erklärte, vor Tagesanbruch nicht weiter fahren zu können,

bei der nächsten Station blieben wir denn auch, statt um 6 Uhr nach Montreal zu kommen, vor Anker liegen. Als der Capitän dies laut verkündete, fügte er hinzu, dass er zuerst die Damen und dann die Herren zum Souper einlade und für Unterkunft, d. h. Schlafstellen thunlichst sorgen wolle. Und wahrlich, wir standen, was wir sehr befürchtet, nicht hungrig von dem gastlichen Tische auf. Meine Damen bekamen eine Cabine, auch ich in Gemeinschaft mit einem wildfremden Herrn. Als wir uns in dem halbdunklen Loche gegenseitig Complimente machten, wer unten, wer oben schlafen solle, bemerkten wir zu unserem Schrecken, dass oben schon ein Gast von unserer Schlafstelle Besitz ergriffen hatte, und mussten uns nun das untere Bett theilen! Wie ich auf dem Lawrence-Strom geschlafen, könnt Ihr Euch denken, aber auch diese Nacht ging vorüber, es folgte das herrlichste Wetter, um 5 Uhr wurden die Anker gelichtet und um 8 Uhr kamen wir glücklich über alle Rapids nach Montreal, um sofort in zehn Stunden mit dem Schnellzuge nach Toronto am Ontario-See zu fahren. Meinen Ladies war es nicht viel besser ergangen, ihre Cabine lag unmittelbar nehen dem Salon, in welchem die Jugend die ganze Nacht sang, so dass an Schlaf nicht zu denken war.

Der Lawrence-Strom ist in der Verkehrswelt noch eine Hauptrolle zu spielen berufen. Er bildet bekanntermaassen eine Fortsetzung der Wasserstrassen auf den grossen canadischen Seen und eine Verbindung derselben mit dem offenen Meere. Die Entfernung von Duluth am oberen See bis ins Meer bei Belle Isle beträgt 2384 englische Meilen (4000 Kilometer), d. h. zwei Drittel der Entfernung zwischen Amerika und Europa. Was für ein Weltverkehrsweg wird geschaffen werden, wenn man jene Wasserstrasse so regulirt, dass sämmtliche Oceanschiffe von Montreal bis Duluth, von Europa bis in das Herz von Nordamerika fahren können! Bis jetzt gehen dieselben bis Montreal auf dem Lawrence-Strom und nehmen dort die von den canadischen Seen kommenden Frachten auf. Die Schifffahrtsverhältnisse auf dieser Wasserstrasse sind folgende. Dieselbe beginnt bei Duluth am westlichen Ende des oberen Sees, welcher 20 Fuss höher als der Michigan- und Huron-See liegt. Die Verbindung ist durch eine Schleuse bei Sault St. Marie hergestellt, die 1855 erbaut, 1881 verlängert und gegenwärtig auf 800 Fuss Länge, 100 Fuss Sohlenbreite und 21 Fuss Wassertiefe gebracht wird, so dass die grössten Seeschiffe darin Platz finden werden. Der Huron-See liegt zwar 8 Fuss höher als der Erie-See, aber die Verbindung erfordert keine Schleusen, so ist ein directer Wasser-

weg von 1000 englischen Meilen (1610 Kilometer) zwischen Duluth und Buffalo für die grössten Schiffe geschaffen. Von Buffalo gibt es nun zwei Wasserstrassen, die eine auf dem Erie-Canal, die andere durch den Ontario-See und Lawrence-Strom. Der Erie-Canal verbindet Buffalo mit Albany am Hudson-Flusse und dadurch mit New-York. Er ist 530 Kilometer lang, hat eine Sohlenbreite von 56 Fuss, eine Wassertiefe von 7 Fuss und muss 72 Schleusen überwinden. Die Canalboote auf demselben tragen 200 Tonnen und werden mit Pferden in einer Geschwindigkeit von 4 englischen Meilen pro Stunde gezogen. In Buffalo muss daher mit Hilfe von 34 Riesenelevatoren eine Umladung erfolgen. Um zu zeigen, um welchen Massentransport es sich hierbei handelt, erwähnen wir, dass 1890

9	Millionen	Tonnen	Erze
5	„	„	Getreide und Mehl
8	„	„	Holz
8	„	„	Kohle
4	„	„	Diverse
zusammen 34	Millionen	Tonnen	Güter

von Duluth bis Buffalo mit 4000 Schiffen und zu einem Frachtsatze von 30 Cents pro Tonne verfrachtet wurden, während den Suez-Canal nur 7 Millionen Tonnen passirten. Da der Verkehr auf den Seen, der von Duluth ja nicht allein nach Buffalo, sondern auch auf dem Michigan-See nach Milwaukee und Chicago, auf dem Erie-See nach Detroit und Cleveland und von Chicago nach Buffalo geht von Jahr zu Jahr zunimmt; so baut man gegenwärtig Dampfer mit 6000 Tonnen Tragfähigkeit, die von Duluth Buffalo in drei Tagen erreichen können, mithin beinahe so schnell wie die Personendampfer zwischen Amerika und Europa gehen.

Die zweite Wasserstrasse von Buffalo ins Meer geht durch den Ontario-See und Lawrence-Strom. Der Erie-See ist 326 Fuss höher als der Ontario-See, zwischen beiden liegt eben der Niagara-Wasserfall. Dieser kolossale Höhenunterschied ist durch einen 26 englische Meilen (42 Kilometer) langen Canal, den Welland-Canal überwunden. Derselbe hatte ursprünglich nur 10 Fuss Wassertiefe und trug Schiffe bis 600 Tonnen, also dreimal so viel als der Erie-Canal, 1881 hat man aber einen zweiten Welland-Canal von gleicher Länge mit einer Sohlenbreite von 100 Fuss mit 25 Schleusen von 270 Fuss Länge erbaut. Der Wasserstand dieses neuen Canales ist aber erst 13 Fuss hoch, also noch nicht genügend tief, um die grössten Seeschiffe, welche mindestens 17 Fuss erfordern,

tragen zu können. Vom Welland-Canal geht die Wasserstrasse durch den Ontario-See in den Lawrence-Strom. Oberhalb Montreal sind die von uns durchfahrenen Rapids, Stromschnellen, die durch den 50 Kilometer langen Cornwall-Canal, und wenn wir nicht irren, noch durch einen zweiten Canal umgangen sind, die ebenfalls noch keine genügenden Dimensionen für den Meeresverkehr besitzen. Es wird aber die Zeit kommen, in der durch amerikanische Thatkraft auch diese Anstände behoben werden, die grössten europäischen Seeschiffe vor den Häfen von Chicago und Duluth erscheinen und den amerikanischen Weizen auf 6000 Meilen Seewege zu einem Spottfrachtsatze nach Liverpool oder in den Rhein hinein verführen, werden vielleicht nicht theurer als wir von Kapuvár in die Schweiz bezahlen müssen.

Die Tour nach Toronto bot wenig Interessantes, verschiedene kleine nette Städte, sonst aber Farm an Farm mit ihren bescheidenen Gebäuden, schlechten Haferfeldern, mageren Kühen, halb verfaulten und in der Rodung begriffenen Waldparcellen.

Den 27. August 1893.

Toronto ist eine sehr schöne Stadt, wenn auch in amerikanischer Weise gebaut, mit ganz geraden Strassen und vielen villenartigen Häusern, da alle, selbst der Arbeiter, in einem Hause allein zu wohnen wünscht. Er zahlt für fünf Räume mit Wasserleitung etc. 120 Dollars, recht nette Häuser mit 10 Räumen, Badezimmer etc. sind schon für 250 Dollars jährlich zu haben. Toronto hat eine Viertelmillion Einwohner, zahlreiche Industrien und Handelshäuser für das ganze Land. Im Centrum der Stadt sind nur Geschäfte, weiter nach der Peripherie verändern sich die Strassen zu einer reizenden Villenstadt, breite, meist mit Holzstöckeln gepflasterte Strassen, Trottoirs mit Pfosten belegt oder mit Asphalt und mit schönen Bäumen in einem üppigen, wohl gepflegten Rasenstreifen und daneben hinter netten Zäunen, in reizenden Gärten, schöne geräumige Villen, kleinere Wohnungen oder nach gewissen Chablonen gebaute Arbeiterhäuser, jedes für eine Familie. Alle Häuser der Stadt aus Ziegelrohbau, mehr oder weniger mit einem vorzüglichen rothen Quadersandstein geziert. Es gibt aber auch viele grosse Paläste der Banken, Assecuranzgesellschaften etc., die nur aus Quadern errichtet sind. Die ganze Stadt äusserst rein, durchaus mit Gas, elektrischer Beleuchtung und Bahn, Canalisation, Pflaster etc. musterhaft

versehen. Zahllos sind die neuen, schönen, oft grossartigen Kirchen für alle möglichen Secten, die meistens zur protestantischen Kirche gehören, die Muckerei ist riesig. Heute ist Toronto in grösster Aufregung, das Volk, circa 26.000 Stimmen votiren, ob die elektrischen Bahnen auch am Sonntage verkehren dürfen und, wie ich eben höre, haben die Frommen mit 1000 Stimmen Majorität gesiegt. Wir wollten heute Früh zum Sonntage nach Niagara fahren, kein Schiff, kein Bahnzug, der erste um 1 Uhr, den wir benützen werden. Toronto ist voll von den besten Schulen und öffentlichen Anstalten aller Art, so besuchte ich auch eine öffentliche Lesehalle, wunderschönes Gebäude, ausgezeichnete Bibliothek, wo jeder, für welchen der Hausherr bürgt, Bücher bekommt; grosse Lesesäle mit Zeitungen der ganzen Welt und freiem Eintritt. Gerne hätte ich noch heute einige Kirchen besucht, aber ohne elektrische Bahn, bei endlosen Strassenlängen wie die King-Strasse von 12 englischen Meilen Länge, unmöglich! Vergeblich suche ich Toronto mit einer bekannten deutschen Stadt, mit Hannover wegen seines Rohbaues, mit Bremen, Frankfurt etc. zu vergleichen, es ist viel schöner! Ueberhaupt Canada hat unsere vollste Bewunderung.

Die Perle in Canada ist die Provinz Ontario mit Toronto als Hauptstadt, der Osten ist mehr von Franzosen bewohnt, weniger cultivirt und der Westen kaum durch die canadische Pacificbahn aufgeschlossen. In Ontario finden wir alles, was Civilisation und Intelligenz in unserer vorgeschrittenen Zeit hervorzubringen vermochten: ausgezeichnete Verwaltung, gute Finanzen, Pflege der Erziehung und Arbeit, blühende Industrie und Handel. Ontario hat eine landwirthschaftliche Akademie, eine Versuchsstation, Musterfarmen, drei grosse Milchgenossenschaften, die ihre Producte mit bestem Erfolge nach England absetzen, einen landwirthschaftlichen Verein, dessen Verhandlungen einen weit höheren Standpunkt als die unserigen einnehmen. Ich habe niemand gesprochen, der sich nicht zufrieden erklärt. Canada hat gegen 160.000 deutsche Bewohner, die Gegend 50 Meilen nördlich von hier wie London, Berlin etc., blühende Städte von 25.000 Einwohner, wird nur von wohlhabenden deutschen Farmern eingenommen, die sich dort schon seit Generationen angesiedelt haben. Es gibt hier drei grosse, mächtige Parteien, die eine wünscht die jetzige englische Colonie beizubehalten, die andere eine selbstständige Republik, die dritte Anschluss an die Vereinigten Staaten. Die allgemeine Meinung ist, dass der letztere einmal erfolgen wird, um das grosse amerikanische Capital und die Schneidigkeit der Amerikaner in Canada zu verwerthen.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die gegenwärtige Regierungsform dieses zukunftsreichen Landes. Canada ist zwar eine englische Colonie, hängt aber mit dem Mutterlande sehr lose, vielleicht weniger eng als Indien mit England zusammen. Die Stelle des Präsidenten in den Vereinigten Staaten nimmt in Canada der von der Königin von England ernannte Generalgouverneur als vollziehende Gewalt ein. Sein Sitz ist Ottawa, das wir aus Zeitmangel leider nicht besuchen konnten. Das Ministerium besteht aus 13 Mitgliedern. Das Parlament mit ähnlicher Befugniss wie der Congress in Washington, besteht aus 78 Senatsmitgliedern, die vom Gouverneur lebenslänglich ernannt werden, und aus 211 Parlamentsmitgliedern, die von den Provinzen gewählt werden. Die einzelnen Provinzen haben, insoweit sie nicht Territorien sind, eine gleiche Verwaltung wie die Staaten der Union, nur werden die Gouverneure derselben von dem Generalgouverneur ernannt.

Es herrscht vollständige Religionsfreiheit; es werden vom Staate 8500 Schulen, 106 Gymnasien und 8 Universitäten erhalten. Ich sollte denken, die Canadier thun besser, allein zu bleiben, das Reich der Union wird sonst zu gross, die Interessen der einzelnen Theile zu verschieden, um auf die Dauer nicht trennend zu wirken; soll sich dann Canada neuerdings selbstständig machen?

Hier herrscht mehr die Solidität der Engländer, ein ruhiger Fortschritt, kein so grosser Reichthum wie in den Vereinigten Staaten. Der deutsche Consul mit 2,000.000 Dollars gehört zu den Reichsten des Landes. Hierbei möchte ich erwähnen, dass Deutschland in Canada fünf, wir nur einen Consul besitzen, dass wir hier in den verschiedensten Artikeln bedeutende Geschäfte machen könnten, dass wir aber beinahe nur über England mit Canada handeln und diesem den Profit lassen. Kürzlich wünschte ein hiesiges Geschäft grosse Mengen Perlmutterknöpfe von Wien zu beziehen, Preis etc. convenirten ihm, er benöthigte aber eine etwas grössere Form, schrieb deshalb nach Wien und erhielt nicht einmal eine Antwort! Dabei wollen die Perlmutterarbeiter in Wien verhungern! Deutschland macht hier bedeutende Geschäfte, über uns lächelt man nur mitleidig!

Durch die Güte des hiesigen deutschen Consuls Herrn Nordheimer begleitete mich dessen Kanzler Herr Weichert gestern in die Umgebung von Toronto, um einige Farmen zu besichtigen. Canada ist, wie erwähnt, ausser in den Felsengebirgen in der Hauptsache eben, jedoch mussten wir einen ziemlich tiefen Thaleinschnitt überwinden, bis wir die höher gelegene Farm des Herrn

White erreichten. Die Einheit für eine Farm ist hier 100 Acres à 1100 Quadratklafter, circa 70 Joch, aber durch Käufe, Erbschaft etc. sind auch grössere Farmen zu 200 bis 300, selbst 400 Acres oder circa 300 Joch entstanden, die kleineren sind jedoch in überwiegender Zahl. Sie werden entweder von den Besitzern oder Pächtern bearbeitet. Der Kauf einer billigen Farm, weiter von den Städten, für 3000 bis 6000 Dollars ist nicht schwer, da der Credit bei Banken gegen Hypothek ein sehr ausgedehnter ist. Die von mir besuchte Farm gehörte einem Herrn Tailer in Toronto, der sie mit 30.000 Dollars bewerthete und von Herrn White 700 Dollars Pacht oder 2·5 Procent dafür erhält. Letzterer ist ein Gentleman wie unsere kleinen Pächter in Ungarn, arbeitet aber, wie er mir an seinen Händen zeigte, wie ein gemeiner Knecht. Seine Hilfe besteht in seinem jüngeren Bruder, der 120 Dollars fürs Jahr erhält, und in einem Knechte für 6 Monate à 20 Dollars; beide haben freie Kost. Die Farm hat 200 Acres = 80 Hektar, davon 60 Wald; sie ist eingezäunt, so dass das Vieh unbeaufsichtigt weiden kann. Viehstand: 4 grosse schöne Arbeitspferde à 200 Dollars, 1 Einspänner à 100 Dollars, 5 Kühe Durham à 50 Dollars, 18 Jungvieh à 20 bis 40 Dollars, 6 Schweine à 10 Dollars, sämmtlich im besten Zustande. Das Rindvieh in Canada besteht beinahe überall aus Shortorn, Durham, hornloses Aberdeen Angus, Jersey und Holsteinern; die Wollträger sind durch die englischen Fleischschafe und die Schweine beinahe allein durch die Berkshirerace vertreten. In der Scheuer fand ich lauter gute Werkzeuge, Mähmaschine, Häckselmaschine etc. Gebäude bestanden in einem kleinen netten gemauerten Wohnhause, einem sehr primitiven Stall nebst Scheuer aus Holz, mit Brettern verschlagen, daneben eine liderliche Miststätte. Der Boden ist ein heller, wenig humoser sandiger Lehmboden. Der Anbau erfolgt Anfangs September und Ende April. Der Weizen ist beinahe weiss, aber schwer, Gerste lang, leicht. Hafer dagegen sehr schön. Herr White baut jährlich

34	Acres	Weizen	à 30	bushels	=	9	Metercentner
32	„	Gerste	à 30	„	=	9	„
18	„	Hafer	à 50	„	=	15	„
84							

die übrigen 50 Procent werden zu Rothklee und Weide, 3 Acres zu Kartoffeln, Rüben und Futtermais benützt. Die Steuern betragen 70 Dollars und 12 Tage muss mit zwei Pferden auf den guten öffentlichen Wegen gearbeitet werden. Herr White verkauft jähr-

lich circa 1500 bushels Früchte und 5 Stück Jungvieh und bekommt für

700 bushels Weizen à 65 Cents	455	Dollars
500 bushels Gerste à 45 Cents	225	„
300 bushels Hafer à 40 Cents	120	„
für 20 Pferde auf der Weide à 20 Dollars	400	„
300 Kilo Butter à 40 Cents	120	„
10 Schweine	100	„
5 Stück Jungvieh rothe Durhams . . .	200	„
500 Dutzend Eier	75	„
	1695	Dollars

1892 hatte der Pächter 2100 Dollars Bruttoeinnahme. Nach Bezahlung sämmtlicher Spesen und des eigenen Lebens bleiben jährlich circa 500 Dollars netto; Herr White meinte, er esse zwar nicht viel Rindfleisch (dasselbe kostet hier 20 bis 30 kr. das Kilo) aber ein Huhn habe er immer im Topfe; sehr schönen Obstkuchen sah ich selbst auf dem prächtigen Sparherde. Zucker kostet 12 kr. 1 Kilogramm, Kaffee 60 kr., 1 Dutzend Eier 24 kr. In unserem Queens-Hôtel sind wir wunderbar untergebracht für $3^1/_2$ Dollars pro Tag und Kopf, alles ist daher bedeutend billiger als in den Vereinigten Staaten.

Von Toronto fuhren wir bei einer anständigen Temperatur 84 Meilen am westlichen Ufer des Ontario-Sees ununterbrochen durch prächtige, hochcultivirte Felder mit den herrlichsten Anlagen von Obstbäumen aller Art, selbst Weinbergen, so dass ich unwillkürlich an das Elbethal erinnert wurde. Ich glaube, hier müssen grösstentheils Deutsche wohnen. Auch durch mehrere liebliche Städte, wie Hamilton, St. Katherine, mit hohen Thürmen, netten rothen Häusern mitten in Obstbäumen gelegen, kamen wir und endlich um 5 Uhr zum Niagara-Fall — grossartig, wunderbar! Ihn zu beschreiben ist meine Feder zu ungeschickt, ich lege ein Bild davon meinem Briefe bei und bringe Photographien mit nach Hause.

7. Von den Niagara-Fällen nach Chicago.

Niagara, den 28. August 1893.

Es regnete echt amerikanisch in Strömen, uns störte das aber nicht, bis 2 Uhr Mittags war das schönste Wetter und wir hatten reichlich Zeit, uns die gewaltigen Fälle von jeder Seite gründlich

anzusehen, man kann sich aber auch nicht sattsehen. Nun haben wir auch bereits vier unserer Spree-Reisenden getroffen, zwei Engländer in Saratoga und Montreal, und im Clifton-House zwei der drei technischen Räthe aus Budapest. Letztere sind von Amerika sehr unbefriedigt, sie mussten bei glühender Hitze drei Wochen in New-York zubringen, ihr dritter Kamerad, Herr v. Bodner, wurde dort gefährlich krank und kehrte nach Europa zurück. Derselbe war nach den amerikanischen Zeitungen auch lebendig in Southampton eingetroffen und dann spurlos verschwunden, vermuthlich ausgeraubt und ins Meer geworfen. Erst im December erfuhr ich in Budapest, Herr v. Bodner sei unerwartet, aber gesund in Ostende wieder zum Vorschein gekommen, Gott sei Dank! Die übrigen zwei Landsleute hatten bisher nur New-York und den Niagara-Fall gesehen, wo waren wir indessen schon gewesen!

Der Niagara-Fluss bildet zwei Fälle, die aber nur durch die kleine bewaldete Goat-Island voneinander getrennt sind, der amerikanische Fall, 332 Meter, und der Hufeisen-Fall auf canadischer Seite, 915 Meter breit, beide circa 150 Fuss hoch, von beiden zusammen fallen in einer Minute 15 Millionen Cubikfuss in die Tiefe, von diesen 90 Procent über den Hufeisen-Fall. Man muss dort gewesen sein, um sich von dem Getöse, dem smaragdgrünen Farbenspiel, den Sprühwolken einen Begriff machen zu können, hinreissend, gewaltig! Gestern Abend fuhren wir bei Vollmond mit der elektrischen Bahn 9 Kilometer dem canadischen Ufer entlang, vor uns immer die feenhaft beleuchteten Fälle — himmlisch! Unbegreiflich ist mir, dass dieselben nicht Abends, wie ich es am Rheinfalle und in Gastein gesehen, in verschiedenen Farben elektrisch beleuchtet werden, das müsste einen unbeschreiblich schönen Eindruck machen. Heute Morgen gingen wir das steile Ufer hinab auf ein kleines Dampfboot und fuhren, durch wasserdichte Mäntel geschützt, neben beide Fälle, hierauf auf die amerikanische Seite und mit einem Elevator zur Reise unter die Fälle. Wir mussten uns vollständig entkleiden und einen sogenannten wasserdichten Anzug nehmen, dann ging es eine circa 30 Meter lange Holztreppe hinab und nun auf einem Holzstege von Klippe zu Klippe vor dem Falle vorüber, endlich unter den Fall auf Steingeschieben zurück bis zur Treppe. Einer klammerte sich an den Anderen. Mimi und Miss P. mit dem Führer voran, ich als letzter, ein Höllenlärm umgab uns, das Wasser strömte auf uns herab und schien uns zusammenschlagen zu wollen, ein Fehltritt und wir wären verloren gewesen. Wir waren trotz wasserdichtem Anzuge wie gebadet, aber froh, aus

dem Wasserschlunde lebendig wieder herauszukommen; mitten in diesem Hexenkessel bückte ich mich nieder und nahm zum Andenken einen Stein aus der Tiefe, der geschliffen und mit „Niagara" beschrieben werden soll. Graf Béla Széchényi hat bereits zweimal solche Andenken unter dem Niagara-Falle hervorgeholt.

Zwei Brücken führen kurz vor den Fällen über den Niagara-Fluss, eine Eisenbahn- und eine Hänge-Brücke, um vom Cliftonhôtel auf die amerikanische Seite kommen zu können, wo Niagara-Fall, eine nette Stadt mit 5000 Einwohnern und eine Menge Hôtels liegen. Hier steht auch der 300 Fuss hohe eiserne elektrische Elevator, den wir natürlich bestiegen und eine prachtvolle Aussicht auf die ganze Gegend und die Fälle hatten; bei klarem Wetter soll man sogar den Erie-See sehen können. Diese Elevators, Hôtels, elektrische Bahn, Brücken und sonstigen Einrichtungen der Neuzeit tragen nichts weniger als zur Verschönerung der Fälle bei, ich hätte Cooper's amerikanische Urwälder vorgezogen. Uebrigens reissen die Fälle fortwährend Felsblöcke mit sich fort und gehen daher jährlich etwas (circa $^1/_2$ Meter) zurück, so dass sie in einigen hundert Jahren weit höher im Strome und näher dem Erie-See liegen werden.

Etwa 2 englische Meilen von den Fällen stromaufwärts baut die Niagara-Cataract-Constructions-Gesellschaft die grösste elektrische Anlage der Welt, die wir ebenfalls besichtigt haben. Ein 33 Meter breiter, 400 Meter langer, mit Quadern eingefasster und mit starken Wehren versehener Canal leitet eine Riesenwassermasse aus dem Niagara-Flusse in einen 26 Meter tiefen, 133 Meter langen, 33 Meter breiten Maschinenraum, in dem 24 Turbinen zu je 5000 Pferdekräften, also zusammen mit 120.000 Pferdekräften, Platz haben, um die elektrischen Motoren zu betreiben. Vorläufig werden aber nur 5 Turbinen nach Schweizer'schem Modell mit 25.000 Pferdekräften erbaut. Das einströmende und benützte Wasser wird durch einen 3 Kilometer langen, 22 Fuss hohen und 19 Fuss breiten Tunnel in den Niagara-Fluss unmittelbar unter die Fälle zurückgeleitet. Das ganze Werk wird aus Quadern, die bis 10 Dollars pro Cubikmeter kosten, hergestellt und kostet 4 Millionen Dollars. Die besten Arbeiter dabei sollen Neger und Ungarn sein, die bis 6 Dollars täglich verdienen. Man erwartet jeden Augenblick den Durchbruch des Tunnels, dann sind noch die Maschinen und Gebäude aufzustellen, und schliesslich werden unterirdisch Kupferdrähte von $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Zoll Stärke zur Uebertragung der Elektricität nach Buffalo und wohin immer gelegt. Man behauptet hier, dass, wenn man die ganzen Niagara-Fälle in Kraft übertragen würde, Amerika gar keine Kohlen mehr

benöthigt; das ist aber nicht richtig, beide Niagara-Fälle in Kraft übertragen, würden kaum 5 Millionen Pferdekräfte liefern. Im Sommer 1894 soll das Werk vollendet sein, die benachbarte grosse Papierfabrik hat allein 6000 Pferdekräfte von dort contractlich zu bekommen.

Chicago, den 29. August.

Nun haben wir auch die Ausstellung gesehen! Wir kamen heute Mittags um 12 Uhr hier an, besorgten unsere Billets nach San Francisco und wollten um 6 Uhr weiterfahren. Wir haben uns zwar in New-York, wie erwähnt, ein Rundreisebillet für unsere ganze Reise gekauft, allein dasselbe besteht nur aus mehreren Anweisungen, für welche wir in verschiedenen Ticket-Offices die betreffenden Billets bekommen, z. B. in Chicago, St. Paul, San Francisco u. s. w. Um die Zeit nicht unbenützt zu verbringen, besuchten wir die Ausstellung und in dieser die gerade begonnene Pferde- und Rindvieh-Ausstellung. Dieselbe war aber so reichhaltig, dass wir uns entschlossen, bis morgen Abends hier zu bleiben, um noch so viel wie möglich davon zu sehen. Wir sind im Auditorium-Hôtel abgestiegen, haben im 7. Stocke drei kleine Zimmer, ich Nr. 1565 für 2 Dollars, also nicht so theuer, wie wir vermutheten. Der Speisesaal ist im 8. Stock und gewölbt, es hat uns prächtig darin geschmeckt; heute Früh im Speisewaggon war ein Gedränge, dass man nur mit grösster Noth ein sehr mangelhaftes Frühstück für 1 Dollar = 2 fl. 50 kr. bekommen konnte. Wir sind von den amerikanischen Bahnen nicht so entzückt, wie viele Reisende. Ohne Pullman oder Wagner ist überhaupt nicht zu reisen. Die Sitze sind auch in jenen nicht so bequem als in unserer ersten Classe, dann ist in den Waggons den ganzen lieben Tag ein Gelaufe und Personenwechsel wie am Graben. Gut sind die Betten, obgleich mit 20 Damen und Herren zusammen zu schlafen erst gewöhnt werden will, besonders gut sind auch die kleinen Reisebequemlichkeiten, wie Waschraum etc. Die Conducteure sind viel gebildeter als die unserigen und sehr gewissenhaft, die Pullman-Neger liebe gute Kerls, die einem für 25 Cents alles thun möchten. Die Speise-Waggons sind wie die unserigen, nur etwas breiter, viel eleganter, grössere Auswahl von Speisen, aber etwas theuerer, 75 Cents bis 1 Dollar jede Mahlzeit.

So weit ich die Gegend zwischen Niagara und Chicago sehen konnte, unterscheidet sich dieselbe wenig von den schlechteren Theilen in Canada. Der Boden ist wellenförmig, recht sandig, so

dass man bei Michigan grosse unfruchtbare Sandberge bewundern konnte, die Farmen haben ziemlich viel guten Wald, der die Trostlosigkeit der Gegend etwas vermindert. Die Felder waren abgeerntet, aber nicht umgebrochen, der Mais stand erbärmlich und soll heuer in ganz Amerika so sein. Recht nette verschiedene kleinere Städte und auch viele Farmerwohnungen zeichneten sich durch Roth, die amerikanische Lieblingsfarbe, aus. Können die Häuser nicht so sein, so werden die Dächer, Fenster und Thüren oder wenigstens die Schaukelstühle auf den Veranden blutroth angestrichen. Das weidende Vieh, meistens Natives, war recht mager, es muss hier wirklich sehr trocken sein.

Chicago, den 30. August.

New-York mit 2 Millionen Einwohner ist der erste Handelsplatz der Welt, es hat den grössten und schönsten Hafen, an der Mündung des Hudsons als Fortsetzung des Erie-Canales, der mit den canadischen Seen in Verbindung ist, eine Wasserstrasse von unendlicher Länge nach allen Richtungen. Zahlreiche Eisenbahnen aus den entferntesten Punkten der Unionstaaten enden in New-York, dem Herzen Nordamerikas. Wenn New-York aber das Herz, so ist Chicago die Seele der United States. Die Lage an dem canadischen Seegebiete, aus dem jährlich über 20.000 Schiffe mit 7 Millionen Tonnengehalt in den Hafen der Stadt einlaufen, der Endpunkt von 41 Bahnlinien, die mit 80.000 Kilometer Länge sämmtliche Staaten bis in deren äusserste Grenzen durchlaufen, das Felsengebirge überschreiten und den Stillen Ocean erreichen. Zweimal brannte Chicago total nieder, zuletzt am 9. October 1871, wo 20.000 Häuser der Macht des verheerenden Elementes zum Opfer fielen, aber wie der Phönix stieg es aus der Asche und wurde jedesmal schöner, grossartiger, mächtiger im Kampfe mit New-York, um der erste Handelsplatz der Union zu werden.

Das Auditorium ist das richtige Mammothhôtel mit 6000 Quadratmeter Baugrund und 18 Stockwerken, von denen aber, wie uns gesagt wurde, nur 10 Etagen als Hôtel benützt werden. Die Erbauung kostete 5 Millionen Dollars. Das Hôtel, welches aus zwei Riesengebäuden neben dem Michigan-See besteht, hat auch ein eigenes Theater mit 4000 Plätzen, das wir auf der Rückreise besuchten. Wie hoch die Zimmer gelegen sind, ob im 2. oder 10. Stock, ist ganz gleichgiltig, die vortrefflichen Aufzüge legen

2 Meter pro Secunde zurück, in Wien dürfen sie gesetzlich nur $^1/_2$ Meter laufen. Ein Aufzug in einem guten amerikanischen Hôtel ist ein kleiner elektrisch beleuchteter Salon mit bequemen Sophas und Eilzugs-Geschwindigkeit, in dem nur nicht geraucht werden darf und Gentlemen beim Erscheinen der Damen den Hut abnehmen. In den neuen Wiener Palais ist der Aufzug ein enges dunkles Loch, in dem man ausgeraubt werden kann und der zur Verzweiflung langsam geht. O schönes Wien, wie bist du noch zurück! Ausser dem gewölbten Speisesaale im 8. Stocke gibt es auch im Parterre ein grosses, sehr gutes Restaurant. Eine ganz eigenthümliche Einrichtung in allen grossen und kleinen Hôtels sind die Bar-Rooms, meist sehr elegante, oft mit dem Billardzimmer verbundene Räume, in denen an grossen Buffets alle denkbaren Getränke, vom Champagner bis zum Pilsner Bier, ausgeschenkt werden und kleinere Delicatessen zu bekommen sind. In manchen berühmten Bars besteht auch die Einrichtung, dass ein- oder zweimal die Woche jeder Gast, der irgend ein Getränk, und sei es für 5 Cents, bezahlt, nach Belieben Sandwiches, Wurst, Käse etc. gratis verzehren kann. Einige Bars gehen in Chicago sogar schon so weit, um jeder Concurrenz den Hals abzuschneiden, einen Teller Suppe oder eine warme Fleischspeise gratis zu serviren. Ein in Amerika wohnender Oesterreicher erzählte mir, er habe einen ganzen Monat an den diversen Bars für täglich 10 Cents zwei Mahlzeiten bekommen und so äusserst billig gelebt. Dort in den Bars sind die Amerikaner zu finden, die einen Frühschoppen trinken wollen oder Abends nach dem Diner eine ausgiebige Stärkung bedürfen, denn in den Speisesälen der eleganten Hôtels wird bei allen drei Mahlzeiten beinahe ausschliesslich Eiswasser consumirt. Man sagt, zu viel geistige Getränke verbietet das Klima. Trunksucht kommt bei den gebildeten Ständen überhaupt nicht vor, meist nur unter den Negern, Irländern und den Neu-Eingewanderten.

Der gestrige Tag in Chicago war für mich von grossem Interesse. Mimi und Miss P. besuchten die World's Fair, ich die Vieh-Ausstellung. Sie ist musterhaft organisirt, hat gute, aber etwas zu wenig Stallungen und ein grosses Amphitheater für 10.000 Personen; in der Mitte desselben findet die Beschau der Thiere und die Arbeiten der Jury unter Controle des grossen Publicums statt. Vor Schluss der Ausstellung werden täglich sämmtliche Thiere in Parade vorgeführt, geritten und gefahren, so dass man sich leicht eine gute Uebersicht verschaffen konnte. Bis zum 9. September waren

nur Pferde und Rinder ausgestellt, dann sollten Schafe und Schweine, später Pferde-Gespanne und am 18. October Trotters, Vollblut und fettes Vieh an die Reihe kommen. Die letzte Ausstellung hoffte ich auf der Heimkehr aus dem fernen Westen sehen zu können, kam jedoch zu spät.

Die Ausstellung umfasste 1200 Rinder und 1000 Pferde. Es waren Shorthorns, Herefords, Jerseys, Holländer, Aberdeen-Angus, Galloways, Red-Polls, Schwyzer und einige untergeordnete Racen vertreten, grösstentheils sehr schön, vorzüglich gepflegt, aber fetter als unsere besten Mastthiere, zur Zucht daher ungeeignet. Sehr schwierig war es auch zu constatiren, ob die Thiere in Amerika gezogen oder importirt waren, gar so viele Aussteller nannten sich „Importeure und Züchter". Die Süd- und Weststaaten hatten gar kein Rindvieh ausgestellt. Besonders hervorragend war dagegen Canada, mit circa 20 Procent, an der Ausstellung betheiligt, und in Shorthorns, Herefords, Aberdeen-Angus und Galloways gut vertreten. Letzere beiden schottischen Racen sind ganz schwarz, hornlos, langhaarig und wegen ihres vorzüglichen Fleisches sehr beliebt. Stark vertreten waren Jerseys, sie sind in den östlichen Provinzen überall zu finden, wo es sich um Milch und besonders um Butter handelt. In Chicago hat auch eine 90tägige Butterprüfung stattgefunden, von den 75 Kühen waren die acht Sieger Jerseys; die beste Brown Bessie lieferte 1800 Kilogramm Milch und aus diesen 108 Kilogramm Butter in 90 Tagen. Nach Jerseys sind die Holsteiner als Milchkühe in Amerika am meisten beliebt, und gibt es in Boston eine eigene Zuchtgesellschaft für diese Race. Aus Pennsylvanien hatte Mr. Richards von der Avonafarm einige Exemplare des holländischen Lakenviehes ausgestellt, welche ganz schwarz sind, aber hinter den Schultern einen schneeweissen, 60 Centimeter breiten Gürtel um den ganzen Körper haben. Im Allgemeinen kann ich nur wiederholen, dass die Rindvieh-Ausstellung sehr befriedigend war und man in jeder Richtung die Wahrnehmung machen konnte, dass die amerikanischen Züchter sehr gut wissen, was sie wollen, und auch gar kein Opfer scheuen, um ihre Ziele zu erreichen.

Bei der Pferde-Ausstellung hatten sich besonders die Chicago am nächsten gelegenen Staaten Michigan, Iowa, Wisconsin und Illinois betheiligt, die allein mehr als die Hälfte der Pferde geschickt hatten, leider waren auch hier so viele „Importeurs und Züchter" als Aussteller genannt. Auch der Norden von Deutschland hatte durch vier Gesellschaften circa 80 Pferde ausgestellt, und

Grossfürst Demetrius Orloff Trotter und Kreuzungen mit Arabern von allen Farben. Unter den amerikanischen Pferden waren besonders Clydesdale, Percherons und Morgans, ein leichter Schlag, unseren Pferden ähnlich, auch Ardennen besonders reich vertreten. Sehr interessant und neu für mich waren die vielen Maulthiere, oft grösser wie die grössten Wagenpferde, auch viele Shetlands Ponies wurden vorgefahren. Amerikanische Trotter und Vollblut-Pferde werden wir erst im October sehen können.

Schon jetzt die ganze Worlds Fair zu besuchen, lag nicht in unserer Absicht, wir hatten dies für eine kühlere Jahreszeit bestimmt. Chicago zu besichtigen, schien wenig verführerisch, so eilten wir am Abend auf den schmutzigsten Bahnhof in der Welt, und sassen um 7 Uhr Abends in einem höchst eleganten, aber recht besetzten Waggon. Derselbe war elektrisch beleuchtet und die Glühlichter waren so vertheilt, dass jeder Reisende wie am hellen Tage lesen konnte. Unsere Schlafstellen hatten wir natürlich früher in einem Ticket Office gelöst, und um 9 Uhr lagen wir ganz gemüthlich in unseren ausgezeichneten Eisenbahnbetten.

8. Von Chicago in den Yellowstone-Park.

St. Paul, den 31. August 1893.

Die Nacht war kühl, so schliefen wir vortrefflich und waren Früh um 8 Uhr in St. Paul. Da wir Abends weiter reisen wollten, liessen wir unser Handgepäck in der Station, frühstückten im ersten Hôtel und gingen an die Arbeit. St. Paul und Minneapolis sind Schwesterstädte, nur von dem hier noch unbedeutenden Mississippi getrennt. St. Paul mit 200.000 Einwohner liegt im Staate Minnesota, der circa 4000 deutsche Quadratmeilen einnimmt, und hier sind wir bereits in der grossen Ebene Nordamerikas, in der Mitte der unendlichen Weizenfelder von Nebraska, Iowa, Minnesota, Dakota und Manitoba in Canada mit zusammen 23.000 deutschen Quadratmeilen, fast zweimal so gross als Oesterreich-Ungarn. Diese Länder sind erst seit 20 Jahren durch die Bahnen dem Weizen-Raubbau zugänglich gemacht und nun wird derselbe dort aufs Schwungvollste betrieben. Kein Wunder, dass sich in St. Paul und Minneapolis der Hauptsitz der amerikanischen Riesenmühlen etablirt hat, und diesen galt hauptsächlich unser

Besuch. Wir fuhren mit der elektrischen Bahn über den Mississippi nach Minneapolis, das wie St. Paul kaum 20 Jahre alt ist, aber bereits grossartige Gebäude mit allen modernen Einrichtungen hat. In einem derselben fanden wir z. B. sechs Aufzüge nebeneinander, welche fortwährend auf und ab gingen.

Wir waren der Firma Pitsburg & Comp. empfohlen, deren Chef uns bereitwilligst die Erlaubniss ertheilte, die grösste ihrer fünf Mühlen zu besuchen. Man kann sich in der That von einem solchen Etablissement keinen rechten Begriff machen, wenn man es nicht gesehen hat. Der Missisippi liefert für sämmtliche Mühlen die erforderliche Wasserkraft; die von uns besuchte hat 60 Fuss Gefälle und die beiden Turbinen haben 3500 Pferdekräfte; sie ist massiv gebaut und hat neun Stockwerke. Die fünf Mühlen der Gesellschaft könnten zwei Städte wie New-York mit dem erforderlichen Mehl versorgen. Sie verarbeiten täglich 5000 Metercentner, mithin jährlich 2,000.000 Metercentner Weizen, die beinahe ausschliesslich aus Nord- und Süd-Dakota und Minnesota bezogen werden, viermal so viel als die Ebenfurter Mühle von Schöller & Co., eine der grössten in Oesterreich-Ungarn. Augenblicklich wird der Weizen mit 60 bis 65 Cents pro bushel oder 5 fl. pro 100 Kilogramm eingekauft. Das Mehl scheint vorzüglich zu sein; es werden nur drei Sorten erzeugt und in Fässern à 196 Pfund oder 100 Kilogramm, oder in kleinere nette Säcke mit bunten Aufschriften zu 50, 25 und $12^1/_2$ Kilogramm verpackt. Die Fässer gehen in die ganze Welt. Die Preise pro 100 Kilogramm sind

für Mehl	Nr. 1	11	fl. ö. W.
„ „	Nr. 2	10	„ „ „
„ „	Nr. 3	6	„ „ „

Wenn ich recht verstand, besitzt die von uns besichtigte Mühle 200 Fuss Steine, 700 Fuss Walzen und arbeitet automatisch, d. h. beinahe ohne jede menschliche Bedienung.

In Minneapolis gibt es auch Riesen-Sägewerke, um das auf den Flüssen aus dem Norden kommende Holz zu versägen; eine derselben verarbeitet jährlich gegen 9,000.000 Kubikmeter Holz.

In St. Paul erhielten wir auch verschiedene neue Beweise von der grossen Gefälligkeit der Amerikaner. Der Ticket-Beamte der Nord-Pacificbahn überraschte uns mit 31 Dollars, die er uns im telegraphischen Auftrage seines New-Yorker Collegen Mr. Hawley, als dort zu viel für unsere Rundreise gezahlt, zurückgab. Dann beschäftigte er sich wohl eine Stunde mit uns, um uns die beste Route für den Westen zusammenzustellen. Ein Banquier, den ich

ganz zufällig kennen lernte, stellte mich Mr. Bakeley, Chef des Frachten-Bureaus der Nord-Pacificbahn, vor, und dieser liess sofort zwei Beamte durch zwei Stunden arbeiten, um mir Daten über Vieh- und Getreide-Frachtsätze für verschiedene Relationen zusammenzustellen. Liebenswürdige Menschen, diese Amerikaner.

Abends 6 Uhr, am 29. August, sassen wir wieder im Wagner-Car und erwachten am 30. Früh, 5 Uhr, in Fargo, der ersten Stadt in dem Weizenstaate Nord-Dakota. Mit Recht so genannt, denn er producirt in guten Jahren gegen 20,000.000 Metercentner Weizen, d. i. zwei Drittel der ungarischen Production und 15 Procent der amerikanischen Ernte. Man rechnet in Dakota in gesegneten Jahren auf eine Ernte von $7^1/_2$ bis 8 Metercentner pro Katastraljoch, in diesem Jahre ist man jedoch nur auf 4 bis 5 Metercentner gekommen, und wird hier ausschliesslich Sommerweizen angebaut. Dakota ist wie alle Staaten in Sectionen à 1 Quadratmeile = 440 Katastraljoch eingetheilt. Einen breiten Streifen neben der Bahn erhielt die Bahngesellschaft, die übrigen Sectionen verkaufte die Regierung zu halben Sectionen à 220 Joch. Nach und nach sind aber auch durch Zusammenlegung einzelner Sectionen grosse Besitzungen entstanden; so hat die ausgebreitete Familie Dalrymple verschiedene Farmen in Dakota mit zusammen 50.000 Joch Grösse, von denen aber kaum die Hälfte in Cultur ist. Was den Preis des Grund und Bodens anbetrifft, so offerirte mir ein mitreisender Farmer, der mich für einen Ansiedler hielt, seine drei Sectionen zu 1320 Katastraljoch, 3 englische Meilen von der Station entfernt, mit Meier-Hof und 35 Zugpferden für 60.000 Dollars oder 150.000 fl. Derselbe bebaut jedes Jahr 700 Joch mit Weizen, den Rest mit Gerste und Hafer und rechnet auf einen jährlichen Nutzen von 15.000 Dollars.

Wir waren in Fargo, einem kleinen Städtchen mit zahlreichen Zweigbahnen, um 5 Uhr erwacht, um gegen 7 Uhr zu einer 18 englische Meilen entfernten Station Casselton zu fahren, von wo wir die berühmte Riesenfarm Dalrymple besuchen wollten. Der Bummelzug versprach uns in einer Stunde nach Casselton zu bringen, wir stiegen in eine Art Hüttelwagen mit Bänken an den beiden Längsseiten, mit uns Arbeiter, kleine Farmer, Geschäftsreisende und ein Mann aus dem Staate Wisconsin, der zwei Dreschmaschinen besass, und in Dakota, wo der Weizenschnitt gerade beendet war, für Lohn dreschen wollte. Er muss alles beistellen: Kohle, Oel, Bedienung und Zufuhr vom Felde, welch letztere wiederum Pferdebesitzer aus den benachbarten kleineren Städten übernehmen. Unser

mitreisender Dreschmaschinen-Besitzer berechnet die Spesen einer Maschine auf täglich 87 Dollars = 217 fl. und drischt gegen 4 bis 5 Waggon Weizen in 14 Stunden gegen einen Lohn von 12 Cents pro bushel oder circa 90 kr. pro 100 Kilogramm. Auch war ein Bürger von Fargo im Zuge, der 1871 dort das erste Haus erbaute; dieses Städtchen besitzt heute 19.000 Einwohner, eine landwirthschaftliche Akademie und wird bald eine elektrische Bahn haben. Endlich um 9 Uhr setzte sich unser Lastzug in Bewegung, mit diversen Brüchen und Hindernissen erreichten wir um 12 Uhr das Ziel unserer Reise und nahmen von der ganzen Reisegesellschaft, die wir ordentlich lieb gewonnen, wärmstens Abschied. Wir haben auf unserer ganzen Reise noch keinen Menschen bis zum Arbeiter herab getroffen, der nicht artig und zuvorkommend war; das macht einen sehr angenehmen Eindruck. Dagegen liess der gemischte Zug zu wünschen übrig; mit einem Paar amerikanischen Trottern wären wir weiter gekommen. Den Mangel an Geschwindigkeit ersetzen die Locomotiven durch das fortwährende Läuten einer grossen Glocke, um das Publicum aufmerksam zu machen, der einzigste Aufwand an Fürsorge für dasselbe, denn Barrièren werden als überflüssig angesehen, jeder muss für sich selbst sorgen. Auch beim Abfahren der Züge läutet keine Glocke, kein Conducteur schreit, keine Locomotive pfeift, die Zeit ist da, der Zug fährt einfach davon. Und es ist besser so; der Heidenlärm bei der gleichzeitigen Abfahrt mehrerer Züge in einer Station macht die Reisenden nur ängstlich und confus. Sehr grosser Luxus wird mit den Fahrplänen der verschiedenen Bahnen getrieben; sie sind in allen Wartesälen zu finden und jeder Reisende nimmt davon, was ihm gefällig ist. Jeder Fahrplan hat aber eine gute Eisenbahnkarte, auf der die eigene Route mit einer dicken, schwarzen oder rothen, möglichst geraden und kurzen Linie ersichtlich gemacht ist und zur Benützung einladet. Wir haben wiederholt Fahrpläne erhalten, in denen auch sehr gelungene Photographien und Beschreibungen der sehenswerthesten Naturschönheiten an der betreffenden Bahnlinie enthalten waren. Reclame verstehen die Amerikaner.

Casselton ist ein Nest, das sich mit unserem lieben Kapuvár absolut nicht messen kann, aber es hat eine Rennbahn für Trotter, elektrische Beleuchtung, zwei Banken und ein höchst anständiges, sehr reinliches Hôtel, in dem wir uns ganz wohl befanden. Ich glaube, die Banken treiben so eine Art Wuchergeschäft mit den kleineren Farmern, denn ein Ranchman aus Montana erzählte mir, man bekomme auf sichere Plätze $1^1/_2$ Procent Zinsen

pro Monat. Rennbahnen scheinen die Farmer in sehr vielen kleinen Städten zu errichten, um ihre eigene Zucht zu probiren. Es standen in der Bahn von Casselton 16 Trotters, ein Schimmel, der die Meile in 2 Minuten 12 Secunden (?) zurücklegt und 5000 fl. kostete, andere mit 2 Minuten 40 Secunden die Hälfte.

Ein netter Wagen brachte uns in 20 Minuten zur Dalrymple-Farm; unser Kutscher war aus Bayern, vor vier Jahren eingewandert, er nannte uns zur Freude meiner Ladies „Du". Er hat sich schon 500 Dollars erspart und will sich nächstes Jahr eine Frau aus Bayern holen, da, wie er sagt, die Amerikanerinnen zu viel Ansprüche machen und zu wenig leisten. Er erzählte, dass er im Sommer immer in Dakota sei, im Winter werde es aber dort zu kalt und dann wandere er zurück nach Wisconsin.

Die unendlichen Weizenfelder, kaum geschnitten, erinnern mich an unser Alföld, nur fehlen die hübschen Akazien-Bäume und Hecken. Nichts als Weizen, nur sporadisch kleine Gersten- und Hafer-Felder und in der unbegrenzten Ebene in grösseren und kleineren Entfernungen die Niederlassungen der Farmer: ein kleines einfaches hölzernes Wohngebäude, ein elender Pferdestall, eine Scheuer für die Maschinen, alles aus Holz, meist dunkelroth angestrichen, kein Baum, kein Strauch, kein Gärtchen. Viele behaupten, es wachse kein Obst, Dakota sei schon zu kalt, ich kann es kaum glauben. Der Boden ist ein tiefgründiger humoser, wenig sandiger, milder, dunkler Lehmboden. Winterfrucht wird gar nicht gebaut. Ende März Sommerweizen, der schön roth und schwer ist, schmale aber mehlreiche Gerste, schwerer Hafer. Dakota ist seit 20 Jahren aufgeschlossen, seither wird Weizen auf Weizen gebaut. Ein Farmer erzählte mir, er baue schon zehnmal hintereinander Weizen und das Feld sei immer besser geworden. Endlich muss es ja doch, wie es unseren Banater Feldern erging, erschöpft werden!

In dem gesegneten Dakota besitzt nun die Familie Dalrymple bei Casselton auch eine Farm gleichen Namens von 36.000 Acres = 14.000 Hektar, von denen aber nur die Hälfte unter dem Pfluge ist. Nicht weit von dieser Farm hat die Familie noch einen Grundbesitz von 10.000 Hektar, der, ähnlich wie die Dalrymple-Farm, bewirthschaftet werden soll, den ich aber nicht besuchen konnte. Herr Dalrymple war leider nicht zu Hause, nur die Frau und ein jüngerer Sohn. Der Centralhof besteht aus den beiden einstöckigen Wohngebäuden, einem Hause für Kanzlei, Vorrathskammer, Gesindeküche und Arbeiter-Schlafstellen, dann aus zwei Pferdestallungen, einer grossen Scheuer mit Schmiede und einer höchst

primitiven Werkstätte, Alles ziemlich vernachlässigt erhalten. Herr Dalrymple wohnt nur während der Ernte hier, so ist das Haus recht bescheiden eingerichtet, alle anderen Holzgebäude in einem elenden Zustande, die allgemeine Küche schmutzig, die Arbeiter-Schlafstellen ekelhaft. Kleinere Farmen, die wohl ähnlich sein mögen, liegen im Besitze zerstreut. Selbst bei dem Wohngebäude des offenbar sehr reichen Besitzers und des Superintendenten, wie der Director genannt wird, nicht eine Spur von einem Gärtchen oder dem kleinsten Baum, die reine Weizenfabrik!

Die Farm besitzt 300 Pferde und 300 bis 350 Arbeiter im Sommer, dagegen im Winter nur 30 bis 40 Mann. Dieselben werden mit 50 fl. monatlich bezahlt und erhalten freie Kost in drei Mahlzeiten, die, wie ich mich überzeugte, aus viel Fleisch besteht. Die Stoppeln werden im September 5 bis 6 Zoll tief aufgebrochen, Ende März geeggt, mit Maschinen angebaut, mit 150 Selbstbinde-Maschinen Ende August geschnitten und der Weizen mit 5 Dreschmaschinen in circa 20 Tagen gedroschen. Die Weizenernte beträgt 10 bis 20 bushels pro acre oder 4 bis 8 Metercentner pro Joch, auch zuweilen mehr. Herr Dalrymple soll jährlich 600 bis 1200 Waggon Weizen ernten.

Eine kolossale Leistung liefern die Dreschmaschinen. Die 16pferdige Locomobile ist von Ames in Oswekony für 1600 Dollars, die Stiften-Dreschmaschine mit Selbstspeiser von Pitts in Buffalo für 700 Dollars gekauft, so dass beide 5500 fl. kosteten. Die Locomobilen werden mit Stroh geheizt und haben einen sehr breiten, 20 Meter langen Treibriemen. Da die Dreschmaschine im Gange war, konnte ich ihre Construction nur oberflächlich sehen. Sie läuft kolossal schnell, die Spreu geht nochmals auf die Trommel, das nur wenig geputzte Getreide wird durch ein Paternosterwerk so hoch gehoben, um in den darunterstehenden, mit vier starken Pferden oder Mauleseln bespannten Kastenwagen zu fallen und sofort zum Elevator an der nächsten Bahnstation geführt zu werden. Zur Bedienung gehören acht Mann, von denen vier abladen und die Maschine von zwei Seiten füttern, ein Paar Pferde mit Schlitten schafft das Stroh zur Seite, das später verbrannt wird, und 10 Wagen führen von allen Seiten Getreide zu, so dass die Einfuhr und das Dreschen 36 starke Menschen benöthigen. Die Maschine wird in wenigen Minuten von der Locomotive an einen anderen Platz geführt, wenn die Zufuhr des Getreides von dem benachbarten Felde schon zu weit wird. Die Garben sind in diesem Jahre kurz und geben wenig Körner, in anderen Jahren ist das

Stroh länger, die Schüttung aber besser, so dass die Leistung der Dreschgarnituren ziemlich gleich bleibt und von 2000 bis 2500 bushels pro Tag wechselt, zuweilen auch 3000 erreichen soll. Ich habe mich selbst überzeugt, dass ein Wagen von 100 bushels Füllung in 20 Minuten beladen war, das entspricht einer täglichen Leistung von mindestens 7 Waggon, während wir kaum 2 Waggon dreschen können.

Die Farm besitzt an einer nahen Station einen Elevator und Separator mit 170 Waggon Fassungsraum. Dort wird mit Hilfe einer 30pferdigen Maschine und einem vorzüglichen Separator die Frucht gereinigt und direct in die Waggons verladen. Wie erwähnt, war Herr Dalrymple leider nicht anwesend, so dass manche der gesammelten Ziffern, obgleich ich sie durch vieles Fragen zu controliren suchte, nicht vollkommen richtig sein mögen.

Auf welche Weise ein Grossgrundbesitz von solcher Ausdehnung entstanden, und es gibt deren viele in Dakota, habe ich nicht erfahren können. Einige behaupteten, die Dalrymple-Farm bestehe aus lauter kleinen Farmen, deren Eigenthümer ihren Besitz der Familie Dalrymple gegen 8 Procent Zinsen nur in Pacht gegeben haben. Vielleicht stammt der Riesenbesitz aber aus der französischen Zeit, und dieser Zweifel veranlasst mich, bevor wir weiterreisen, ein wenig näher auf die allgemeinen Besitzverhältnisse in der Union einzugehen.

Die ersten englischen Einwanderer hatten ihre alte Heimat hauptsächlich verlassen, weil die Besitzverhältnisse in derselben ihnen nicht behagten, aller Grundbesitz befand sich in den Händen des reichen Adels, anderen Sterblichen war es unmöglich, auch nur den kleinsten Grund und Boden ihr Eigenthum nennen zu können. So war es natürlich, dass diese Leute den Grossgrundbesitz in der neuen Heimat nicht beförderten und ihr erstes Staatswesen mehr auf das Freihufen- und Höfesystem der Deutschen begründeten. In diesem Geiste, der noch heute in der Union herrscht, wurde auch die Vertheilung der erworbenen Gründe in kleine Wirthschaften möglichst gefördert. Aus gleichen Gründen sind auch die grossen Grund-Schenkungen an die Eisenbahnen, Schulen und für öffentliche Zwecke nicht etwa in einem Stücke, sondern in kleineren Sectionen ausgefolgt, die wie ein Schachbrett mit den übrigen zu parcellirenden Grundstücken wechseln, daher auch nur in kleinen Parcellen wieder verkauft werden können.

In den alten Staaten bestand also seit jeher hauptsächlich ein Kleingrundbesitz, alles neu hinzukommende culturfähige und

besitzlose Land wurde als Eigenthum der Union erklärt, um wieder parcellirt zu werden. Nur in Texas und dem Indianer-Territorium ist der freie Grundbesitz durch Verträge Eigenthum des Staates Texas und der in der Reservation untergebrachten Indianer geworden. Die Union theilte ihren gesammten unermesslichen Besitz durch gerade Linien von Norden nach Süden und von Westen nach Osten in Quadrate von 36 Quadratmeilen ($1^1/_2$ deutsche Quadratmeilen), die eine Gemeinde (Township) bilden. Mehrere Gemeinden bilden eine Grafschaft (County), mehrere Grafschaften, z. B. in Kansas 100, machen einen Staat aus. Die Townships sind wieder in Sectionen à 1 Quadratmeile (4 Quadratkilometer oder 443 österreichische Joch) zerlegt und jede Section von 640 Acres in Viertel- und Achtelsectionen zu 160 und 80 Acres. Ausserdem gibt es nach der Qualität der öffentlichen Ländereien Unterabtheilungen, welche bei der Verwerthung massgebend sind, und zwar 1. für Heimstätten bestimmt; 2. Wüstenländereien, die an Ansiedler in Sectionen à 640 Acres à 25 Cents abgegeben werden, wenn dieselben eine Cultivirung und Bewässerung des Bodens versprechen; 3. Ländereien für Eisenbahnen und öffentliche Zwecke; 4. Mineral-, Kohlen-, Stein-, Salz-, selbst Holzländereien, die nur für diese Zwecke mit $2^1/_2$ bis 10 Dollars pro Acre verkauft werden.

Jeder amerikanische Bürger kann vom Regierungslande eine sogenannte Heimstätte zu 160 oder 80 Acres als Eigenthum bekommen, wenn er entweder auf derselben 5 Jahre gewohnt hatte oder sofort $1^1/_4$ Dollars pro Acre baar bezahlt. Er kann auch entweder für die Frau oder mündige Söhne noch weitere zwei Viertel Sectionen billig dazu bekommen, so dass es in Amerika sehr leicht ist, für eine Familie einen Besitz von 480 Acres (150 Hektare oder 260 österreichische Joch) zu erwerben. Hat ein Farmer nicht das nöthige Capital, so findet er es bei den Banken, den sogenannten Farm-Loan und Trust-Gesellschaften, die mit Geld aus dem Osten in allen neuen Städten des Westens gegründet wurden. Diese strecken den Farmern ein Drittel des Werthes ihrer Gründe (früher mit 8 bis 10, jetzt schon mit 7 Procent) vor, werden die Zinsen nicht pünktlich gezahlt, kommt die Farm unter den Hammer. So gibt es in der Union bereits vier Millionen Farmen, von denen die Hälfte nur eine Viertel-Section, mithin 64 Hektar gross sind.

Grosse Ländereien sind von der Union für öffentliche Zwecke, Schulen, Städte, Canäle und Eisenbahnen vertheilt. Das Zustande-

bringen der grossen Pacific-Bahnen, welche erst den Westen aufgeschlossen und das Atlantische Meer mit dem Stillen Ocean verbunden haben, war überhaupt nur durch die Schenkung grosser Ländereien neben den zu erbauenden Bahnen möglich. So erhielten verschiedene Pacific-Linien, die Nordpacific 47 Millionen, die Atlantic 42 Millionen, die Union 12 Millionen, die Südpacific $9^1/_2$ Millionen, die Burlington $2^1/_4$ Millionen, zusammen 113 Millionen Acres, das sind circa 9000 deutsche Quadratmeilen, eineinhalbmal so gross als Ungarn. Die Bahngesellschaften haben entweder Aemter zum Verkaufe ihres Besitzes in kleineren Parcellen eröffnet oder gründeten zu diesem Zwecke eigene Gesellschaften. Wie weit die Wiederverkäufe gediehen, ist mir unbekannt geblieben. So wie geschildert, sind die Besitzverhältnisse in der Union im Allgemeinen, es gibt jedoch auch Ausnahmen. In den Südstaaten, welche die Franzosen gegründet hatten, bestand durch 250 Jahre bis zum Bürgerkriege 1865 beinahe ausschliesslich Grossgrundbesitz, der durch die schwarzen Sklaven mit Tabak, Baumwolle und Zuckerrohr bestellt wurde. Die Freigebung der Neger zwang die Sklavenbarone zur theilweisen Parcellirung ihres Besitzes oder zu der sehr beliebten Theilwirthschaft. So ist seit 1865 bis 1880 die Zahl der Farmen in den Südstaaten von 600.000 auf $1^1/_2$ Millionen gestiegen, welche 870.000 Eigenthümer, von denen nur 20.000 einen grösseren Besitz als 400 Hektare ihr Eigenthum nennen können, besitzen.

In den südwestlichen Staaten, Texas, Arizona, Colorado, New-Mexico, Californien, die erst 1846 zur Union kamen, herrschte bis dahin spanisches Recht. Die Könige von Spanien, später die Republik Mexico, hatten verdienstvollen Männern grosse von Indianern bewohnte Strecken jener Staaten gegen die Verpflichtung geschenkt, diese Besitzungen zu schützen und sie der Cultur zugängig zu machen. So entstanden die „Private-land-grants", grosse Latifundien, namentlich in Texas, New-Mexico, Californien, z. B. die Maxwell-Grant am Cimarron-Flusse in New-Mexico mit 130 deutschen Quadratmeilen Grösse, die San Louis-Grant in Colorado mit 40 deutschen Quadratmeilen und andere. Viele dieser Grants sind nicht mehr im ursprünglichen Besitze. Kühne, unternehmende Männer eilten dem ihnen folgenden Eisenbahnbau voran, zäunten namentlich in Texas, Arizona, Colorado, Montana grosse Flächen ein, die zum Ackerbau nicht geeignet, es entstanden grosse Farmen für Rindviehzucht, sogenannte „Ranchos", deutschen Königreichen an Ausdehnung gleich, mit Heerden von 30.000 bis

60.000 Köpfen. Die jetzigen Besitzer dieser Ranchos sind entweder Männer, die sich aus nichts emporgearbeitet, oder reiche Männer aus dem Osten, selbst englische Herzoge und Lords, z. B. Neville, Manchester, Moris u. A., und auch englische Gesellschaften. Solche Ranchos werden auch oft, um die Einzäunungen zu vermeiden, von den verschiedenen Eigenthümern gemeinschaftlich benützt. In diesem Falle stempelt jeder Eigenthümer sein Vieh, dasselbe wird einmal im Jahre an bestimmten Orten zusammengetrieben, dort getrennt und die Stempel ergänzt.

Als nun diese Staaten 1846 in die Union traten, wurden jene Grants von derselben anerkannt, wenn der Besitztitel nachgewiesen werden konnte. Den meisten dieser Verleihungen war aber nur die Benützung der Oberfläche des Grund und Bodens gestattet, der werthvollere Theil, Mineralien, Kohlen etc., der Krone vorbehalten, und gingen somit in den Besitz der Union über. Alles nicht occupirte Land wurde ebenfalls als Staatseigenthum erklärt und parcellirt. Der Verkauf der Parcellen macht aber nur langsame Fortschritte, ohne Bewässerung ist das Weideland unverwendbar zur Cultur, das System der Parcellirung aber für Viehzucht in grösserem Stile nicht geeignet.

Die folgende Nacht brachten wir abermals im Schlafwagen zu und als der dritte Tag graute, waren wir in dem Bad Lands von Montana. Sich etwas Schauerlicheres vorzustellen, ist auch der lebhaftesten Phantasie unmöglich! Durch 500 Meilen von früh Morgens bis 5 Uhr Abends ein bald enges, bald weiteres Thal, kahle graue, total leblose Abhänge, von Zeit und Witterung zerfressen und zerrissen, ein grau - schlammiges Wasser, der Yellowstone-Fluss, wälzt sich träge durch die ausgebrannte Thalsohle, auf der kein Grashälmchen zu wachsen scheint. Grössere Flächen des Thales waren einst bewaldet; um die Weide zu vermehren, wurden sie angezündet, aber die starken Pappeln widerstanden dem Feuer; der Stamm und alle Aeste sind noch vorhanden, entrindet, weiss wie der Schnee und stehen Gespenstern gleich in der Oede. Und doch fuhren wir von einer Heerde zur anderen, mit wohlbeleibten Thieren, die durchaus keine Noth zu leiden schienen. Anfangs mehrere Rinder in kleinen Haufen, auch über 100 Stück der Shorthorn- oder Durham-Race entstammend. Später hauptsächlich Pferde, ebenfalls in bester Condition und in grossen Heerden, theils grösseren Schlages, theils Doppelponies, die vorzüglich sein sollen. Einzelne Farmer oder Ranch-Besitzer sollen hier bis 500 Pferde oder Rindvieh halten. Ein kleinerer

Farmer erwähnte, er habe 50 Meilen von Livingstone drei Sectionen, also 1300 Joch für 10.700 Dollars gekauft und besitze jetzt 50 Mutterstuten, die er mit Vollblut verbessere; auf 100 Joch könne er auch ausgezeichneten Weizen bauen.

Das Gras dieser Prairien ist sehr nahrhaft; bei den Einfängen auf den einzelnen umzäunten Weiden standen kleine Heutristen, die bei starken Schneestürmen den Thieren vorgeworfen werden, sonst müssen sich dieselben im tiefsten Schnee ihr Futter selbst suchen. Neben der Bahn bemerkten wir häufig Prairiehunde, eine Art Murmelthier, das in Löchern in der Erde lebt, und wo jene sind, gibt es stets auch eine kleine Sorte von Eulen.

Mehrere kleine Städtchen, bei denen wir vorbeifuhren, machten nicht den besten Eindruck, aber sie hatten Rennbahnen und elektrische Beleuchtung. Andere Stationen bestanden in einer Weiche- und Verlade-Einrichtung für Vieh und einige hatten nur eine Tafel mit dem Namen der Zukunftsstadt.

Einen besseren Eindruck macht Livingstone, wenn auch einige mächtige Bären frei in den wenigen Gassen herumliefen. Das einzige Gasthaus war kürzlich theilweise abgebrannt, bei der Bauart kein Wunder, so hatte man einen Schlafwaggon und einen Dining-Car an der Station stehen lassen, um die Fremden zu beherbergen. Wir fanden in dem unabgebrannten Theile des Hôtels noch gute, sehr reinliche Unterkunft und dinirten im Speisewaggon.

Heute am Sonntage brachte uns eine Flügelbahn bei Rothglühhitze in 2 Stunden nach Cinnabar und Sechsspänner in weiteren 2 Stunden zum Mammoth-Hôtel am Eingange des Yellowstone-Parkes; Max hätte die zwei Sechsspänner, Schwarzbraune und Schimmel, sehen sollen, ein Thier wie das andere, vollkommen gesund, 16 Faust gross, schön, elegant, in Wien 10.000 fl., hier 3000 fl. werth. Auch viele Reiter begegneten uns, die alle vorzügliche Pferde hatten. Aber die Gegend ist fürchterlich, hohe, kahle Berge und Thäler vulcanischen Ursprunges, ohne Felsen, an manchen Spitzen kleine Schneelager. Das Mammoth-Hôtel ist ganz nett, wir sind bis morgen gut untergebracht und dann beginnt die fünftägige Rundreise. Wir sind gesund und voll Reiselust, nur betrübt, dass wir noch immer ohne Briefe von allen Lieben in der theuren Heimat sind, Gott gebe, dass Ihr recht gesund seid und oft an uns denkt.

Montag Abends verliessen wir die Niagara-Fälle. Heute ist Sonntag, in sechs Tagen legten wir 3000 englische Meilen oder 4800 Kilometer zurück, schliefen nur einmal in Chicago und gestern in Livingstone in einem Hôtel, sonst waren wir vier Nächte und vier

Tage im Palace-Car. Man gewöhnt sich an alles und das Reisen in den geräumigen amerikanischen Salonwagen ist weit weniger ermüdend als auf unseren Bahnen. Man schaut durch die Spiegelscheiben in eine neue unbekannte Welt, macht eine Tour durch den Zug, unterhält sich im Rauchsalon, isst dreimal, liest nach jeder Station ein Weltblatt aus der zukünftigen Millionen-Stadt, raucht seine Cigarre zu 25 Cents oder 60 kr., der Abend ist da und der Salonwagen wird in ein Massen-Nachtlager verwandelt.

Grand Cañon Hôtel, den 7. September 1893.

Hoffentlich besitzt Ihr Alle eine gute Karte von Amerika, sonst dürfte es Euch wirklich schwer werden, uns auf unseren Kreuz- und Quer-Touren zu folgen. Für diejenigen meiner Leser aber, welche dies versäumt haben, schliesse ich eine kleine Uebersichtskarte von Amerika mit unserer Reiseroute bei. Wir sind also seit drei Tagen in der Mitte des Yellowstone-Parkes. Derselbe liegt grösstentheils in der nordwestlichen Ecke des Wyoming-Staates im Felsengebirge, hat eine Grösse von 240 deutschen Quadratmeilen, ist daher grösser wie Belgien und wurde vor 20 Jahren als öffentlicher Park erklärt und durch eine Militärstation in Mammoth Hot Springs unter den Schutz des Landes gestellt. Bei dem amerikanischen Unternehmungsgeiste bildete sich sofort eine Gesellschaft, die in vier Hauptpunkten des Parkes grosse Hôtels mit je 250 Zimmern, ähnlich wie auf dem Rigi, und ausserdem Frühstücksstationen in kleineren Gebäuden oder Zelten errichtete, leidliche Strassen baute und mit 300 starken Pferden und 45 mit einem Dache versehene Wagen für sieben Personen die Besucher befördert. Die Organisation ist eine vorzügliche, die Zeiteintheilung ganz entsprechend, Zimmer, Betten und Kost recht gut. Für einen fünftägigen Besuch von Livingstone und zurück zahlt man pro Kopf 60 Dollars oder 150 Gulden, die aber für uns schon in unserem Rundreisebillet enthalten waren. Ich glaube, die Frequenz ist bisher nicht viel über 3000 Personen im Jahre gekommen, Zeit- und Geldanspruch für den Besuch des Parkes sind doch ziemlich bedeutend. Bei der Abfahrt von Mammoth-Hôtel erhält jeder Reisende ein kleines Juxtenbuch, aus dem bei jeder Mahlzeit und für jede Uebernachtung dem betreffenden Wirthe ein Blatt eingehändigt wird, was eine sehr einfache und wirksame Controle möglich macht.

An jedem Tage Früh 9 Uhr beginnt die Abreise der Abends vorher von Zinnabar eingetroffenen Fremden in vierspännigen Wagen mit drei Sitzen à zwei Personen, die siebente findet auf dem Bocke Platz. Mit uns wurden sechs Wagen abgelassen, wir waren also 42 Personen aus aller Herren Länder. In unserem Wagen befanden sich Geheimer Rath von Wedding, Professor an der Bergakademie in Berlin, dessen Neffe Dr. Wedding, ferner Dr. Lindeck, mit dem wir auf der Spree bekannt geworden und ein Neffe des Hr. Blohm aus Hamburg, der mit mir vor zwei Jahren in Gastein war, ist das nicht merkwürdig? In einem anderen Wagen fuhren noch drei Berliner Elektriker, Dr. Pringsheim, Dr. Lummer und Dr. Kurlbaum, eine höchst angenehme, liebenswürdige, fröhliche und lehrreiche Gesellschaft, die für uns den grossen Genuss im Parke ungemein erhöhte.

Der ganze Yellowstone-Park ist mehr eine Hochebene mit grösstentheils abgerundeten Höhen, aber bedeutenden Thaleinschnitten. Rings herum von mächtigen kahlen Bergketten des Felsengebirges umgeben, die wohl eine Höhe von 12.000 bis 14.000 Fuss haben mögen, obgleich sie gegenwärtig nur wenig Schnee hatten. Die Höhe des Parkes bestimmten wir an einem Punkte mit 7800 Fuss, eine Wasserscheide, die wir überschritten, mit 9000 Fuss, mithin so hoch wie der Grossglockner. Und dennoch ist der ganze Park bis zu jeder Höhe mit Zirbelkiefern und Fichten bewaldet, ein grossartiger Urwald, wie ich ihn noch niemals gesehen. Theils haben zahlreiche Brände grosse Strecken verwüstet und die halb verkohlten Stämme stehen noch aufrecht oder bedecken den Boden, aus dem zahlreiche neue Bäumchen emporwachsen, theils fegte der Sturm über die Waldungen und warf weite Flächen zu Boden gleich einem grossen Holzschlage, nur waren alle Stämme vertrocknet und entrindet. In den dichten Waldungen liegt so viel Holz auf dem Boden, dass man in dieselben nur mit grosser Mühe eindringen kann. Der Wachsthum der Bäume ist wohl ein mässiger, aber bei der hohen Lage doch ein erstaunlicher, wir bestimmten das Alter einer 18 Centimeter starken Kiefer mit 75, das einer 30 Centimeter starken mit 160 Jahren und schlossen darnach, dass viele Bäume ein Alter von mindestens 300 Jahren haben müssen. Die Höhe derselben scheint jedoch wesentlich geringer als in unseren Gebirgswaldungen. Der Wildstand im Yellowstone-Park soll sehr bedeutend sein, hier ist die letzte amerikanische Büffelheerde, Bären, Wölfe, Füchse, Rothwild, Elenthiere, wilde Schafe, Antilopen etc. zu finden. Am zweiten Abende

unserer Excursion kam ein grosser schwarzer Bär dem Hôtel so nahe, dass die ganze Gesellschaft ihn am Waldrande bewundern konnte.

Gestern lief ein Fuchs bis auf 20 Schritt an unseren Wagen heran, ohne sich im Geringsten beunruhigt zu fühlen, er war röther und nicht so stark als unsere Füchse und hatte dabei etwas längere Beine. Kolossale Geweihe von verendeten Elchen, meist Zwölf- oder Vierzehnender, sind überall über den Thüren der Hôtels angeschlagen oder im Walde zu finden. Fährten haben wir gar nicht gefunden, ein Hauptmann der hiesigen Station soll jedoch vor einigen Tagen mit einer Büffelheerde von 40 Stück zusammen gekommen sein. Um sie vielleicht zu sehen, sind drei Tage nöthig, die wir leider nicht zu diesem Zwecke übrig haben.

Ein Waldweg von unendlicher Länge führt von dem Staate Wyoming durch den Yellowstone-Park nach Montana und auf diesem sind uns öfters Wagen, mit Plachen bedeckt, mit zwei oder auch vier Pferden bespannt und von einem Reiter begleitet, begegnet. Zuweilen kamen auch mehrere Wagen auf einmal oder wir fanden solche ausgespannt und daneben Zelte aufgeschlagen, unter denen oft ganze Familien, augenscheinlich Jäger und Fischer, campirten. Solche Karawanen bestehen oft aus sogenannten Campers, die nur zum Vergnügen in die Wälder ziehen, oder aus Bergarbeitern, die ihr ganzes Hab und Gut mit sich führen und, da jetzt wenig Arbeit in Wyoming ist, nach Montana wandern. Gestern ritten auch vier verwegene Kerls, ganz bewaffnet, auf guten Rossen im Galopp an uns vorüber, wohin, wozu? blieb unerforscht. Die Indianer sind aus dem Parke vertrieben.

Wir leben hier auf lauter Vulcanen! In einem Theile des Yellowstone-Parkes begegnet man auf Schritt und Tritt erloschenen Kratern, Obsidianfelsen, Schwefelhügeln und was besonders merkwürdig ist, einer Unzahl heisser Quellen. Einige haben nur kleine Oeffnungen, in denen es siedet und brodelt und heisse schwefelige Dämpfe emporsteigen, andere bilden ganz kleine Teiche, in denen reines dunkelgrünes, kochendes Wasser bis auf eine unendliche Tiefe hinab zu sehen ist und viele, die eigentlichen Geyser, speien zu bestimmten Zeiten einen Strahl von Dampf mit Wasser gemischt bis zu Höhen von 250 Fuss zum Himmel, wunderbar zu schauen. Mit der Pünktlichkeit der Sonne wiederholen die Geyser ihre Thätigkeit, der eine springt jede 20 Minuten, ein zweiter alle 8 Stunden, ein anderer nur am sechsten Tage und so fort, während der allergrösste schon seit drei Jahren

nicht mehr gesprungen ist. Das ausströmende Wasser setzt Kalk- und Kieselsinter ab, bildet dadurch oft die merkwürdigsten Formationen und Terrassen, zerstört aber jede Vegetation. Grosse weisse Stellen in den grünen Waldungen deuten stets auf eine Anzahl Geyser, die auch öfters ihre Thätigkeit bereits eingestellt haben. Wiederholt trafen wir auch solche Geyser, in denen ein ganz dicker weisser oder gelber Brei wie in einer Hexenküche kochte und grosse Blasen warf.

In diesem wilden Terrain sind wir nun durch vier Tage bei schönstem Wetter und in vortrefflicher Gesellschaft mit einem vorzüglichen Viererzuge herumkutschirt. Die ersten zwei Tage waren hauptsächlich den Geysern gewidmet; wie oft sassen wir geduldig stundenlang am Rande des einen oder anderen, bis er seine Wasser- und Dampf-Strahlen auf 100 oder selbst 150 Fuss viel wuchtiger als der Schwarzenberg-Brunnen in Wien in die Lüfte sandte. Am dritten Tage brachten wir an dem 7800 Fuss hoch gelegenen, 6 deutsche Quadratmeilen grossen Yellowstone-See zu. Derselbe hat zahlreiche Buchten, kleine Inseln, die Ufer sind überall bewaldet, den Hintergrund bilden hohe Spitzen des Felsengebirges, das Ganze macht einen herrlichen Eindruck. Der See soll ungemein fischreich sein, Mimi angelte unverdrossen und hätte auch beinahe eine Forelle gefangen. Pelikane, wilde Enten und Gänse gab es in Mengen. Alles ist aber nichts im Vergleiche zum Yellowstone-Cañon! Den Ausfluss des Sees bildet der Yellowstone-Fluss, nicht so gross wie der Niagara-Fluss, aber er führt doch bedeutende Wassermengen; derselbe verfolgt anfänglich auf einige Meilen mit wenig Gefälle ein flaches unbewaldetes Thal und stürzt dann plötzlich in zwei Terrassen auf 380 Fuss, d. i. mehr als die doppelte Höhe des Niagara-Falles, in eine enge Schlucht, deren steile Wände auf eine Höhe von gewiss 1000 Fuss aus den verschiedenen vulcanischen Gebilden bestehen und daher auch in allen Farben und Schattirungen von weiss bis dunkelroth spielen und glänzen. Zeit und Wetter haben die oft durch Feuer mürbe gemachten Felsen ausgewaschen und die merkwürdigsten Formen und Zacken geschaffen, die aus der engen Schlucht hervorragen. Auf einen derselben hatte ein Lämmergeier sein Nest gebaut, kaum fand er dort Platz genug für sein Home, aus dem zwei Junge fröhlich pfeifend in die Tiefe schauten, in welcher der Yellowstone-Fluss wie ein glänzendes silbernes Band erschien. Niemals werden wir diesen überwältigenden Eindruck vergessen, der Yellowstone-Cañon allein lohnt eine Reise nach Amerika.

Alles war weiss, als wir heute Morgens erwachten, in der Nacht war tiefer Schnee gefallen und gab dem ganzen Parke einen neuen Reiz.

Mammoth-Hôtel, den 8. September 1893.

Als wir gestern Abend, also am fünften Tage, wieder nach Mammoth-Hôtel zurückkehrten, machten wir ganz zufällig die Bekanntschaft einer anderen Gesellschaft, die ebenfalls den Park besucht hatte. Es waren der jüngere Scanavi aus Wien mit seiner Frau und Schwiegermama, Mrs. Harris aus St. Louis, unser Generalconsul in New-York, Herr v. Palitschek und Herr Kautsch, ein bekannter Bildhauer aus Paris, lauter liebenswürdige Menschen, denen wir später noch öfter begegnet sind. Zur Feier unseres Zusammentreffens wurde Abends tüchtig getanzt.

Heute konnten wir erst um 2 Uhr nach Livingstone zurückkehren, so bestiegen Mimi, vier unserer bisherigen Begleiter, unter ihnen Geheimrath v. Wedding und ich früh Morgens feurige Rosse und im sausenden Galopp, denn wir hatten nicht viel Zeit, eilten wir auf einen 8000 Fuss hohen Berg, um vielleicht Antilopen zu sehen. Es kamen uns auch wirklich zwei Rudel ganz nahe, so dass wir sehr befriedigt von unserer Excursion zurückkehrten.

Dieses Reiten im sausenden Galopp in den Rocky-Mountains ist nicht etwa ein ausserordentliches Vergnügen; die allgemein gebräuchlichen spanischen Sättel sind ähnlich wie unsere Militärsättel construirt, 4 oder 5 Stunden darauf zu reiten, lässt zu wünschen übrig. Solche Sättel bekommt man für 60 Dollars in Süd-Californien in wunderbarer Ausstattung, sie sind aber so kolossal schwer, dass ich auf den Ankauf verzichten musste. Die Damen reiten in Californien meistens auch auf Herrensättel und tragen in diesem Falle blaue Beinkleider, so weit wie die unserer ungarischen Bauern, was recht kleidsam aussieht. Mimi kann mehr darüber erzählen, sie hat diese Art Reiterei ausprobirt, später in Chicago auch das Reiten auf einem Kameel, um ja nichts zu versäumen.

Nachmittags kehrten wir nach Livingstone zurück und hier trennte sich die so angenehme Reisegesellschaft durch den Yellowstone-Park. Scanavi's und Geheimer Rath Wedding kehrten nach Chicago zurück, Dr. Kurlbaum blieb in Livingstone, um sein

Glück als Jäger zu versuchen, der junge Blohm fuhr südlich nach Salt-Lake city ins Mormonenland und wollte uns in Californien wieder treffen, die übrigen Herren reisten mit uns nach San Francisco.

Im Mammoth-Hôtel begegneten wir auch einer Gesellschaft deutscher Jäger, Graf Blücher und Anderen, die südöstlich vom Yellowstone-Park auf Bären, Elenthiere etc. jagen wollten. Einer derselben, Rittmeister Baron Pfeilitsch, begleitete uns später von New-York nach London, war aber mit dem Erfolge der zweimonatlichen Jagd nicht sehr zufrieden.

9. Von Livingstone nach San Francisco.

Portland, den 12. September 1893.

Wir mussten am 10. September in Livingstone Früh 4 Uhr auf der Bahn sein, fuhren aber erst um 6 Uhr ab, die Züge haben gewöhnlich 1 bis 2 Stunden Verspätung, was bei den grossen Entfernungen nicht zu wundern ist. Von Livingstone bis San Francisco haben wir 400 deutsche Meilen zurückzulegen und müssen dreimal im Schlafwaggon übernachten. In unserer Gesellschaft waren die vier Elektriker aus Berlin und Herr Kautsch, Preisrichter in Chicago. Heute trafen wir auch zum zweitenmale mit Dr. Mohr aus London zusammen, der mit uns auf der „Spree" reiste und den wir schon in Montreal wiedergesehen hatten.

Von Livingstone bis Portland sind wir zwei Tage und eine Nacht gefahren, haben daher eine weite Strecke durchreist. Am zweiten Tage waren wir fortwährend in den Felsengebirgen, deren Höhen vollkommen kahl sind. Der Wald in den Thälern ist in Folge der hohen Lage kein besonders guter und von der rohen Hand der Menschen arg mitgenommen. Die meistens engen Thäler sind wenig cultivirt und werden grösstentheils als Weide für Pferde und Rindvieh benützt. Mehrere kleinere Städte, die wir erreichten, verdienen wohl diesen Namen nur in Folge ihrer breiten Strassen, hölzernen Trottoirs, elektrischen Beleuchtung und hochtönenden Hôtelnamen; Mimi und Miss Pattison möchten in keiner dieser Städte, weder in Helena noch in Missoula oder Spokane, wohnen. Die grössere Stadt unter ihnen ist Helena, die Hauptstadt von Montana, mit 14.000 Einwohnern und der Mittelpunkt eines der reichsten Minendistricte in der Union; es ist von gold- und silberhaltigen Quarzgängen umgeben und aus dem benachbarten Flusse soll man bereits

für 30 Millionen Dollars Gold entnommen haben. In dem benachbarten Butte City sind sehr berühmte Silberhütten, wie mir Geh. Rath Wedding sagte, mit vorzüglichen Einrichtungen zur Trennung des Kupfers und Silbers durch Elektrolyse, wie ich dies auch in Mannsfeld, Provinz Sachsen, öfters gesehen habe.

In einigen Indianer-Reservationen kamen die bemalten und bunt gekleideten Männer und Frauen an die Waggons, um verschiedene, oft gewiss nicht selbst fabricirte Waaren vergeblich zum Kaufe anzubieten. Neben der Bahn sahen wir auch viele Indianerhütten, ihre Weizenfelder sind oft ganz gut bestellt, Reiter in rothen Kleidern tummelten sich auf ihren Rossen. Meistens sollen die Indianer zu gar nichts zu gebrauchen sein, oft sind einzelne Stämme aber auch sehr reich. In der Nähe von Tacoma, wo die Reservation aus guten Gründen besteht, sahen wir in derselben eine schöne Kirche, grosse Schule, Kirchhof und andere öffentliche Anstalten. Eine junge Indianerin daselbst soll 500.000 Dollars Mitgift bekommen.

Die grösste und reichste Indianer-Reservation liegt aber südlich von Kansas; hier hat die Regierung schon vor mehreren Jahren ein grösseres Gebiet von 600 deutschen Quadratmeilen von den Indianern zurückgekauft, in Sectionen eingetheilt, und ich glaube, zu einem Dollar pro Acre wieder an Weisse verkauft. Dieses Gebiet wurde an einem bestimmten Tage eröffnet und wer eine Section zuerst erreichte, hatte Anrecht, die Homestead zu kaufen. Viele viele Tausende von Menschen lagerten an der Grenze und als dieselbe geöffnet wurde, stürzten alle zu Wagen, zu Pferde und zu Fuss, einer über den anderen in das eröffnete Territorium, um zuerst in eine Section zu gelangen. Dabei gab es Mord, Todtschlag und Unglücksfälle in Menge. Ein ähnliches Schauspiel wird sich in den nächsten Tagen in demselben Gebiete abspielen. Die Regierung hat an der Südgrenze von Kansas abermals 400 deutsche Quadratmeilen von den Indianern erworben und soll dieser Besitz in zwei Tagen eröffnet werden. Ueber 12.000 Menschen lagern bereits an der Grenze und bezahlen dort den Grundeigenthümern eine Entschädigung, weil sie auf ihren Gründen warten dürfen und bei der Eröffnung der Grenze die ersten sind, die über dieselbe springen können. Durch die Entwerthung des Silbers sind auch viele Bergarbeiter ohne Arbeit und strömen nun ins neue Land. Wer dasselbe rechtzeitig ereilt, kann sich $^1/_4$ Section zu 150 Joch für 160 Dollars erobern. Ich bin sehr begierig, in den Zeitungen zu lesen, wie die Geschichte endet.

Schon am ersten Tage überschritten wir bei 5000 Fuss Höhe in einem 1100 Meter langen Tunnel das Felsengebirge, aber auch hinter demselben war die Landschaft recht einförmig und ist es mir nicht erklärlich, wie sich eine Gesellschaft finden konnte, welche die North-Pacificbahn von Helena angefangen durch solche unwirthschaftliche Regionen zu bauen wagte. Die Bahnen in Amerika haben keine Subvention, erhalten aber neben ihrer Linie, wie ich erwähnte, grosse Landschenkungen, die sie nach und nach verwerthen. Sind diese Gründe fruchtbar, wie z. B. in Dakota, so schlagen die Bahnen ein Heidengeld heraus, aber in Montana und Washington wird die North-Pacificbahn schwerlich viel für ihre Gründe bekommen haben, daher kein Wunder, dass sie jetzt schon zum zweitenmale unter Sequester gekommen ist.

Am zweiten Tage unserer Reise führte uns die Bahn in Steigungen wie am Semmering auf das Cascaden-Gebirge, eine Fortsetzung der Sierra Nevada und ein Tunnel von 2 Kilometer Länge brachte uns an die Westküste. Hier änderte sich die Vegetation mit einem Schlage! Durch einen mächtigen Urwald mit Fichten von $1^1/_2$ bis 2 Meter Durchmesser und riesigen Höhen, mit 2 Fuss starken Lebensbäumen und einem undurchdringlichen Unterwuchse rasten wir mit starkem Gefälle und zahllosen Serpentinen in die Ebene der Westküste. Neben der Bahn war der Wald durch Feuer, Säge und Hacke verwüstet, in den Thälern suchten einzelne Farmer kleine Flächen durch Rodung für Feld und Wiesen zu gewinnen, auch Anfänge von Städten mit grossen Sägen lagen auf unserem Wege, aber alles trug den Charakter des echten amerikanischen Urwaldes, des Unfertigen, der Verwüstung mit dem Schaffen neuer Werthe. Später erweiterte sich das Thal, die Ansiedelungen mehrten sich, die Cultur nahm zu, viele Farmer hatten auch bedeutende Hopfenanlagen mit reicher Ernte und schöne Obstbäume zwischen den angekohlten Stöcken des Urwaldes angelegt und nette Wohnhäuser erbaut.

Um 5 Uhr Nachmittags des zweiten Tages erreichten wir Tacoma, eine auf mehreren Terrassen prachtvoll gelegene Stadt am Puget Sound. Dieselbe ist erst 20 Jahre alt und besitzt schon 36.000 Einwohner, zahlreiche Fabriken und einen lebhaften Handel mit der ganzen Welt. Ebbe und Fluth dringen vom Stillen Ocean bis Tacoma und gerade als wir ankamen, war ein grosser Theil der Umgebung unter Wasser. In zehn Jahren, meinte ein Mitreisender, werden Sie hier kein Wasser, sondern nur Fabriken finden. Augenblicklich sind die Amerikaner allerdings sehr nieder-

geschlagen, sie befinden sich in einer grossen Krise und den eigentlichen Krach erwarten sie erst am Ende der Ausstellung. Hunderte von Banken haben ihre Zahlungen eingestellt, niemand hat bares Geld, dabei ist die Ernte sicherlich keine gute und die Geldnoth ist so gross, dass es z. B. den hiesigen Hopfengarten-Besitzern an Geld fehit, um den Hopfen pflücken lassen zu können.

Gestern fuhr ein Agent der Schottisch-Amerikanischen Hypothekenbank mit uns, der mir erzählte, dass dieselbe ihr Geld auf sicherste Hypotheken mit 8 Procent ausgebe und dass der gesetzliche Zinsfuss in Washington 10 Procent sei.

Auf dem sechs Stunden langen Wege zwischen Tacoma und Portland war es schon dunkel und wir konnten nur sehen, dass unser Zug auf einer Dampffähre von kolossalen Dimensionen über den mächtigen Columbia-Fluss geführt wurde.

Auch Portland hat eine herrliche Lage und ist eine blühende schöne Stadt mit 60.000 Einwohnern. Mit der Cablebahn bestiegen wir eine Anhöhe, von der wir die herrlichste Aussicht auf die Stadt genossen. Leider war der Himmel etwas bewölkt, so konnten wir den nördlich gelegenen 10.000 Fuss hohen und schneebedeckten Mount Hood nicht sehen. Von Portland kann man auch eine Tour nach Alaska per Dampfer machen, sie erfordert aber 14 Tage, oder über Vancouver nach Japan, wie überhaupt Portland und Tacoma durch ihre Lage eine grosse Bedeutung für den Handel Amerikas mit Asien erhalten werden. Erzherzog Franz Ferdinand, der ganz in unserer Nähe ist, kam von Japan ebenfalls hier nach Portland.

Der erste californische Rothwein, etwas schwer, sonst gut, californisches wunderbares Obst von allen Gattungen erinnerte uns, trotz aller Schneeberge, in einem milden Klima zu sein. Mimi und Miss P. acquirirten einen grossen Korb mit Früchten und allerlei guter Sachen, um uns Männer bis San Francisco nicht verhungern zu lassen. Uebrigens Hunger und Hitze haben wir bis jetzt weit weniger zu erdulden gehabt, als wir nach allen Berichten befürchten mussten.

Um 6 Uhr Abends reisen wir weiter, und wenn wir nicht ausgeraubt werden, sind wir Donnerstag Früh den 14. in San Francisco. Das Ausrauben der Züge wird wieder modern, auch der North-Pacificzug wurde vor 14 Tagen überfallen, 2000 Dollars sind auf das Ergreifen der Räuber ausgesetzt. Unser Schlafwagen-Neger hatte zwei tiefe Wunden am Kopfe, die er bei Vertheidigung seines Waggons bekommen hatte. Auffallend ist es, dass man, an

der Westküste angelangt, plötzlich kein Papiergeld mehr bekommen kann. Alles wird in Gold bezahlt und es giebt Goldstücke bis zu 20 Dollars oder 50 Gulden. Ich erhob in der Bank in San Francisco 600 Dollars in 30 Goldstücken à 20 Dollars, die zu tragen mir schwer genug wurden.

Auf der Reise von Portland nach dem Süden habe ich in der That wiederholt bedauert, mein Leben nicht doppelt versichert zu haben. Wir fuhren die 800 Meilen bis Frisco, wie die Californier ihre Hauptstadt abgekürzt nennen, in zwei Nächten und einem Tage, haben dabei genug gesehen, um ängstlich werden zu können. Wir mussten von Portland, das fast auf Meereshöhe liegt, die Sierra Nevada bis 1200 Meter Höhe ersteigen und dann im Sacramento-Thale bis ans Meer bergab fahren. Auf diesem Gebirgsübergange geht nun die Southern Pacificbahn einen ganzen Tag ununterbrochen in den merkwürdigsten Serpentinen, auf ganz ungewohnten Steigungen oder im grössten Gefälle, durch lange, ausgezimmerte Tunnels oder über Brücken von fabelhafter Höhe, aber von so schwacher Construction, dass wir jedesmal aufathmeten, wenn ein Thal oder Fluss wieder glücklich passirt war! Ueber uns ragte durch einen halben Tag der schneebedeckte Kegel des 14.000 Fuss hohen Shasta, ein alter erloschener Vulcan, bei jeder Wendung der Bahn hervor und bot namentlich bei Sonnenuntergang einen wunderbaren Anblick. Auf der Hochebene zeigte sich selten Fruchtbau, meistens dürftige Weiden mit unzähligen Pferden- und Rindvieh-Heerden in mit Draht eingezäunten Einfängen und den unvermeidlichen Windmotoren. Hier merkten wir, dass die Cultur erst kürzlich ihren Einzug gehalten habe musste.

Ausgebreitete Urwälder mit den herrlichsten Fichtenstämmen sind neben der Bahn verwüstet, grosse Sägewerke waren im vollen Betriebe oder bereits verlassen, nachdem sie ihr Zerstörungswerk beendet hatten, ein wahrer Jammer für das Herz eines Forstmannes. Ein Schlachtfeld barbarischer Art, es wird niedergemacht, was die Axt trifft und die Säge erreichen kann. Und wenn diese Prachtstämme auch nur wirklich benützt würden, sie liegen aber meist, nur um Platz zu machen, bis sie zufällig oder absichtlich verbrannt werden oder vermodern. Noch grausamer ist die Terpentingewinnung, den wunderbarsten Bäumen werden von allen Seiten tiefe Wunden beigebracht, bis nur noch die Leichen in die Luft ragen. Hesse-Wartegg, dieser gründliche Kenner amerikanischer Verhältnisse, behauptet, dass jährlich gegen 10 Millionen Acres Wald (140 deutsche Quadratmeilen) durch

Fällung, Terpentin- und Samengewinnung, sowie durch Niederbrennen total vernichtet werden, und dass von den 26 östlichen Staaten nur noch Wisconsin, Michigan, Maine und Minnesota mehr Holz, als sie selbst bedürfen, besitzen. Vor 30 Jahren war in Californien und Oregon noch der fünfte Theil mit dem herrlichsten Urwalde bedeckt, heute ist schon mehr als die Hälfte davon vernichtet; 30.000 Sägemühlen, oft wahre Riesenwerke, und 160.000 Menschen arbeiten in den Vereinigten Staaten in diesem Vernichtungswerke. Der sinnlosen Entwaldung folgt selbstverständlich eine Abnahme der Regenmengen und des Wasserzuflusses in den trockenen Jahreszeiten, eine häufige Wiederholung von Ueberschwemmungen durch die plötzlich anschwellenden Ströme, unter denen die Bewohner des Mississippithales besonders zu leiden haben. Und welchen unermesslichen Schatz hatte Amerika in seinen Waldungen! wie viel könnten diese himmelhohen starken Nadelhölzer, diese Weisseichen, Eschen, Vogelbeerbäume, Hartriegel, Tulpenbäume etc., unschätzbares Bauholz, wie viel vorzügliche Werkzeuge, Wagen, Kammräder etc. oder prachtvolle Möbeln liefern.

Die Gesetzgebung hat sich bisher vergeblich bemüht, jener Verwüstung Einhalt zu thun. Ein Bundesgesetz bestimmt, dass jeder Besitzer einer Homestead von 160 Acres freier Eigenthümer derselben werden kann, wenn er durch fünf Jahre zehn Acres seiner Farm mit 2700 Bäumen pro Acre bepflanzt und als Wald bewirthschaftet. In anderen Staaten besteht eine Vorschrift, nach welcher jedes Schulkind jährlich einen Baum zu setzen verpflichtet ist. Man behauptet, dass sich durch diese Maassregeln bereits die Wässer in manchen Flüssen vermehren und die Dürre weniger empfindlich sei! Sicherlich hat man hauptsächlich dieser unverantwortlichen Entwaldung die aussergewöhnliche Plage der Heuschrecken zu verdanken, die z. B. 1862 in Illinois 10 Procent der Ernte vernichteten und 1874 in Minnesota für drei Millionen Dollars Schaden machten.

In einer engen Thalschlucht, am Fusse des Shasta, wurde plötzlich Halt gemacht, alle Welt stürzte aus den Waggons, um von einer aus dem Bergabhange mächtig hervorsprudelnden Quelle, zu trinken; sie lieferte aber auch in der That einen vorzüglichen Trunk, obgleich die Amerikaner Giesshübler-Wasser vorziehen; derselbe kostet echt oder imitirt so viel wie Bier, 50 Cents die kleine Flasche. Dann wurde es wieder dunkel und als wir am folgenden Morgen aus unseren Höhlen krochen, waren wir in der Ebene des Sacramento-Flusses.

Das amerikanische Eisenbahnleben ist ja ganz angenehm und dem europäischen vorzuziehen, wenn es nur mehr Züge und weniger Controle und Räuber geben wollte. Seit 1. September geht hier im Westen auf allen Bahnen täglich nur ein benützbarer Zug, steigt man irgendwo aus, sitzt man 24 Stunden fest. Ich wäre mit Vergnügen in der fruchtbaren, schön bebauten Ebene von Sacramento geblieben, aber einen ganzen Tag wollte ich nicht verlieren und so musste ich schon wiederholt darauf verzichten, hier und dort eine Farm oder einen Ranch zu besuchen. Bleibt man aber ruhig im Waggon sitzen, so hat man fortwährend mit den Tickets zu thun. Wir haben zwar ein Rundreisebillet durch ganz Amerika, aber Karten für den Schlafwagen müssen wir uns jedesmal extra, wo möglich telegraphisch bestellen, sonst bleibt man ohne Bett; von San Francisco zahlte ich schon 98 Dollars für diese Schlafstellen. Es gibt nun besondere Conducteurs für den Zug und für die Schlafwagen, beide wechseln ziemlich häufig und jeder neue controlirt die Reisenden, so dass die Controle gar nicht aufhört. Auch die Train-Robbers machen den Reisenden öfters das Leben schwer. Die Plünderung der Züge nimmt, vermuthlich in Folge der grossen Arbeitseinstellungen, in erschreckender Weise zu. Vorige Woche soll wieder ein Zug bei Chicago ausgeraubt worden sein; 75.000 Dollars fielen in die Hände der Herren Räuber.

10. San Francisco und Umgebung.

San Francisco, den 16. September 1893.

San Francisco, das schon 100 Jahre besteht und von den Spaniern gegründet wurde, ist sehr schön, aber doch ganz anders, als ich es mir nach den Beschreibungen vorgestellt hatte. Der Stille Ocean bildet hier eine grosse Bucht, die durch Golden-Gate, ein Felsenthor, vom Meere getrennt wird. An den Ufern der Bucht und den oft steilen Hügeln liegt die Stadt mit Neigungen bis zu 1 : 5. Sie ist wie alle amerikanischen Städte gebaut, lauter ganz gerade Strassen, im Centrum eine Menge Prachtbauten, weiter nach aussen meist mehr oder weniger schöne Holzbuden. Die Stadt wird sich gewiss noch einmal bis zum Ocean ausdehnen, vorläufig liegen grosse Dünen zwischen beiden, die nichts weniger als zur Verschönerung beitragen. Ein Theil dieser Sandberge ist in einen wirklich schönen Park mit einer Menge tropischer Bäume

und Gewächse umgewandelt, eine grosse Zierde für die Stadt. Glücklicherweise gehen überall, bergauf und bergab Cable, elektrische und Pferdebahnen, sowie schmalspurige Dampfwagen, so dass die grössten Entfernungen leicht zu überwinden sind. Das Pflaster ist geradezu schauerlich, selbst die Pferde- und elektrischen Bahnen leiden darunter. Unsere erste Fahrt war selbstverständlich zum Cliff-House, eine schöne Terrasse am Ocean, von der man die bekannten zwei Felsen im Meere sieht, auf denen sich eine Unzahl feister Seelöwen sonnen und einen Heidenlärm machen. Auf der Spitze der grösseren Felsen sitzen unzählige Seevögel aller möglichen Arten und unterhalten sich dort prächtig. Geschossen dürfen die Thiere nicht werden und das scheinen sie sehr gut zu wissen.

Das Interessanteste in Frisco ist das Chinesen-Viertel. Am ersten Tage war ich mit mehreren unserer Reiseherren nur von einem Detective begleitet dort, aber am folgenden Tage habe ich auch meine zwei Ladies unter starker Escorte hingeführt und der Eindruck wird uns unvergesslich bleiben. Es sollen 30.000 Chinesen in San Francisco sein, unter ihnen nur 1400 Frauen und Mädchen. Seit fünf Jahren dürfen nur Geschäftsleute, aber keine Arbeiter einwandern, 100 Dollars für den betreffenden Beamten öffnen aber auch heute noch jedem Chinesen die amerikanische Grenze. Ein weibliches Wesen hinein zu schmuggeln kostet schon mehr, selbst bis 1000 Dollars.

Die Chinesen haben sich keine eigenen Häuser gebaut, sondern in der Mitte der Stadt, in den grossen Palästen der Weissen eingenistet, indem dieselben von den reicheren Mitgliedern der chinesischen Gemeinde gemiethet, durch elende Bretterverschläge in eine Unzahl von schmalen Gängen, Gewölben, Rasirzimmern, Vergnügungslocalen, halsbrechenden Stiegen und recht viele kleine Kämmerchen getheilt und diese an die ärmere Classe mit grossem Profit vermiethet wurden. Eine Unzahl von Schildern mit chinesischer Inschrift, Lampions, heraushängender Waare, Gewölbe, Theehäuser etc. geben den sonst amerikanischen Strassen ein recht chinesisches Aeussere und dazu bis in die späte Nacht überall, in den Fenstern, auf den Thürschwellen und auf dem Pflaster stehende und durch die Gassen eilende bezopfte Chinesen in ihren heimatlichen Trachten liessen uns in der That vergessen, dass wir nicht in China waren. Von der Genügsamkeit der Söhne des himmlischen Reiches kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man ihre verschiedenen Höhlen Abends besucht, überall in den Strassen wie

in den Gewölben wimmelt es von ihnen bis spät in die Nacht, denn die Chinesen lieben es, sich nach des Tages Mühen billig, aber recht lange zu unterhalten.

Im Stockdunkeln, nur zuweilen durch das Anzünden eines Streichhölzchens, das unser Detective in der Tasche trug, beleuchtet, wanderten wir durch die elendsten schmalen Gassen, krochen über die hölzernen Stiegen und die Winkelgänge in die Keller und in den obersten Stock und sahen uns Alles an. In den zahllosen Miniatur-Wohnzimmern standen meistens ein oder zwei Betten, ein kleiner Tisch, einige Stühle, an den Wänden Heiligenbilder, voila tout. Im Ganzen genommen reinlicher als ich gedacht hatte, „in Folge der Worlds fair, durch welche man viel fremden Besuch erwartete", erwähnte entschuldigend unser Detective. Luft gab es in diesen Salons überhaupt nicht, wie können ihre Bewohner da anders als die lebendigen Leichen aussehen! Recht einladend war eines der Theehäuser, in dem wir einen recht wohlschmeckenden, wenn auch eigenthümlich servirten Thee bekamen. Hier geben sich die reichen Chinesen auch gegenseitig grosse Diners und Soupers, bei denen Musik, angestrichene Damen und die Opiumpfeifen nicht fehlen dürfen. Um so abschreckender sind die Restaurants für die ärmere Bevölkerung, meist in unterirdischen, dunklen, schmutzigen Localen, in denen ein wenig einladender Geruch herrscht; die Chinesen sind so genügsam, sie sitzen an elenden, ungedeckten Tischen und verzehren mit ihren zwei dünnen Stäbchen, die sie mit besonderer Geschicklichkeit hantiren, Reis oder eine Fleischspeise, aber niemals Rindfleisch. In einem anderen ebenerdigen engen Locale befand sich eine Pfandleihanstalt, ein Chinese sass in einem Verschlage und verkaufte die vermuthlich nicht eingelösten Pfänder, ich erwarb einen Dolch. Jeder reiche Chinese lässt sich wöchentlich einmal, die ärmere Classe im Monate zweimal rasiren, die Barbiere verstehen ihr Geschäft, das muss man ihnen lassen. In Europa rasirt man die Tonsur der Mönche, in China rasirt man nur diese Stelle nicht, an der sie einen langen Zopf wachsen lassen, sonst wird der ganze Kopf so glatt wie Elfenbein rasirt, der Zopf gewaschen und wieder eingeflochten. Dann kommt der Bart daran und zuletzt beide Ohren und die Nase, welche die Bartkünstler mit besonderen Messern aufs feinste putzen und auch das kleinste Härchen auszupfen. Die ganze Procedur, während welcher der Chinese nicht eine Miene verzieht, dauerte eine halbe Stunde und kostete 25 Cents oder 60 Kreuzer. Die Apotheke, in der eine Unzahl Büchsen und Schachteln herumstanden, mag ja

für die Chinesen ganz vorzüglich sein, wir waren Gott sei dank gesund, kauften aber dennoch aus Vorsorge einige getrocknete Eidechsen von besonderer Grösse, die für alle Krankheiten gut sein sollen. Am Unheimlichsten sind die verschiedenen Opium-Höhlen, kleine, schmutzige, düstere Räume mit drei bis vier Lagern aus Brettern, auf denen die Chinesen wie Leichen liegen; einer schläft bereits und träumt alle Herrlichkeiten aus der Heimat, ein anderer kauert auf dem harten Lager und zündet sich eine neue Pfeife an, da dieselbe nur einige Minuten benützt werden kann, ein schauerlicher abschreckender Anblick! Merkwürdig ist auch das Theater, ein grosser kaum beleuchteter, um so mehr verräucherter Saal, eine erhöhte Bühne ohne besondere Decorationen, hinter derselben ein Vorhang und hinter diesem die Garderobe mit reichhaltigen, oft prachtvollsten und kostbarsten Seidenanzügen. Links von der Bühne einige übereinander liegende Logen, in denen Chinesinnen sassen. Im Partere Platz an Platz, dicht besetzt, lauter rauchende Chinesen, die nicht einen Laut von sich geben. Eintrittsgeld $^1/_2$ Dollar. Das Stück hatte schon seit zwei Stunden begonnen, als wir eintraten, das machte aber nichts, denn eine Aufführung nimmt oft eine ganze oder mehrere Wochen in Anspruch. Wir wurden nicht in den Zuschauerraum, sondern direct durch die Garderobe auf die Bühne begleitet, wo man uns den Logen vis-à-vis Stühle und Kisten hinstellte. Ob das Stück ein Trauer- oder Lustspiel war, haben wir nicht entziffern können, vielleicht war es auch eine Oper. Die Damenrollen wurden täuschend von Männern mit flötenden Stimmen gegeben, die Musik war in der Mitte der Bühne, die Tamtams, Pfeifen und Cymbeln machten einen ohrenzerreissenden Lärm, die Künstler kamen einzeln oder in Gesellschaft hinter dem Vorhange hervor, sangen, tanzten, unterhielten und prügelten sich, und gingen wieder ab, kurz es fehlte nichts zur Unterhaltung, selbst ein höchst geschickter Tausendkünstler brachte Abwechslung in die Scene, die aber bald zu verlassen wir recht zufrieden waren. Endlich besuchten wir noch den im ersten Stock eines Hauses befindlichen Tempel mit einem reich vergoldeten Altar, auf dem diverse wild aussehende Heilige standen, daneben Schüsseln mit Lebensmitteln, vermuthlich Opfer frommer Chinesen. Dieselben sollen mehrere Götter haben, denen sie opfern, z. B. Wach Tah, dem Gotte der Heilkunst, Tsoi Pek, Shing Kmun, der so beliebte Gott des Reichthums. In einer Ecke des Tempels ist auch fürs Geschäft gesorgt, die Fremden können dort alle möglichen heiligen Sachen gegen Barzahlung bekommen. Im ganzen Chinesen-

Viertel sind überall Körbe aufgestellt, um die unzähligen Zetteln aufzunehmen, welche die Chinesen mit Beschwörungsformeln in die Gasse werfen, die aber nicht in Amerika bleiben dürfen, daher in den Körben wieder gesammelt und verbrannt werden.

Im Geschäfts-Viertel von San Francisco mit seinen hohen, theilweise auch prachtvollen Gebäuden herrscht natürlich ein höchst reges Leben, aber sonst sieht man der Stadt kaum an, dass sie nach New-York, Boston und Chicago der grösste Handelsplatz in den Vereinigten Staaten ist. Der allerdings wunderbare Hafen ist fast ein grosses Meer, so verschwinden die vielen Dampfer und Segelschiffe in demselben. Am östlichen Ufer der Bucht liegt Oakland mit 50.000 Einwohnern, dort enden die Pacificbahnen und der Verkehr nach San Francisco findet auf Riesenfähren statt. Beide Städte waren ja bis zur Entdeckung des Goldes (1848) nichts als elende Fischerdörfer. 1853 betrug die californische Goldausbeute 65 Millionen Dollars, jetzt erreicht sie kaum 16 Millionen Dollars; das Gold an der Oberfläche, in den Flüssen und Bächen ist ausgebeutet, jetzt muss es in den Quarzgängen aus grösserer Tiefe oder durch Auswaschen der goldführenden Schichten im Gebirge mühevoll gewonnen werden. Der ausgewaschene Schutt versandet aber so manches fruchtbare Thal und der Schaden überragt oft den Werth des Goldes. Gegenwärtig sind die Ernten des Ackerbaues, auch der Obstcultur und des Weinbaues die werthvollere Goldausbeute in dem gesegneten Californien.

Die Riesen-Weizenfarmen im Sacramento und San Joaquin-Thale sind weltbekannt, ihre fabelhaften Ernten nehmen durch den Raubbau allerdings schon ab. Gerne hätte ich den Weizenkönig Glenn im Sacramento-Thale besucht, er soll jährlich 40.000 Hektare mit Weizen bestellen, die Ernte war aber leider bereits beendet und unsere Zeit zu sehr beschränkt. Californien ist heute einer der grössten Weinbau-Staaten, das erste Obstland der Welt. Grösser als Ungarn, mit dem besten Klima auf Erden, niemals extreme Hitze, noch grosse Kälte, bei genügenden Niederschlägen im Winter geht Californien einer goldenen Zukunft entgegen, in der nicht das Gold, sondern Ackerbau, Viehzucht und Handel herrschen werden. Wird dann noch die Durchstechung des Nicaragua oder Panama-Canales erfolgen, so hat Californien den Himmel auf Erden.

Uns machte es den Eindruck, als wenn in den Bewohnern des Westens nicht diese Hast steckte, die man im Osten bei den Yankees überall beobachten kann. Der Californier liebt auch einen

behaglichen Genuss, den ihm die gütige Natur in so verschwenderischer Weise zu bieten vermag.

In San Francisco besuchte ich unseren Consul Körbel, der selbst grosse Weinberge besitzt, mich aufs zuvorkommendste empfing und mir sehr werthvolle, von ihm zusammengestellte Daten über die Production und den Handel Californiens mittheilte.

Herr Körbel setzte mir auch Roth- und Weisswein vor, ich glaube, guten und schlechten Wein unterscheiden zu können und muss gestehen, der Wein war vorzüglich.

Wir waren im Palace-Hôtel ausgezeichnet aufgehoben, ich glaube, es ist das grösste und beste Hôtel der Welt. Ein Marmor-Palast mit sieben Stockwerken, 775 Zimmern für 1200 Gäste, prachtvollen Sälen, 200 Pianos, Gas- und Eisfabrik im Keller, Wasserleitung, elektrische Beleuchtung, vorzügliche Küche, mässige Preise. Ein- oder zweimal hat das Palace-Hôtel gekracht, jetzt gehört es einem calnifornischen Krösus. Aber auch von diesem Eldorado mussten wir uns trennen und machten uns gestern, den 16. September, in Begleitung von vier Herren, zwei elektrischen Doctoren, dem Pariser Bildhauer Kautsch und Herrn Blohm aus Hamburg auf den Weg nach Monterey, südlich von Frisco.

Die Bahn führte durch ein weites, hochcultivirtes, reizendes Thal, eigentlich eine weite Ebene, zu beiden Seiten hohe Bergabhänge, deren Spitzen leider grösstentheils entwaldet sind. An den unteren Abhängen und in der ausgedehnten Ebene wechseln alle möglichen landwirthschaftlichen Gewächse mit den schönsten Obst-Plantagen, die ich jemals gesehen. Gleichviel, welche Sorte von Obst gezogen wird, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Aepfel, Orangen etc., ein Baum ist so gerade und schön gezogen wie der andere und auf das beste gepflegt. Wir haben aber auch Ernten gesehen, von denen wir bisher keinen Begriff hatten. Auch viele Weingärten lagen in der Ebene, in denen die Weinrebe überall als Busch wie unsere Johannesbeere gezogen war. Der verstorbene Senator Stanford soll nördlich von San Francisco einen Weingarten von 2000 Acres angelegt haben. Auch eine grosse Obstdörre sahen wir von der Bahn, die sehr beschäftigt zu sein schien. Wir schwelgten Alle in Obst, das uns in so reicher Fülle geboten wurde und so saftig und wohlschmeckend war, wie wir es noch nirgends gefunden.

Nach zweistündiger Fahrt kamen wir nach Palo-Alto, nahmen einen Wagen und fuhren in das Gestüt des kürzlich verstorbenen Senators Stanford. Schönere Pferde habe ich wohl selten gesehen, 250 amerikanische Trotter-Stuten nebst Nachzucht und 50 englische

Vollblut-Stuten. Es sind dort Pferde, die in 2 Minuten 7 bis 20 Secunden die (engl.) Meile gehen und 100.000 bis 150.000 Dollars werth sein sollen. Alle Gebäude sind sehr praktisch, aber nur von Holz gebaut, ein grosses Risico bei dem kostbaren Pferdematerial! Wie uns gesagt wurde, soll nächstens ein grosser Theil der Pferde in Auction verkauft werden. Mr. Stanford hat vor zwei Jahren seinen einzigen 16jährigen Sohn verloren und zu dessen Andenken in Palo-Alto 30 Millionen Dollars, also 72 Millionen Gulden, für Gründung einer Universität gegeben, die kürzlich eröffnet wurde. Dieselbe ist noch nicht vollendet, aber schon steht ein kolossaler Gebäude-Complex, in dem für alles gesorgt ist, was eine moderne Universität nach amerikanischen Begriffen benöthigt. Senator Stanford, der vor einem Jahre gestorben ist, war einer, der die South-Pacificbahn controlirte, wie man in Amerika zu sagen pflegt, und durch diese gute Controle verdiente er sich die vielen Millionen, welche er der öffentlichen Erziehung widmete.

Nicht sehr weit von Palo-Alto liegt San José, ein allerliebstes Städtchen mit 20.000 Einwohnern. Die freundlichen Villen mit den vielen hohen Palmen und allerlei tropischen Gewächsen, von den schönsten Obstgärten umgeben, waren reizend. Nachdem wir in einem herrlich gelegenen Hôtel unser Mittagessen eingenommen, bestiegen wir, sieben Personen, einen Wagen mit vier schönen Füchsen und fuhren 4000 Fuss hoch zur Lick-Sternwarte, derzeit die grösste der Welt. Dieselbe ist von einem Mr. J. Lick mit 700.000 Dollars gegründet, ganz vorzüglich eingerichtet und hat den grössten Refractor mit einer Linse von 91 Centimeter Durchmesser. Gegenwärtig beabsichtigt man in Chicago einen noch etwas grösseren Refractor aufzustellen, allein nichts kann die reine, durchsichtige Luft auf dem Hamilton-Berge ersetzen! Die Strasse geht in 365 Windungen an tiefen Schluchten mit mässiger Steigung bergauf, aber der Weg ist weit, die Höhe bedeutend, wir brauchten $5^1/_2$ Stunden, und es war bereits dunkel, als wir die Sternwarte erreichten. Auf dem ganzen Wege hatten wir aber eine so herrliche Aussicht, eine so wunderbare Abendbeleuchtung und Luft, eine so seltene Flora, dass wir aus dem Entzücken gar nicht herauskamen. Director Professor S. Holden empfing uns oder vielmehr unsere beiden mitreisenden Gelehrten auf das liebenswürdigste, und es wurde 10 Uhr Abends, bis wir alle seine reichen Schätze kennen gelernt hatten; ein grosser seltener Genuss für uns Alle. Professor Holden zeigte uns auch verschiedene Mond-Photographien, die er von Baron Rothschild in Wien bekommen

hatte. Auf der Sternwarte gibt es kein Hôtel, so mussten wir nach San José zurückfahren. War das eine Fahrt! In dieser Dunkelheit, immer bergab, an tiefen Abgründen, ohne jeden Schutz und unsere vier Füchse rasten nur so den Berg herab! Wir machten die Augen zu und dachten: „wie Gott will", waren aber froh, als wir um 2 Uhr Nachts gesund in unseren Betten in San José lagen.

Heute Morgens sind wir ins Hôtel del Monte gekommen, das ist allerdings eine der schönsten Anlagen in Amerika! Mitten in dem herrlichsten Parke, dessen Vegetation die ganze Pracht des Südens zeigt, in unmittelbarer Nähe des Stillen Oceans. Leider ist die Zahl der Fremden, vermuthlich in Folge der Ausstellung, zu gering für die Grösse der Anlage, aber wir befinden uns hier dennoch sehr wohl.

Hôtel del Monte, 18. September.

Wenn man von californischer Hitze spricht, so ist das sicher eine der kleinen beliebten amerikanischen Uebertreibungen, denn wir frieren hier mehr als um diese Zeit in unserem gesegneten Ungarn. Das hat uns heute aber nicht abgehalten, eine 17 Meilen lange Fahrt um die ganze Halbinsel von Monterey, der alten Hauptstadt Californiens, zu machen und dort unter Cypressen-Hainen an den von mächtigen Wellen des Oceans bespritzten Felsen die vielen Möwen, Pelikane und anderen seltenen Vögel zu bewundern oder Agate und grosse Muscheln am Meeresstrande zu suchen. Das war ein höchst interessanter Ausflug!

Morgen reisen wir nach Santa Cruz zu den Riesenbäumen, kehren Abends nach Frisco zurück und dann geht es ins Yosemite-Thal. Leider können uns die vier Herren, welche nun seit 14 Tagen unsere beständigen Begleiter waren, dahin nicht folgen, und verlieren wir eine sehr angenehme Reisegesellschaft.

In Kapuvár werden nun wohl die Jagdgäste eingerückt sein und hoffentlich so manchen Hirsch auf die Decke legen. Ob Erzherzog Otto schon bei uns sein wird?

In den weiten Thälern von Californien gibt es fast gar kein Wild, bei den kahlen Bergen und der hohen Cultur in der Ebene ganz erklärlich.

Ich schreibe erst wieder von Los Angeles und will nur hoffen, dass meine bisherigen zwölf Briefe alle in Eure Hände gelangten.

San Francisco, Cal., den 20. September 1893.

Von Santa Cruz zurückgekehrt, hoffte ich hier ein Telegramm von Euch Lieben zu finden, leider vergeblich! Sollte mein Telegramm von hier verloren gegangen sein? Ich telegraphire heute nochmals und erwarte Eure Antwort im Yosemite-Thale. Alle Briefe bestellte ich von New-York nach Los Angeles und dort hoffen wir die erste briefliche Nachricht aus der Heimat zu finden, Gott gebe, dass sie recht günstig lautet!

Die gestern zu den Riesenbäumen unternommene Tour war höchst interessant. Von Monterey fuhren wir in drei Stunden durch eine hochcultivirte Ebene nach Santa Cruz, ein nettes Städtchen an einer Meeresbucht. Während der Fahrt erregten grössere Rübenfelder meine Aufmerksamkeit, gewiss, so dachte ich, für Futterzwecke bestimmt, aber in der Station Watsonville kam eine nicht unbedeutende Zuckerfabrik zum Vorschein, die auch im vollen Betriebe zu sein schien.

Schon 1870 wurde die erste Rübenzuckerfabrik in Californien erbaut, ging aber bald zugrunde; die Maschinen wurden später nach Alvarado, am südlichen Ende der Bai von San Francisco, übersetzt, wo noch heute damit gearbeitet wird. Die Fabrik in Alvarado und die benachbarten Rübenfelder, durch welche wir auf der Heimkehr nach San Francisco fuhren, liegen nur wenig über dem Wasserspiegel und soll in manchen Jahren ein grosser Theil der Felder überschwemmt sein. Das Rübenterrain ist dort überhaupt sehr beschränkt, da die Farmer von der Obstzucht grösseren Nutzen erwarten; nur circa 1500 Acres (600 Hektar) werden jährlich mit Rüben bestellt und nahe an 20.000 Tonnen geerntet, die in 100 Tagen verarbeitet werden können. Die Rübe wird mit 5 Dollars pro Tonne bezahlt und liefert eine Ausbeute von 9 bis 10 Procent Krystallzucker, der mit circa $5^1/_2$ bis 6 Cents pro Pfund oder $27^1/_2$ bis 30 fl. pro 100 Kilogramm direct in den Handel gebracht wird. Melasse, Schnitten und Scheideschlamm finden so gut wie keine Verwendung.

Vor sechs Jahren beschloss ein Deutscher, Mr. R. Spreckels, der bedeutende Zuckerrohr-Plantagen auf den Sandwich-Inseln besitzt und den Zucker nach Californien exportirt, den Bedarf jenes Staates im Lande selbst zu produciren, und so wurde Watsonville als zweite Fabrik mit einer Einrichtung, die Mr. Spreckels aus Kolin in Böhmen bringen liess, wieder in Betrieb gesetzt. Da die benachbarten Farmer wegen der Wein- und Obstcultur nicht genügend Rüben lieferten, pachtete die Fabrik näher

am Meere mehrere Riesenfarmen von zusammen 1500 Hektaren und legte eine Schmalspurbahn von 38 Kilometer an, die auch vom Publicum benützt wird. Sämmtliche Handarbeit ist an die Chinesen in Accord gegeben und bekommen dieselben bis in den Waggon gelegt 1·45 Dollars pro Tonne oder 37 kr. pro 100 Kilogramm, während wir für die gleiche Leistung vielleicht 16 kr. zahlen. Die Rübe von den kleineren Farmen wird mit 5 Dollars pro Tonne ab Fabrik übernommen. Die Fabrik ist ja so eingerichtet, dass sie täglich 700 Tonnen mit 24 Diffuseuren und 4 Vacuumpfannen verarbeiten könnte, aber sie ist bisher nur auf eine Rübenmenge von 40.000 Tonnen gekommen. Die Zuckererzeugung in beiden Fabriken wird kaum 6000 Tonnen überschreiten. Die ursprüngliche Idee Mr. Spreckel's, den ganzen Zuckerbedarf des Westens in Californien produciren zu wollen, scheint derselbe aufgegeben zu haben, wenigstens wurden im nördlichen Californien keine neuen Fabriken erbaut. So lange die Union für den im Lande erzeugten Zucker eine Prämie von 2 Cents pro Pfund oder 10 fl. pro 100 Kilogramm leistet, mag ja die Zuckerindustrie hier bestehen können, wird dieselbe aber einmal aufgehoben, so wird jene keine goldenen Früchte mehr tragen, besonders wenn alles erzeugte Obst auch in Zukunft schlanken Absatz finden sollte.

Der Stand der Rübenfelder bei Watsonville war zwar nicht ganz complet, aber vollkommen grün. Wenn man bedenkt, dass es nur im Winter, niemals während der Vegetations-Periode regnet, so ist dieser gesunde Rübenstand Ende September ganz unerklärlich. Die Form der Rüben erinnerte mich an unsere Kapuvárer; sie waren übrigens sehr rein und gut geköpft. Die Ausbeute wurde mir mit 11 bis 15 Procent, die Ernte mit 250 bis 300 Metercentner pro Joch von einem mitreisenden Landwirthe angegeben. Das Heizmaterial ist grösstentheils Rothtannenholz, das mit 3·50 Dollars für 128 Kubikfuss bezahlt wird.

Die Grundbesitzer accordiren sämmtliche Rübenarbeiten mit 1 Dollar die Tonne oder 24 kr. pro 100 Kilogramm, im Taglohne wird 25 Dollars pro Monat nebst freier Kost gezahlt. Der Preis der Felder in der kleinen californischen Ebene ist sehr verschieden, steigt aber bis 500 Dollars pro Acre oder 2700 fl. das Joch, es ist daher kaum zu erwarten, dass der Rübenbau dort grosse Fortschritte machen wird. Der Durchschnittsertrag von Körnerfrüchten aller Art wird mit 50 bis 70 Bushels pro Acre angenommen, was einer Weizenernte von 25 Metercentner pro Joch entsprechen würde; das scheint mir übertrieben zu sein. Von den Weststaaten

Californien, Oregon, Washington, Arizona, Utah, Nevada und Idaho werden jährlich circa 6 bis 7 Millionen Metercentner Weizen und 800.000 Metercentner Mehl verschifft; von dem ersteren geht nicht ganz die Hälfte nach Europa, die andere Hälfte und der grösste Theil des Mehles nach China, Japan und Süd-Amerika. Jetzt kostet der Weizen in Californien 5 fl. 20 kr. pro 100 Kilogramm, Gerste 4 fl. 20 kr., Mehl 10 fl., Fleisch aller Gattungen 30 kr. pro Kilogramm, Butter 1 fl. 20 kr.; ein Pferd 250 bis 500 fl., eine Kuh 50 bis 100 fl., ein Maulesel 120 fl.

In Santa Cruz bestiegen wir die erwähnte Schmalspurbahn mit Dampfbetrieb und waren in 15 Minuten in einem bewaldeten netten Thale unter den Riesenbäumen. Man muss sie gesehen haben, um an ihre Grösse zu glauben! Rothtannen (Sequoia sempervirens) noch 30 Stück mit einem Durchmesser von 3 Meter; die grösste hat einen Umfang von 21 Meter und 7 Meter im Durchmesser. Die Höhe dieser Riesen konnte ich nicht genau erfahren, sie beträgt aber gewiss circa 80 Meter, während der Stefansthurm 138 Meter hoch ist.

Die Schmalspurbahn führte uns durch die herrlichsten Obst- und Weingärten zurück bis San Francisco. Die Ausdehnung der Obstcultur in Californien, welches wohl 8000 deutsche Quadratmeilen, aber nur 1,200.000 Einwohner besitzt, sowie die rasche Zunahme der Obstbauer ist überhaupt bewunderungswerth. Das Land producirte 1871 nur 9000 Metercentner Obst, im wenigen Jahren schon 500.000 Metercentner, zu deren Beförderung 20.000 Waggons erforderlich sind. Tragen aber die sämmtlichen 150.000 Joch Obstgärten, von denen die Hälfte noch zu jung sind, so werden selbst 100.000 Waggons zum Transporte der Ernte nicht genügen. Es sind bepflanzt:

14.000	Joch	oder	8.000	Hektar	mit	Aepfeln
16.000	„	„	9.000	„	„	Birnen
4.000	„	„	2.250	„	„	Kirschen
3.000	„	„	2.000	„	„	Feigen
5.000	„	„	2.500	„	„	Oliven
40.000	„	„	22.000	„	„	Zwetschken und Pflaumen
50.000	„	„	30.000	„	„	Citronen und Orangen
7.000	„	„	4.000	„	„	Mandeln
10.000	„	„	6.000	„	„	Wallnüsse, zusammen
159.000	Joch	oder	circa 86.000	Hektar,	nur	in Californien ohne

die übrigen westlichen Staaten.

Wir sahen überall volle Bäume, grosse Trockenanstalten, daneben Sägen für Tabletten aus Rothtannen.

Die Ausdehnung der Obstcultur ist in vielen Theilen des Landes nur durch Bewässerung möglich geworden und sind namentlich in den grossen Thälern der Sacramento- und San Joaquin-Flüsse, auch in Süd-Californien zusammen gegen 400 deutsche Quadratmeilen zur Bewässerung eingerichtet. Wir werden uns in dem San Joaquin-Thale in Fresno einen Tag aufhalten, um solche Anlagen kennen zu lernen. Es sollen in Californien auch 3500 artesische Brunnen zur Bewässerung verwendet werden.

11. Vom Yosemite-Thal nach Los Angeles.

Yosemite-Thal, den 20. September 1893.

So sind wir denn auch glücklich ins Yosemite-Thal gekommen, meine Ladies hatten mir keine Ruhe gelassen. Ich hatte viel von den schrecklichen Wegen und einem unsinnigen Staub auf dieser Tour erzählen gehört, machte dieselbe nur widerwillig, meine Erwartungen sind denn auch gründlich übertroffen worden. Mittwoch Abends hatten wir San Francisco verlassen, waren Donnerstag Früh 7 Uhr per Bahn in Raymond angekommen und bis heute Mittag fuhren wir nun mit 20 Pferden (fünfmaliger Wechsel) auf einem schauderhaften Omnibus, 6 Zoll im Staube, über Stock und Stein, bergauf, bergab, theils über kahle Berge, theils im herrlichsten Urwalde bis ins Stoneman-Haus am Eingange ins Yosemite-Thal. Das beste war, meine beiden Damen getrauten sich nicht eine Klage laut werden zu lassen, an den Mienen konnte ich ihre Gedanken auch nicht mehr errathen, so entstellt hatte sie der Staub!

Das ganze Gebirge in diesem Theile der Sierra Nevada besteht aus Granit und Gneis, an der Grenze zwischen beiden treten Quarzgänge mit Freigold auf. Wir sind bei mehreren Gruben vorüber gefahren, früher sollen dieselben grosse Ausbeuten geliefert haben, heute sind die meisten aufgelassen. Wir mussten wohl den halben Tag fahren, bis wir einen ordentlichen Wald zu Gesicht bekamen, überall, so weit das Auge über Thäler und Höhen blicken konnte, kahle versengte Flächen, über welche zahlreiche Ketten der so schmackhaften amerikanischen Wachtel (Quails) liefen, Gerölle, Felsen, höchstens kleine Gebüsche, die letzten Ueberreste der prachtvollsten Waldungen, die die frevelhafte Menschenhand rücksichtslos verwüstet hatte. Ich sage verwüstet, denn nichts war geschehen, um den zum Ackerbau nur selten verwend-

baren Boden, dessen Humus jährlich weniger wird, wieder neu aufzuforsten. Eine breite hölzerne Rinne, die wir vom Wagen aus dem Laufe eines kleinen Thales folgen sahen, soll eine Länge von 100 Kilometer haben. Blöcke und Bretter, letztere mit Draht zu einem Bunde vereinigt, werden darin getriftet. Erst Nachmittags kamen wir in wunderbare Waldungen von Nadelhölzern, Eichen, rothen Cedern und Lebensbäumen, aber wie mancher herrliche Stamm war bereits zwecklos gefällt oder durch das Feuer der Indianer halb verkohlt. Sehr grosse silbergraue Eichhörnchen in reicher Zahl waren das einzigste Merkmal lebender Wesen. Zweimal hielt unser Kutscher seine vier kräftigen Rosse an, er hatte eine Klapperschlange über den Weg, wenn man denselben so nennen darf, laufen gesehen, stieg schnell vom Wagen und klopfte mit einem langen Stocke alle Büsche und Steine ab, um, wenn möglich, des giftigen Thieres habhaft zu werden, aber vergebens! Dann sahen wir an einer Riesentanne, unmittelbar neben dem Wege, ein kleines, offenes Kästchen hängen, aus dem mehrere Papiere hervorschauten, das war das Postamt der benachbarten Farmer, Goldgräber und Waldverwüster. Unser Kutscher stieg abermals ab, nahm die Briefe aus dem Kasten und legte ein Packet Zeitungen hinein, das Postamt war in Ordnung.

Das Yosemite-Thal ist eine mächtige Schlucht am Westabhange der Sierra Nevada, dieselbe ist 8 Kilometer lang, im Thale nur 1200 Meter über dem Meeresspiegel, aber von ganz steilen, 1500 Meter hohen Felswänden eingeschlossen. Durch die Schlucht fliesst der Merced-Fluss, von den senkrechten Felsen stürzen Wasserfälle herab — wenn es Wasser gibt, das im September fehlt. Da es seit März nicht geregnet hat, so haben die Fälle leider so gut wie gar kein Wasser, im Mai müssen sie schauerlich schön sein. Der Vernal-Fall stürzt zweimal so hoch wie der Niagara-Fall senkrecht in die Tiefe hinab und über demselben liegt der Nevada-Fall von fast gleicher Höhe.

Gestern trafen wir in Wawona, wo wir übernachten mussten, den jungen Sarg aus Liesing, den wir bereits in San Francisco gesprochen hatten, und heute hier im Stoneman-House Herrn Joan v. Ottlik, Ministerialrath in unserem Ackerbau-Ministerium, Herrn László v. Goger, ebenfalls aus dem Ackerbau-Ministerium, und Dr. Körner aus Berlin. Mimi hatte etwas Kopfschmerzen, so machten meine Damen mit jenen Herren die kleinere Tour zum Mirror-See, während ich ganz allein ohne Führer die Fälle besuchte. Ueber riesige Granitblöcke, an Abgründen, die nur Schwindelfreie passiren können, stieg ich bis zum Absturz des Vernal-Falles empor. Da

stand ich, zu meinen Füssen ein Abgrund, über mir ein kleines Stück blauer Himmel, von den 1500 Meter hohen Felsen eingerahmt, 10.000 Meilen von der theueren Heimat entfernt, kein lebendes Wesen in der Nähe, ein merkwürdiges schauerliches Gefühl!

Morgen reiten wir zu Mimis Freude mit Mauleseln auf einen 1500 Meter hohen Felsvorsprung, den Gletscher-Point, von dem man in die Tiefe hinabsehen kann und einen grossartigen Blick auf das Hochgebirge der Sierra Nevada haben soll. Nachmittags treten wir den Rückweg an, wir sind ohnedies wohl dieses Jahr beinahe die letzten Gäste im Yosemite-Thale. Uebrigens soll in den Sommermonaten hier ein sehr reges Leben sein, 500 Pferde und Maulesel sind bereit, die Gäste zu bedienen, in den guten Hôtels ist Platz für 200 Menschen.

Telegramm erhalten, Gott sei dank, dass es Euch allen gut geht, auch wir sind frisch und munter und ertragen mit Leichtigkeit alle Strapazen.

Nun ist in Ungarn schon der Spätherbst im Anzuge, während wir hier noch einen ewig blauen Himmel und unter Tags auch eine recht anständige Wärme haben. Die Pürschzeit ist in wenig Tagen vorüber, unser altes Schloss wird wieder leer werden. Auch die Kaisermanöver sind hoffentlich glücklich überstanden, Hanstein's werden sich rüsten, in die neue Garnison einzurücken. Wie sich Martha mit meinen lieben Enkelkindern dort fühlen wird? Ob Fräulein Dollinger und der kleine Gustav K. schon verlassen haben? Und die süsse kleine Manon, wie mag ihr der Aufenthalt in Steiermark bekommen sein? Morgen ist Liska's, in vier Tagen Dr. Grünbaum's Geburtstag, gerne würde ich beiden ein Glückauf telegraphirt haben, aber ich bin gerade knapp bei Cassa, bis Denver müssen wir sparen. Um im Falle eines Räuber-Ueberfalles nicht zu viel opfern zu müssen, erhob ich in San Francisco so wenig Geld als möglich. Wie werden die Räuber sich ärgern!

Sonntag, den 24. d. M., habe ich im Stoneman-House im Yosemite-Thale zum erstenmale auf unserer Reise keine mitleidige Menschenseele finden können. die so freundlich gewesen wäre, mir für 25 kr. meine staubigen Schuhe zu putzen und mein schöner Putzkasten war mit dem Frachtkoffer bereits in Los Angeles! So bestiegen wir ungeputzt unsere Mules und waren, immer neben Abgründen von einigen tausend Fuss reitend, in drei Stunden auf dem Gletscher Point, von dem wir, auf einem überhängenden Granitblock stehend, eine wunderbare Aussicht auf die theils mit Schnee bedeckte Sierra Nevada und unter uns in das 3000 Fuss

tiefere Yosemite-Thal hatten. Wollten wir aber noch den Omnibus nach Raymond erreichen, so durften wir nicht lange Halt machen. Kein angenehmer Ritt in die Tiefe, aber auch er wurde glücklich überstanden und um 1 Uhr hatten wir wieder unsere alten Plätze im Wagen eingenommen, um uns zum zweitenmale durch $1^1/_2$ Tage in einer Staubwolke tüchtig durchschütteln zu lassen. Unsere Reise-Gesellschaft bestand aus einem jungen Wiener, Herrn Siegfried Trebitsch, der recht viel Angst zu haben scheint, von Räubern überfallen zu werden. Unser Kutscher meinte zwar, die Reisenden würden immer nur auf dem Wege ins Yosemite-Thal, aber niemals, wenn sie dasselbe verlassen, ausgeraubt, da mag er recht haben. Auf dem Gletscher Point musste ich für einige Pflaumen und ein kleines Stück Brot 3 fl. 60 kr. zahlen und für das Bestellen eines Wagens, der uns von Wawona entgegenkommen sollte, um den Weg abzukürzen, den wir aber nicht benützten, 12 fl. Die Räuber spielen jetzt überhaupt wieder eine grosse Rolle in dem gesegneten Amerika, Ueberfälle auf den Eisenbahnzügen wiederholen sich in erschreckender Weise und in allen Zeitungen spricht man von Todten und Verwundeten. So auch unser redseliger Kutscher, der uns erzählte, dass auch sein Omnibus voriges Jahr überfallen worden sei, aber die Räuber begnügten sich mit einer gefüllten Geldkiste aus dem Stoneman-House und liessen die Reisenden, welche nur beide Hände hochhalten mussten, um nicht schiessen zu können, in Ruhe. Noch eine andere nette Geschichte wusste er uns mitzutheilen. Vor einigen Jahren war ein Preis von 10.000 Dollars auf das Ergreifen von zwei gefährlichen Räubern ausgesetzt. Ein paar kühne Männer verfolgten dieselben, es kam im Gebirge zu einem regelrechten Kampfe, in dem auf beiden Seiten ein Mann tödtlich verwundet wurde. Der eine Räuber schleppte nun seinen Kameraden bis in die Hütte eines Verwandten, der mit Einwilligung des sterbenden Räubers denselben dem Gerichte übergab, um die 10.000 Dollars zu verdienen, während die beiden Verfolger, von denen der eine ein Bein verlor, leer ausgehen sollten. Wie das Gericht schliesslich entschieden, wusste unser Kutscher nicht zu sagen.

In Wawona wurde zum zweitenmale übernachtet, Montag Früh 6 Uhr sassen wir wieder auf unserer Folterbank und erreichten in wenigen Stunden bei 6000 Fuss Höhe den Mariposa-Wald mit den Riesenbäumen. Derselbe ist in einer Grösse von circa 2000 Joch als Staatspark reservirt, um die 2000 bis 4000 Jahre alten Bäume, welche jedenfalls lange vor Christi Geburt aus dem Samenkörnchen keimten, besser schützen zu können. Diese 360 Riesen sind nicht die gleichen

wie bei Santa Cruz, sondern Sequoia gigantea, Wellingtonia genannt und viel stärker und höher, bis zu einem Durchmesser von 9 Meter und einer Höhe von circa 90 Meter. Es ist erstaunlich, wie die Mehrzahl dieser Bäume alle Verwundungen durch Feuer und der rohen Menschenhand so lange überleben konnten! Einer derselben ist wie ein hoher Schornstein, durch den der Himmel sichtbar ist, total ausgebrannt und wächst dennoch weiter, durch einen anderen in der Mitte ausgehauten Riesen fuhren wir mit unserem Vierer-zuge und auch dieser Baum wächst ruhig weiter, vielleicht abermals noch viele tausend Jahre! Der Besuch dieses Riesenhains wird uns unvergesslich bleiben.

Zu unserer Gesellschaft hatten sich in Wawona noch zwei Herren mit einer Anzahl grosser leerer Blechkannen gesellt. Es waren Beamte der californischen Fisch-Commission, welche bei Sisson in Nord-Californien eine künstliche Zucht von Forellen und Lachsen hat und die jungen Fische in den verschiedenen Gebirgs-wässern aussetzt. Unsere Mitreisenden hatten gerade 50.000 Forellen in das Yosemite-Thal gebracht. Im Jahre 1872 hat der Congress in Washington eine Central-Fischcommission gegründet, die im Laufe der Jahre zu einem grossartigen Institute geworden ist. Sie hat ihr eigenes Gebäude mit Aquarien, Brutapparaten, Versandt-kisten etc., die auch auf der Ausstellung in Chicago waren. Die jährlichen Kosten dieser Commission betragen 300.000 Dollars, sie hat eigene Eisenbahnwaggons, die ausgezeichnet eingerichtet sind und in denen auch der Begleiter Wohnung findet. Die Central-anstalt steht in fortwährender Verbindung mit den Commissionen, die in jedem Staate errichtet sind, und geschieht alles Mögliche, um die Fischzucht zu heben. So dürfen auch die Forellen nur vom 1. März bis 1. November, Lachse vom 1. März bis 1. October geangelt und gefangen werden. Forellen und Lachse kosten in San Francisco 1 fl. 10 kr. bis 2 fl. 80 kr. das Kilogramm, See-fische 30 kr. bis 1 fl. 10 kr. Auch für das Wild besteht eine Schonzeit, Hirsche dürfen nur jedes zweite Jahr durch sechs Wochen erlegt werden und ist jedem Staate die Bestimmung über-lassen, wann jene sechs Wochen zu beginnen haben. Noch erwähnen möchte ich, dass im Norden der Weststaaten, sowie in Alaska die conservirten Lachse einer der wichtigsten Handelsartikel sind; aus dem Columbia-Flusse allein werden jährlich circa 2000 Metercentner Lachse gefangen und conservirt versendet.

Auf unserer Reise ins Yosemite-Thal hatte uns ein Advocat aus San José begleitet, der in die benachbarten Bergwerke reiste.

Auf dem Rückwege fanden wir in der Mittagsstation von jenem liebenswürdigen Herrn ein Päckchen mit Golderzen, die er Miss P. versprochen hatte. Dieselben werden gewöhnlich bei 200 bis 300 Fuss Tiefe an der Grenze der Urgesteine in Quarzgängen oder im Gneise gefunden, aber eine grosse Ausdehnung scheint der Goldbergbau an diesen westlichen Abhängen der Sierra Nevada nicht mehr zu haben. Wenn in den uns geschenkten Erzen so viel Gold ist, als die guten Leute meinten, so kommen wir als reiche Herren nach Hause!

Ganz verstaubt und gerädert kamen wir am 25., Abends 8 Uhr, wieder in Berenda an und mussten dort bis 12 Uhr auf den Zug nach Fresno warten, wo wir Morgens 2 Uhr eintrafen. In Berenda war es noch möglich, den Rückweg zum Osten durch Utah auf der South-Pacific und Union-Pacific über Salt-Lake, der Hauptstadt der Mormonen, zu nehmen, allein Graf Bela Széchényi, der diese Tour gemacht, hatte mir entschieden abgerathen, da wir sonst Süd-Californien und Arizona opfern mussten, wir haben auch nicht bereut, seinen Rath befolgt zu haben.

Fresno, den 26. September 1893.

Heute haben wir hier wirklich einen höchst angenehmen Tag erlebt. Wir sind in der grossen californischen Ebene des Joaquin-Thales, das westlich von dem Küstengebirge, östlich von der Sierra Nevada begrenzt wird. Ziemlich in der Mitte des Thales liegt Fresno, bis vor sieben Jahren noch ein kleines Nest mit 3000 Einwohnern, heute ein sehr freundliches Städtchen von 15.000 Seelen, mit schönen Häusern aus Rohbau, allerliebstem Theater, grossem Gerichtsgebäude und Gefängnisse, Asphaltpflaster, Tramway, natürlich elektrischer Beleuchtung, Rennplatz, Ausstellungs-Gebäuden und anderen öffentlichen Anstalten. Vor sieben Jahren war die 200 Kilometer lange und 100 Kilometer breite sandige Ebene von Fresno noch ein einziges Weizenfeld, da kam ein unternehmender Mann auf den Gedanken, die kleinen Gebirgswässer zu sammeln und in Canälen in die Ebene zu leiten. Heute sind 55.000 Joch zur Bewässerung eingerichtet und in einen blühenden Garten mit Wein, Rosinen, Feigen, Oliven, Südfrüchten, Obstbäumen und Palmen verwandelt, aus denen freundliche Villen, Arbeiter- und Parkhäuser, Weinkeller und Brennereien hervorsehen. Ein West-Preusse, der seit 30 Jahren in Fresno lebt und einen Miethstall

mit 60 Pferden hat, liess es sich nicht nehmen, uns persönlich in diesem Paradiese herumzufahren und alles zu zeigen. Ueberall waren die Gartenbesitzer mit der Ernte beschäftigt, es war ein wundervoller Tag, wie es in dem gesegneten Californien alle Tage zu sein scheint, wir konnten uns an dem Segen der gütigen Natur nicht satt genug sehen.

Die Bewässerung ist sehr einfach. Sie wird als Fresno-Canal-Compagnie von einer englischen Gesellschaft, die kürzlich die ganze Anlage mit 440 Joch Weingarten für 1 Million Dollars kaufte, ausgebeutet. Ein Hauptcanal bringt das Wasser in die Ebene, Gräben zweiten und dritten Ranges in die verschiedenen Besitzungen und Gärten. Bewässert werden nur die Wein- und Obstgärten, für Weizen soll es nicht sehr lohnend sein. Die Bewässerung erfolgt im ersten Jahre dreimal durch drei bis vier Tage im Herbste, im Frühjahre und im Juli oder August. Später genügt es, wenn die Gärten jährlich zweimal bewässert werden, denn das Grundwasser hat sich in der Ebene von 30 auf 3 bis 4 Fuss gehoben, so dass die Pflanzen in dem sandigen Boden immer Feuchtigkeit genug erhalten. Die Canalgesellschaft erhält nur die Hauptgräben und bekommt für die Bewässerung jährlich 1 fl. 14 kr. pro Joch. In ganz Californien sollen bereits über 400 deutsche Quadratmeilen mit Bewässerungen versehen sein, durch Flüsse oder artesische Brunnen.

Die Grösse der Besitzungen ist sehr verschieden und wechselt zwischen 10 und 350 Joch. Der Werth der Felder soll 100 bis 500 fl. pro Joch betragen.

Die Weingärten sind entweder für Rosinen, frische Trauben oder zur Weinerzeugung angelegt. Die Stöcke stehen in einer Entfernung von 6, 8 oder 10 Fuss im Quadrat, meistens hat das Joch circa 1600 Stöcke. Der Wein wird im Frühjahre total zurückgeschnitten und dann bilden sechs bis acht Reben einen dichten Busch, die für Trauben und Wein über 3 Fuss hohe Pfähle gezogen werden. Die Rosinengärten erhalten dagegen gar keine Pfähle und breiten sich die Reben auf dem Sande nach Belieben aus, so dass fast der ganze Boden bedeckt ist.

Die gerade im Zuge befindliche Rosinen-Ernte nahm unsere Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch. Mr. Butler, der uns aufs freundlichste aufnahm, hat einen Rosinengarten von 350 Joch. 400 Arbeiter, meist Chinesen, besorgen in einem Monate für 1 bis $1^1/_4$ Dollar pro Tag ohne Kost, was für sehr billig angesehen wird, die Ernte. Die Trauben werden gepflückt und bleiben in flachen

Kästen oder auf Papier bei einmaligem Wenden vier bis fünf Tage in den Gärten liegen. Ein Stock liefert 10 bis 20 Kilogramm frische und 3 bis 6 Kilogramm getrocknete Rosinen, das Joch daher circa 50 bis 100 Metercentner. Die Verpackung erfolgt in kleinen flachen Holzkistchen zu 10 Kilogramm Füllung und wird das Kilogramm gegenwärtig mit 20 Kreuzer bezahlt, jedoch wurde auch der doppelte Preis erzielt. Die Traubenrosinen sind wunderbar und gehen in die ganze Welt. Mr. Butler versendet auch frische Weintrauben in den Osten von Amerika. Kleine Kästchen werden mit je $2^1/_2$ Kilogramm frischer Trauben gefüllt, vier Kästchen kommen in eine grössere, halb offene Kiste und von diesen werden 10.000 Stück zu 100 Metercentner mit vier Metercentner Eis in einem Waggon verladen. Der Transport kostet bis in jede beliebige östliche Stadt auf 3000 Meilen Entfernung 1100 Gulden, das macht 11 Kreuzer pro Kilogramm.

Wir waren auch in dem Weingarten eines Herrn Malter, der vor 20 Jahren aus Breslau eingewandert ist. Derselbe beschäftigt sich mehr mit der Erzeugung von Wein, Portwein und Cognac und löst für

einmal abgezogenen	Rothwein	fl.	13	pro	Hektoliter
„ „	Weisswein . . .	„	13	„	„
	Portwein	„	40	„	„
	Cognac	„	70	„	„

Krankheiten an den Weinstöcken sind in dem Sandboden von Fresno noch nicht vorgekommen, aber in anderen Lagen hört man schon viel über die Reblaus klagen, die Tausende Joch Weingärten zerstörte. Unser Consul Herr Körbel in San Francisco erwähnte, dass nach seinen Erfahrungen die Benützung wilder amerikanischer Pflanzen als Unterlage kein genügender Schutz gegen die Reblaus sei. In Annaheim, Süd-Californien, hat eine noch unerforschte Krankheit an den Weinstöcken schon über 12.000 Joch total zerstört. Ganz Californien erzeugt übrigens circa 300.000 Hektoliter Wein, von dem zwei Drittel vom Osten in Anspruch genommen werden. Der hiesige Wein ist etwas schwer, aber gut behandelt vorzüglich. Ich habe, wie ich bereits erwähnte, bei unserem Consul, der 200 Joch eigene Weingärten besitzt, einen sieben Jahre alten Wein getrunken, der ausgezeichnet war. Im Allgemeinen wird noch viel über die schlechte Wein-Manipulation geklagt, aber der californische Wein hat jedenfalls eine grosse Zukunft, während in Rosinen, die allein in Fresno circa 40.000 Joch occupiren, bereits eine Ueberproduction stattfindet.

Nachmittags war grosses Rennen in Fresno, bei dem wir natürlich nicht fehlen durften: Trab-, Pace- und Flach-Rennen, aber keine Pferde ersten Ranges, 2 Minuten 36 bis 44 Secunden die Meile. Der freundliche West-Preusse holte uns mit zwei ausgezeichneten Trottern aus dem Hôtel ab und wir rasten nur so durch eine Palmen-Allee zum Rennplatze, welcher in jeder Beziehung sehr nett eingerichtet ist und auch ein schönes Clubhaus besitzt. Der Besuch war in Folge der Weinernte schwach. Unser Kutscher machte den liebenswürdigen Hausherrn und stellte uns den anwesenden Sports-Damen und -Herren vor. Neben dem Rennplatze befand sich eine Ausstellung von Obst, die weit schöner als in Chicago war, ich habe so prachtvolles Obst und von solcher Grösse überhaupt noch nicht gesehen. Die Fresnoer, auch unser West-Preusse, sind sehr stolz auf ihr neues Gefängniss. Letzterer liess meinen Ladies keine Ruhe und führte sie in dasselbe. Die Gefangenen befinden sich dort in Zellen, die ein Gitter nach den Gängen haben, und können so nach Belieben von den Besuchern angesprochen und bewundert werden. Unser freundlicher Führer stellte die Damen einem Mr. Evans vor, der sich seit 20 Jahren mit Anfällen auf Eisenbahnzüge und Postwagen beschäftigt hatte. „Die Ladies," sagte unser West-Preusse zu Mr. Evans, „sind aus Europa hierher gekommen, um Sie kennen zu lernen."

„Das glaube ich wohl nicht," erwiderte Mr. Evans, „aber wie gefällt Ihnen unser Klima?" Auf Mimis naive Frage, wieviel Menschen er schon umgebracht habe, wurde er anfänglich etwas verlegen, sagte aber dann: „Ich will es Ihnen sagen, das letztemal sind drei auf dem Platze geblieben." Uebrigens war er im Gefängniss recht zufrieden, er bekomme gute Kost und habe viel Gesellschaft, auch lese er fleissig die Zeitungen. Auf Mimis Wunsch, einmal ausgeraubt zu werden, erwiderte er höflich: „Das Vergnügen kann ich Ihnen schon machen, wenn ich einmal wieder frei bin." Beim Abschiede bat er die Damen artig, ihn doch wieder einmal zu besuchen. Hoffentlich erneuern wir diese Bekanntschaft nicht auf einem Eisenbahnzuge!

Auf das Gefängniss folgte das Theater ohne Vorstellung. Unser Führer stellte uns dem Secretär oder Director vor, der uns mit grosser Bereitwilligkeit in allen Theilen des recht nett eingerichteten, funkelnagelneuen Hauses herumführte und dasselbe zur Feier unseres Besuches von oben bis unten elektrisch beleuchten liess.

Los Angeles, 27. September.

War das eine Freude, als wir hier heute Mittag eine Menge Briefe aus der theueren Heimat, die ersten seit unserer Abreise, fanden: Gott sei dank, sie enthielten nur gute Nachrichten! Wohl erschreckte uns der Keuchhusten, unter dem Max und sein Töchterchen zu leiden hatten, aber ein späterer Brief meldete glücklicherweise, dass der Husten nachgelassen. Allen, die uns schrieben, herzlichsten Dank, diese Briefe waren die grösste Freude auf unserer Reise!

Wir haben nun den Wendepunkt unserer grossen Rundreise erreicht und treten Sonntag den Rückweg an, so dass wir hoffen dürfen, schneller und öfter Nachrichten von allen Lieben zu bekommen. Einer derselben erwähnt, der mitgetheilte Preis von 330 Gulden pro Kopf für die Reise durch den Yellowstone-Park komme Allen sehr theuer vor. Das ist ein Irrthum, für diese Tour zahlten wir inclusive Verpflegung 60 Dollars, d. i. 150 Gulden pro Kopf. Für die Wagen ins Yosemite-Thal ohne Verpflegung 30 Dollars oder 75 Gulden; für die ganze Reise von 10.000 Kilometer, inclusive jener beiden Abstecher 360 Dollars oder 920 Gulden. Ueberhaupt wird die amerikanische Theuerung stark übertrieben, wir sind nun 50 Tage in den Vereinigten Staaten und haben 1400 Dollars oder 3500 Gulden ohne Eisenbahn-Billets ausgelegt, davon noch 100 Dollars für Schlaf-Waggons gezahlt; billiger kann man auch in Europa nicht reisen. Theuer, ja sehr theuer sind die Wagen, aber man braucht sie auch so selten, es gibt überall Tramways für 12 Kreuzer. Hier im Westen ist es überhaupt billiger als im Osten und dabei gar so schön! Alle Menschen sind ungemein gefällig und liebenswürdig, so dass uns die Reise in jeder Weise sehr erleichert wird. Wir haben selbst in den kleinsten Städten stets sehr gute und so reinliche Hôtels gefunden, wie wir sie in den kleineren Orten Europas vergeblich suchen würden. Es ist hier ein wahres Vergnügen, sich ins Bett zu legen und überall vortreffliche Bäder neben den Schlafzimmern zu finden. An die Kost haben wir uns auch gewöhnt und haben stets vortrefflichen Appetit. Wir brachten schon 14 Nächte in Schlaf-Waggons zu, ohne uns ermüdet zu fühlen, die Yosemite-Partie machte allerdings einen grossen Anspruch an unsere Knochen und Kehlen.

Um den Uebergang über den Teháchapi-Pass bewundern zu können, hatten wir Fresno Nachts 1 Uhr verlassen und eroberten mit Mühe noch drei obere Betten im Schlaf-Waggon, so überfüllt war derselbe. Die Bahn steigt in zahlreichen Curven und führt am Ende einer gewaltigen Schleife über dieselbe Stelle, an der sie

eben erst 25 Meter tiefer einen langen Tunnel durchfahren hatte, allein das ganze Gebirge hat dort nur kahle Höhen ohne alle Vegetation und bietet einen trostlosen Anblick. Vom Teháchapi-Pass geht es abwärts in die Wüste, eine elende sandige, steinige Ebene mit vielen meterhohen Cacteen, ihr folgt nach einigen Stunden ein felsiges Bergland, und um 2 Uhr Nachmittags waren wir in Los Angeles, „La Puebla de la Reina de Los Angeles" (Stadt der Königin der Engel), Hauptstadt von Süd-Californien. Das ist auch so eine amerikanische Stadt, die aus nichts entstanden! Sie wurde zwar schon 1781 von den Spaniern gegründet, blieb aber bis 1880 ohne alle Bedeutung und ist dann in 13 Jahren von 11.000 auf 65.000 Einwohner gestiegen. Die Strassen sind sehr schön, die Häuser meist aus rothem Sandstein von Arizona und aus Rohziegeln erbaut und die Lage an einem Hügel recht romantisch. Die vielen Villen haben herrliche Gärten mit exotischen Gewächsen, Palmen, Pfefferbäumen, Eukalypten, Limonen, Granatbäumen, Orangen etc., überall ist die stark südliche Lage und Vegetation bemerkbar. In der Bevölkerung erkennt man noch viel spanisches Blut, auch bemerkt man oft Indianer, während der Chinese nur in den Waschanstalten sichtbar wird. Das Klima ist wunderbar, denn im Januar hat man noch 9 Grad Wärme und der Sommer ist in Folge der Meeresnähe nicht zu heiss. Vom November bis März 600 Millimeter Regen und dann ein ewig dunkelblauer Himmel! Stadt und Umgegend sind in Folge des kolossalen Handels mit frischen, getrockneten und eingemachten Südfrüchten, sowie mit Wein sehr reich geworden. Die gegenwärtige Geldnoth ist in Californien beinahe spurlos vorübergegangen, die Einlagen in den Banken haben sich sogar etwas vermehrt. Mimi und Miss P. waren etwas ermüdet, wollten auch die Stadt näher besichtigen, die Frau unseres Wirthes, Herrn Bilicke aus Berlin, hat sich als Führerin angeboten, so besuchte ich allein die in der Nachbarschaft gelegene Zuckerfabrik. Süd-Californien ist erst 1846 von Spanien an die Vereinigten Staaten abgetreten, aber man liess die grossen Besitzungen — die Grants — den Spaniern und dieselben gingen erst nach und nach in die Hände von Amerikanern über; so kommt es auch, dass hier Besitzungen bis zu 70.000 Joch bestehen. Ich musste 25 Meilen mit der Bahn bis Ontario, einem kleinen Städtchen, fahren, überall durch herrliche Obstanlagen und Weingärten, in denen mehrere nette Städte liegen. Von Ontario brachte mich eine Schmalspurbahn nach Chino, den grossen Ranch des Herrn Richard Gird, dem auch die Bahn gehört. Derselbe war noch vor 12 Jahren

ein einfacher Farmer in Arizona, hatte damals das Glück, seinen dortigen, ich glaube Grubenbesitz für eine halbe Million Dollars zu verkaufen, erwarb für die gleiche Summe Chino und wird heute auf 4 Millionen Dollars taxirt. Auf ähnliche Weise sind so viele grosse Vermögen in Californien entstanden! Herr Gird besitzt auch noch in Mexico, Provinz Senora 350.000 Joch, er hofft, dass die nördlichen Provinzen von Mexico bald den Vereinigten Staaten zufallen und sein dortiger Besitz dann einen grossen Werth erhalten wird. Ich wurde auf das liebenswürdigste empfangen und widmete mir Herr Gird den ganzen Tag, um mir seine Besitzungen zu zeigen. Er ist der richtige Amerikaner, der nur sein Geschäft kennt, in seinem netten aber kleinen Landhause wohnt und viel einfacher als ein Beamter oder Pächter in Ungarn lebt. Als er mich zu Mittag in sein Haus führte, zeigte er mir im Parke eine kleine Bretterbude und sagte: „In dieser habe ich zuerst gewohnt," dann machte er mich darauf aufmerksam, dass keine Thür ein Schloss hatte. „So sicher lebt man in Amerika," fügte er mit einem gewissen Stolz hinzu, und es ist wahr, dass man hier durchaus keine Gefahr hat, bestohlen zu werden. Wie sind unsere Effecten, theilweise ganz offen, schon herumgeworfen, aber wir finden sie immer unberührt wieder. In der Mitte der Besitzung ist seit zwei oder drei Jahren die Stadt Chino gegründet, ich glaube kaum, dass dieselbe mehr als 30 Häuser hat, aber sie besitzt drei Kirchen, eine Schule für 500 Kinder und selbst eine Bank! Die Schulen werden gewöhnlich vom Staate erbaut, die in Chino ausnahmsweise von Herrn Gird. Sie hat acht Classen mit fünf Lehrern, die von 60 bis 150 Dollars monatlichen Gehalt bekommen, und wird dort auch spanisch, deutsch und französisch unterrichtet. Auf den Schulunterricht werden überhaupt in Amerika grosse Summen verwendet; sieht man auf dem Lande ein grosses zweistöckiges, oft ganz allein stehendes Gebäude, so ist es sicher eine Schule. Der Chinoer Ranch liegt in einem weiten Thale, von baumlosen, nicht sehr hohen Bergen umgeben. Er hat eine Ausdehnung von circa 40.000 Joch, die Hälfte in einer Ebene so flach wie der Tisch, die andere Hälfte in den Bergen, die nur als Weideland zu verwenden ist. Die Ebene ist überall von gleicher Bodenbeschaffenheit, mir machte sie den Eindruck eines leichten Sandbodens, Herr Gird sagte aber, der Boden sei nur in Folge der langen Trockenheit so leicht, in der Regenzeit sei er viel schwerer und ein tiefgründiges, höchst fruchtbares Ackerland. Von den 29.000 Acres oder 20.000 Joch in der Ebene ist vorläufig nur der dritte Theil in Cultur,

während der Rest auch als Weide verwendet wird. Circa 4000 Acres oder 2700 Joch werden mit Zuckerrüben, der Rest mit Gerste und Futter bestellt, es findet aber kein Fruchtwechsel statt, Rübe folgt auf Rübe und ganz ohne Dünger, wie lange? Herr Gird meinte: „Sehr lange, und wenn es nicht mehr geht, so habe ich ja noch andere Felder, sämmtliche 20.000 Joch sind Rübenboden." Die besten Felder in Californien sollen anfangs bis 80 bushels Weizen pro Acre (70 Doppelcentner pro Hektar) liefern und kann man 25 Jahre ohne Dünger arbeiten, nach 10 Jahren geht die Ernte um 50 Procent zurück, anfangs pflügt man 3 Zoll, zuletzt bis 10 Zoll tief.

Chino hat 1000 Zugpferde und Maulesel,
1000 Pferde zur Zucht,
3000 Stück Rindvieh zur Zucht im Gebirge,
3000 Einstell-Ochsen,

eine grössere Anzahl Merino-Schafe, die aber nicht beliebt sind. Die Zugpferde, sämmtlich selbst gezogen, sind gross und stark und ziehen vierspännig ebenso wie vier Maulthiere 30 Metercentner Rüben von den benachbarten Rübenfeldern zur Fabrik. Das Gestüt für Arbeitspferde, Trotter und Vollblut hat 350 Zuchtstuten, die jährlich 160 Fohlen und eine Anzahl Maulthiere liefern. Es hat einige Percheron-Hengste für Zucht der Arbeitspferde und für die edleren Pferde sind die Vaterthiere aus dem Stanford'schen Gestüte von Palo Alto, auch werden die Pferde ebenso hoch als jene geschätzt. Die einjährigen Trotter- und Vollblut-Fohlen, meistens mit Gerstenschrot gefüttert, waren schön und hatten bereits eine Höhe von 15 bis $15^1/_2$ Faust. Herr Gird schätzte ihren Werth auf 3000 fl. pro Stück. Die Stallungen sind einfache Holzbuden, in denen aber nur das beste Materiale untergebracht wird, sonst ist alles Vieh, Winter und Sommer, ohne den geringsten Schutz auf der Weide. Das gesammte Gebäude-Inventar hat kaum einen Werth von 10.000 Gulden. Die einjährigen Fohlen werden schon als Trotter eingespannt, Regel ist aber, dass kein Pferd in Amerika vor dem fünften Jahre benützt wird, daher habe ich auch überhaupt noch kein niedergebrochenes oder mit Fehlern behaftetes Pferd gesehen.

Es sind 800 Kühe vorhanden, aber nur 250 werden gemolken und die Milch verbuttert. Die Butter, welche sehr gut sein soll, wird in der Umgebung mit fl. 1.40 pro Kilogramm verwerthet. Die Race ist, wie beinahe überall in Amerika, ein Gemisch von Shorthorn und Natives.

Die Einstell-Ochsen, 3000 Stück pro anno, werden spottbillig mit 10 Gulden pro Metercentner in den Prairien von Arizona zusammengekauft, drei Monate mit Rübenschnitzeln, Gerstenstroh und

Heu oder Klee gefüttert und halbfett mit 15 Gulden pro Metercentner an die benachbarten Fleischer verkauft. Dünger liefert gar kein Vieh, es steht im Freien und von Streu ist keine Rede, das Gerstenstroh wird verfüttert.

Die Rübenfelder werden nach der Ernte vierspännig und mit einem Dampfpfluge, ich glaube, es ist ein englischer Spatenpflug, den ich aber nicht sehen konnte, 10 Zoll tief geackert. Als Samen wird Vilmorin aus Frankreich bezogen, Reihenentfernung 14 Zoll, in den Reihen 10 Zoll vereinzelt. Der Anbau erfolgt vom 1. Februar bis 1. Mai, die Ernte vom 15. Juli bis in den November hinein und werden die täglich ausgenommenen Rüben sofort verarbeitet. Der lange dreimonatliche Anbau macht es möglich, die Arbeiter sämmtlich im Taglohne, verhältnissmässig leicht zu bewältigen. Das Ausnehmen erfolgt mit einem in Chino erfundenen Pfluge, der vorzüglich arbeitet, die Rübe ist in dem ganz trockenen Boden vollkommen rein. Die Ernte wurde mit 200 bis 300 Metercentner pro Joch angegeben, ich sah jedoch sehr lückenhafte Felder, die gewiss nicht mehr als 80 bis 100 Metercentner liefern konnten. Die Blätter waren vollkommen grün und hatten, wo der Stand dicht war, den Charakter sehr guter Rüben, die auch ungemein fest und von guten Formen waren. Die ganze Flur sammt Rübenfelder sah aber wie unsere Repsfelder in der Blüte aus, überall 4 bis 5 Fuss hohe, blühende wilde Sonnenblumen, welche die Stelle unseres Hederichs einnehmen. Wie ich mich aus den Büchern selbst überzeugte, polarisiren die Rüben zwischen 14 und 16 Procent, mit Reinheitsquotienten von 80 bis 84.

Die Fabrik ist, soweit ich es zu beurtheilen vermag, vorzüglich eingerichtet, höchst einfache Gebäude, ausgezeichnete Maschinen. Das Wasser wird, wie in dem ganzen Besitz, durch eine Menge artesischer Brunnen von 200 bis 300 Fuss Tiefe für Fabrik und Viehstand reichlich beschafft. Die Rüben werden auf eine Rampe geführt, sie liegen auf den schweren Lastwägen auf Netzen, werden in diesen durch eine sinnreiche maschinelle Vorrichtung gehoben, sehr schnell in zwei trichterartige Vertiefungen gestürzt, unter welchen Riedinger'sche Rüben-Schwemmgräben laufen, die die Rüben in die Fabrik führen. Hier hebt eine eiserne grosse Schnecke dieselben in die Wäsche. Die Diffusion ist ähnlich wie die unserige. Die Entladung aber nicht von unten, sondern unpraktischerweise seitlich. Robert-Apparate habe ich nicht bemerkt, dagegen kofferartige grosse Kessel, in denen die Säfte gekocht wurden, ausserdem waren zwei grosse Vacuums vorhanden. Die Röhrenkessel wurden

mit Roh-Petroleum geheizt. Die Centrifugen waren unbenützt, der Rohzucker floss direct in Gefässe von Pappe, circa 1 Meter hoch, 50 Centimeter Durchmesser und wird in diesen mit 84 Procent Zuckergehalt in die Raffinerie der Zucker-Trust-Compagnie von San Francisco gesendet.

Die Chinoer Fabrik verarbeitet täglich 550 Tonnen Rüben, doch will es Herr Gird in einigen Jahren auf 1000 Tonnen bringen, so dass er dann circa 1 Million Metercentner Rüben verarbeiten würde; ob das möglich ist, liegt ausserhalb meiner Beurtheilung. Der Preis für Rohzucker ist augenblicklich 25 fl. pro 100 Kilogramm, hierzu kommen noch, je nach Zuckergehalt, 10 fl. Staatsprämie, so dass Herr Gird 35 fl. pro Metercentner für seinen Zucker erhält und dabei ein gutes Geschäft machen dürfte. Die sämmtlichen Steuern seines ganzen Besitzes bestehen nur in einer Vermögenssteuer, und zwar $1^1/_4$ Procent vom eingeschätzten Werthe. Da derselbe aber nur, wie es in ganz Amerika üblich ist, dem dritten Theile des wirklichen Werthes entspricht, so beträgt die Steuer eigentlich nur $^5/_{12}$ Procent. Die Arbeitslöhne sind allerdings weit höher als in Ungarn, 70 fl. pro Monat nebst Kost, aber es arbeiten nur starke, wohlgenährte Männer und mit einer erstaunlichen Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Da die Staatsprämie von 10 fl. pro 100 Kilogramm noch durch 15 Jahre geleistet werden soll, so meinte Herr Gird, es könnten ausser den drei bestehenden, in Californien recht gut noch weitere zehn Fabriken passende Plätze und Gründe finden. Nach den letzten Congress-Verhandlungen ist die Aufrechterhaltung von 2 Cents pro Pfund Prämie nicht zu erwarten. Die Einfuhr von Zucker nach San Francisco beträgt gegenwärtig 1,400.000 Metercentner pro anno. Herr Gird hat in seiner Besitzung ein ausgezeichnetes Asphalt-Lager, das mit 2 Millionen Gulden bewerthet wird und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass man auch Petroleum und Kohlen finden könnte. Ein Nachbar von Chino, Mr. Fladd, besitzt in Santa Margaretha 75.000 Joch, Mr. Baldwin nicht weit von Los Angeles den Baldwin-Ranch mit 45.000 Joch, und so mag es in Süd-Californien noch eine Menge grosser Besitzungen geben! Mr. Baldwin, dessen Ranch ich ebenfalls besucht habe, hat sich mehr auf den Weinbau und Viehzucht geworfen. Er hat 100 englische Vollblut-Stuten und Hengste, z. B. Emperor of Norfolk, der in zwei Jahren 100.000 Dollars gewann. Der werthvollste Hengst in Amerika scheint aber der Ormonte in Palo-Alto zu sein, der, wenn ich nicht irre, einmal nach England verkauft, aber von Stanford für 150.000 Dollars zurückgekauft wurde.

Am folgenden Tage machten wir eine wunderhübsche Wagentour mit zwei jungen Herren aus Dresden und Cöln nach Pasadena, fast eine Vorstadt von Los Angeles, ein allerliebster Ort in hügeliger Lage, der beinahe aus lauter reizenden Villen, mit den herrlichsten Obst- und Ziergärten besteht. Auf einer Anhöhe liegt das Raymond-Hôtel mit einigen hundert Zimmern für Wintergäste. Der dortige Gärtner ist ein Holsteiner, seit fünf Jahren in Californien. Ich fragte ihn, ob er hier zufrieden sei und er erwiderte: „Na das will ich meinen." Und so sprechen sie Alle und haben recht, Californien ist ein reizendes Land und dessen Bewohner brave, angenehme und tüchtige Menschen. Der Osten sieht immer mit einem gewissen Mitleid auf den „wilden Westen" mit Unrecht, der Westen ist wunderbar. Jeder Amerikaner, der einem zum erstenmale die Hand schüttelt, fragt sofort: „Wie gefällt Ihnen unser Land?" In Californien fragt man dagegen: „Wie gefällt Ihnen unser Klima?" und sie haben recht, ein wunderbareres Klima ist nicht zu finden.

Wir waren auch auf dem 3500 Fuss hohen Lowe-Berge, auf den eine elektrische Seilbahn kühnster Construction führt und von dem man eine herrliche Aussicht auf das Thal des Los-Angeles-Flusses hat. Wir sind wegen unserer Weiterfahrt recht in Sorgen, die Santa-Fé-Linie ist irgendwo unterbrochen und wir wissen nicht recht, wie wir weiter kommen sollen. Unser Zug geht zwar morgen Früh 7 Uhr ab, aber wie weit wissen die Götter!

Bevor wir aber ins Unbekannte hinein fahren, noch einige Worte über die amerikanische Rübenzuckerindustrie. Californien besitzt also drei Zuckerfabriken mit einer vorläufigen jährlichen Zucker-Erzeugung von circa 12.000 Tonnen, denen ein Verbrauch von 140.000 Tonnen gegenübersteht. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, die bestehenden Fabriken sind noch einer Erweiterung fähig, die klimatischen Verhältnisse sind trotz der totalen Regenlosigkeit während der Wachsperiode äusserst günstige, es gibt in den Thälern des grossen Staates genug rübenfähigen Boden, die Arbeiterfrage ist durch die Chinesen gelöst, der Zuckerpreis um 1 Cent pro Metercentner (5 fl. pro 100 Kilogramm) höher als im Osten, und die Union leistet, wenigstens vorläufig, eine Prämie von 10 fl. pro 100 Kilogramm. Schwierig ist nur die Kohlenfrage. Californien hat keine Kohle, dennoch ist eine Erweiterung der Zuckerindustrie dort möglich, sogar wahrscheinlich, bis sie aber den stets wachsenden Bedarf decken kann, wird wohl noch viel Wasser durch die Donau fliessen.

Aber auch in zwei anderen Staaten der Union, Utah und Nebraska, versuchen die Amerikaner den Rübenbau einzubürgern, leider liegen beide zu sehr ausserhalb unserer Reiseroute, um sie ebenfalls besuchen zu können. Professor F. Wohltmann und Dr. H. Paasche haben aber die dortigen drei Fabriken besucht und entnehme ich ihren Mittheilungen einige Daten zur Vervollständigung meines Berichtes über die amerikanische Zuckerrüben-Industrie. Die eine Fabrik liegt in Utah, im Lande der Mormonen, in Lehi, wo es fast niemals regnet und die Rübe nur mit Hilfe der Bewässerung aus Flüssen und artesischen Brunnen wächst, für grosse Flächen aber nicht genügend Wasser vorhanden ist. Die Rübenernte beträgt 25 Tonnen pro Hektar, die Zuckerausbeute 9 Procent, die Chinesen fehlen, der Arbeitslohn ist 2 Dollars pro Tag, Kohle aus den Rocky Mountains kostet 2.60 Dollars pro Tonne, wie soll da billig Zucker erzeugt werden können! Allein die Union zahlt 2 Cents, der Staat Utah noch 1 Cent Prämie, die Zuckerfracht von New-York nach Lehi beläuft sich auf 1·25 Cents, so haben die mormonischen Zuckerkönige eine Prämie von 4·25 Cents pro Pfund oder 21 fl. pro 100 Kilogramm, da kann man am Ende auch wohl unter ungünstigen Verhältnissen Zucker sieden. Dennoch betrug die jährliche Production in Lehi nicht mehr als 1000 Tonnen, die sich, wenn die Prämien aufrecht erhalten werden sollten, wohl nach und nach erhöhen, aber zur Anlage neuer Fabriken im Staate Utah kaum führen wird.

Nicht viel günstiger sollen die Verhältnisse in Nebraska sein, was mir auch später in der chemischen Versuchsstation in New-Orleans bekräftigt wurde. In dem Staate Nebraska gibt es zwei Zuckerfabriken, in Norfolk und Grand-Island, die vor vier Jahren von der Oxnard Zuckerrüben-Gesellschaft gebaut wurden. Grand-Island kann täglich 300 Tonnen Rüben verarbeiten. Norfolk ist kleiner angelegt, beide erzeugten 1892 zusammen 1500 Tonnen Zucker. In Grand-Island machte die Wasserfrage grosse Schwierigkeiten, denn es mussten 80 Brunnen gegraben werden, jetzt gibt es Wasser genug. Noch grössere Schwierigkeit bietet aber die Beschaffung der nöthigen Rüben. Der Boden von Nebraska gehört durchaus nicht zu einem reichen schwarzen Löss, er besteht vielmehr aus den Verwitterungs-Producten der Tertiär-Formation, arm an Kali und Phosphorsäure. Die Witterungs-Verhältnisse sind extrem, die gesammte Regenmenge soll wohl 600 Millimeter betragen, aber von Ende Juni bis October, in der Wachsthumperiode der Rübe, fällt gar kein Niederschlag, Raupen, scharfe Winde und Hagel

machen viel Schaden, Nebraska ist waldlos und eben. Der Rübenbau muss den kleineren Farmern überlassen werden, da Grossgrundbesitz wenig vorhanden ist; einen ordentlichen Viehstand gibt es nicht, die Arbeitskraft kaum zu beschaffen, die Arbeiter werden aus der Ferne herangezogen, in Zelten untergebracht und mit 1.25 Dollars pro Tag (3 fl. 12 kr.) bezahlt, gegen Feldarbeit der Frauen herrscht ausserdem eine starke Abneigung. Bei solchen Umständen ist eine Massen-Production nicht zu erwarten und wird die Zuckerindustrie in Nebraska von meinen Gewährsmännern nicht günstig beurtheilt. Auch in der Nähe von Washington in Riverdale bei Wilmington sollen Anbauversuche mit Zuckerrüben gemacht sein, jedoch ist mir der Erfolg unbekannt geblieben.

Die Union erzeugte 1892 circa 14.000 Tonnen Rübenzucker, eine Production, die sich aber schon vermehrt haben wird, immer jedoch eine verschwindende Menge gegen einen Bedarf von $1^1/_2$ Millionen Tonnen Zucker ist. An verschiedenen Punkten erkundigte ich mich auch nach der Fabrication des Zuckers aus dem chinesischen Zuckerrohr und dem Zuckerahorn, ohne verlässliche Daten erhalten zu haben. Die Sorghumpflanze wurde vor 50 Jahren nach Amerika importirt, sie besitzt, wie bekannt, einen sehr zuckerreichen Saft, und 1880 gelang es endlich nach langen vergeblichen Versuchen den Professoren Weber und Scoville in Illinois, ein praktisches Verfahren für die Zuckergewinnung aus Sorghum zu erfinden, allein dasselbe scheint sich in der grösseren Praxis bisher nicht bewährt zu haben. Anfangs entstanden überall Anbauversuche mit Sorghum und die Farmer bauten gemeinschaftlich kleine Mühlen, aber der Zucker wollte nicht krystallisiren und hatte einen ranzigen Geschmack, so kam der Anbau von Sorghum mehr in Vergessenheit. Gleichzeitig mit der Erfindung von Scoville baute eine Gesellschaft in New-Jersey eine Fabrik für Sorghum-Zucker, ob dieselbe noch besteht, ist mir nicht bekannt. Die einst erwartete Ausdehnung hat die Zuckererzeugung aus dem chinesischen Zuckerrohre jedenfalls nicht genommen. Herr G. Garvels aus Göttingen erzählt, in Florida auf einer Farm des Mr. Claussen eine Sorghummühle gesehen zu haben. Die Stengel werden zwischen stehenden Holzrollen ausgepresst und der grünliche Saft in eisernen Pfannen zu Syrup verkocht, der ein Lieblingsgericht der Neger ist. Vortheilhafter soll die Zuckergewinnung aus dem Zuckerrohre betrieben werden, aber auch hierüber fehlen mir nähere Daten. Man sieht den Zuckerahorn in allen Laubwaldungen der Union, besonders in den steilen, mehr hochgelegenen Abhängen in

gutem feuchten Boden, ein herrlicher Baum, der 50 bis 80 Fuss hoch und 1 bis 2 Fuss stark wird, und namentlich für Wagenachsen und Räder sehr gesucht ist. Noch ein letztes Verfahren, Zucker in der Union zu erzeugen, muss erwähnt werden. Die Zucker-Raffinerie in Chicago verarbeitet seit kurzem nach einer geheimen Methode Mais, und erzeugt Zucker, Stärke, Oel, Oelkuchen und Glutenmehl mit 32 Procent Proteïn und 8 Procent Fett. Das Oel geruchlos zu machen, soll aber bisher noch nicht gelungen sein; die Producte waren in Chicago ausgestellt.

Ich möchte das schöne Californien nicht verlassen, ohne auch den Panama-Canal erwähnt zu haben. Alle Californier sind darüber einig, dass eine directe Seeverbindung zwischen dem Westen und Osten für die Vereinigten Staaten von unberechenbarer Wichtigkeit sei und über kurz oder lang kommen müsse. Ebenso überzeugt ist man aber auch, dass der Panama-Canal undurchführbar und das darauf verwendete französische Capital verloren sei. Es gibt aber noch zwei andere amerikanische Projecte, welche Aussicht auf Erfolg haben. Das vom verstorbenen Capitän Eads, dem Erbauer der Missisippi-Brücke in St. Louis, entworfene bezweckt eine Schiffseisenbahn über die Tehuantepec Landenge zu legen, das würde der kürzeste Weg zwischen San Francisco und New-York werden. Das zweite Project will einen Canal etwas nördlich von der Panama-Landenge durch den Nicaragua-See legen und besteht bereits eine amerikanische Gesellschaft, welche die Ausführung dieses Planes ganz energisch verfolgt. Der Weg über Tehuantepec ist allerdings um 1400 englische Meilen kürzer als durch den Panama-Canal oder Nicaragua-See, allein die grossen Oceanfahrer auf eine Eisenbahn zu laden und auf 162 Meilen mit diesen über die Tehuantepec-Landenge zu transportiren, ist ein Project, das nur in dem Kopfe eines Amerikaners entstehen konnte. Die Kosten dieser Bahn sind mit 75 Millionen Dollars, die des Nicaragua-Canales mit 100 Millionen Dollars präliminirt. Der Panama-Canal hat bereits mehr als 200 Millionen Dollars verschlungen. Die Entfernung von San Francisco um das Cap Horn bis New-York beträgt 14.000 englische Meilen, durch den Panama-Canal circa 6000 Meilen, auf der Tehuantepec-Route nur 3400 Meilen, und zweifle ich keinen Augenblick, dass der Durchstich des Isthmus über kurz oder lang von den thatendurstigen Amerikanern durchgeführt werden wird.

Los Angeles, Cal., 1. October 1893.

Es war irgendwo in Arizona ein Wolkenbruch, aber so ein echt amerikanischer, der Berge davonträgt, Thäler verschlämmt und Eisenbahnen zerstört, die Santa Fé-Bahn hat den Betrieb eingestellt, so können wir Los Angeles erst Dienstag verlassen. Das macht aber nichts, meine Ladies sind glücklich, einmal zwei Tage für sich haben zu können, um sich auszuruhen und ihre Röcke zu flicken, und ich habe noch genug zu sehen, Süd-Californien ist ein gar so interessantes Land.

Heute zum Sonntage fuhren wir mit unserem Wirthe, Herrn Bilicke und dessen Frau, die aus Gotha ist, nach Rodondo, einem neu entstandenen Seebad. Herrlicher Strand, die schönsten Blumen bis an die Meereswellen, auf denen sich die Pelikane schaukelten, vorzügliches Hôtel, aber keine Gäste, die erst Mitte October einrücken und dann bis April bleiben. Ein höchst interessanter Mann, Herr F. W. Ludowici, war in Rodondo und da Herr Bilicke ihn kannte, machten auch wir seine Bekanntschaft. Er führt den grossen Capitalisten in England Unternehmungen in Amerika zu. Es ist unglaublich, wie viel englisches Capital, sei es in Grundbesitz oder Industrie und Eisenbahn-Unternehmungen, in Amerika engagirt ist, wie oft vernimmt man: „Dieses und jenes gehört den Engländern." Namentlich sollen sie kolossale Strecken Land in New-Mexico und Texas besitzen. Auch die Königin von England und Fürst Bismarck, sagt man, haben einen grossen Besitz in Amerika erworben, ich glaube es aber nicht. Wäre ich 30 Jahre jünger, würde ich mich nicht einen Augenblick besinnen, hier gibt es noch etwas zu schaffen, zu verdienen und oft — auch zu verlieren. Unser Wirth ist ein merkwürdiger Beleg dafür. Er kam 1858 als Tischler nach New-York, errichtete ein Geschäft und verdiente viel Geld, da er für einen einfachen Stuhl 8 Dollars bekam. Mit dem Verdienste kaufte er sich einen Grundbesitz in Oregon, aber eine Ueberschwemmung nahm ihm Haus, Vieh und zerstörte sämmtliche Gründe. Nur sein Hund Bando war geblieben und den warf er auch ins Wasser. Seine Frau und drei kleine Kinder blieben in Oregon; Bilicke wanderte zu Fuss, von Indianern verfolgt, 800 Meilen bis Montana, wo er total herabgekommen in einem der Minen-Districte eintraf. Eine Tischlerei war sofort im Gange, zugleich wurde Herr Bilicke Doctor und hatte bald einen solchen Erfolg, dass die Goldgräber ihn mit Haufen Gold bezahlten, täglich 500 Dollars Verdienst war nichts und im Umsehen hatte er 200.000 Dollars zusammen. Mit diesen zog er nach San Francisco, speculirte

in Gründen und über Nacht war er sein Geld wieder los. Nun zog er nach Arizona und eröffnete eine Silber-Mine, bei 200 Fuss Tiefe erreichte er einen reichen Gang, aber eine Verwerfung brachte denselben in ein fremdes Grubenfeld und Mr. Bilicke hatte wieder nichts! Das Wenige, was ihm geblieben, wurde von Frau Bilicke in ein Brot gebacken, um es gegen Räuber zu schützen und mit dem kostbaren Gebäck kam er glücklich wieder nach Californien. Jetzt ist er Hôtel-Besitzer, hat ein Einkommen von 20.000 Dollars, seine Tochter an einen Millionär verheiratet und ist ein sehr vergnügter alter Herr, dabei für uns von einer riesigen Liebenswürdigkeit. Mimi hatte ihm gesprächsweise erwähnt, dass wir, um die Räuber zu ärgern, etwas zu wenig Geld in San Francisco behoben hätten und bis Denver sehr sparsam sein müssten, sofort kam er zu mir und offerirte mir jede beliebige Summe, ich könne sie ja, meinte er, von Ungarn zurückschicken. Mrs. Bilicke verehrte meiner Tochter beim Abschiede ein sehr schönes californisches Tuch zum Geschenke, ich habe auch sofort Herrn Bädeker in Leipzig ersucht, dem Hôtel Hollenbeck einen Stern zu geben, denn so gefällige Hôtelbesitzer hatten wir noch nicht gefunden. Wie viel Menschen ist es hier nicht ähnlich ergangen, aber viele haben auch kolossale Vermögen erworben und wieder dem öffentlichen Wohle geopfert. Amerika ist überhaupt ein Land, in dem man aus den Ueberraschungen nicht herauskommt. Soeben hält die Heils-Armee mit uniformirter Musikbande, Lampions und einer Menge alter und junger Frauen, auch Männern ihren Umzug. Vielleicht waren es auch keine Mitglieder der Heils-Armee, sondern Baptisten oder Methodisten, die ebenfalls Umzüge veranstalten. An den Strassenecken wurden von beiden Geschlechtern Reden gehalten und Lieder gesungen. Religions-Secten gibt es hier in Menge, da haben Baptisten, Christians, Congregationale, Neu-Jerusalemer, Unitarier, Episcopale, Lutheraner, Methodisten, Presbyterianer, Vereinigte Presbyterianer etc. eigene Kirchen, und wenn man wen immer nach dem Unterschiede dieser Religionen fragt, so weiss es niemand zu sagen. Die Religionen in Amerika haben so ihre eigene Geschichte, seit 100 Jahren hat eine tiefgehende Umwandlung in religiöser Beziehung platzgegriffen. Zu Washington's Zeiten genoss die protestantische Geistlichkeit das grösste Ansehen, heute werden zu derselben nur noch Söhne erzogen, die sonst wenig Anlagen zeigen. Vor 100 Jahren war die religiöse Bildung mehr theologisch, heute weist man mehr dem Gefühle einen herrschenden Einfluss zu und dieses äussert sich in einer Neigung zu religiösen Ceremonien und

durch grosse schöne, prachtvoll eingerichtete Kirchen. Luxus ist aber kostspielig, so sind die Kirchenstühle in jenen sehr theuer, und es gehen meistens die Reichen in die stets gefüllten schönen Kirchen.

Die Katholiken wurden in Amerika früher grausam verfolgt, erst als Louis XVI. den Amerikanern im Unabhängigkeitskriege zu Hilfe kam, verschwand die Unduldsamkeit, und seit 1850 erhielt die katholische Religion volle Freiheit, heute zählt dieselbe bereits 8 Millionen Gläubige, 13 Erzbisthümer, 66 Bisthümer, zahlreiche Orden und verfügt über ein Vermögen von 1000 Millionen Dollars.

Die Protestanten zerfallen in drei Hauptsecten:

1. In die Anglicaner, Congregationalisten, Presbyterianer und Episcopalen, das sind die Kirchen der guten Gesellschaft;

2. in die Methodisten und Baptisten, welche reich und gut organisirt sind und selbst auf der Strasse auf die grossen Massen zu wirken suchen, zu ihnen gehören 6 bis 7 Millionen Seelen;

3. in die Deutsch-Reformirten, die in die verschiedensten kleinen Secten zerfallen, aber nur 700.000 Gläubige zählen.

Im Ganzen gibt es 42 christliche Secten, die Mormonen haben nun circa 50.000 Mitglieder, Juden gibt es höchstens 20.000. Alle haben ihre eigenen Kirchen und deshalb findet man selbst in den kleinsten Städten meistens mehrere Kirchen. Die Baptisten haben 26.000, die Methodisten 19.000, die Katholiken 7000, alle übrigen Secten von wenigen hundert bis 5000 Kirchen. Die Regierung der Vereinigten Staaten kümmert sich absolut nicht um die religiösen Angelegenheiten ihrer Bürger. Kehren wir aber zu unserer Reise zurück.

Süd-Californien hat eine Länge von circa 60 deutschen Meilen, ist 2000 deutsche Quadratmeilen gross, ein Drittel so gross als Ungarn und besitzt nur 200.000 Einwohner, ja es hatte 1880 erst 64.000 Einwohner. Und was haben dieselben seit 1846 alles geschaffen! Diese zahlreichen Städte, Kirchen, öffentlichen Gebäude, Eisenbahnen, Bewässerungen, Obst- und Weingärten, industrielle Anlagen, Bergwerke, Strassen, dabei hört man über keinen Arbeitermangel klagen und die Chinesen haben hier keinen rechten Fuss fassen können! Die Grundstücke, die in den Getreide-Staaten „mager" genannt werden, kosten hier 700 bis 1400 Gulden pro Joch, Weideland in den Gebirgen hat allerdings nur einen Werth von 30 Gulden pro Joch, in den Ebenen werden die mit reichlicher Bewässerung auch über 2000 Gulden pro Joch bezahlt. Aber die Erträge entsprechen auch diesem hohen Werthe der Grundstücke, Aprikosen liefern 1200 Gulden, Oliven bis 6000 Gulden, Orangen 1000 Gulden, Erdbeeren 500

Gulden pro Joch Brutto-Ertrag und so fort, dabei sind die Kosten unbedeutend und werden oft von der dazwischen gebauten Gerste reichlich gedeckt. 1892 wurden aus Süd-Californien 300.000 Metercentner Orangen und 225.000 Metercentner andere Früchte in den Osten versendet. An Körnerfrüchten werden in den beiden grösseren Getreide-Provinzen von Süd-Californien nur circa 250.000 Metercentner Weizen und 1,100.000 Metercentner Gerste producirt und wohl im Lande selbst verbraucht. Grosse Flächen von Weizen und Gerste werden, wenn sie in die Halme geschossen, grün abgemäht und als Futter für Pferde und Milchkühe mit 2 fl. 40 kr. pro Metercentner verwendet. Zu gleichem Zwecke wird auch viel Luzerne angebaut. In Süd-Californien sah ich zuerst grössere Flächen mit Mais bebaut, er soll ausgezeichnet gedeihen und bei riesiger Höhe oft bis 40 Metercentner pro Joch liefern.

Die Ueberschwemmung der Santa Fé-Eisenbahn machte es mir möglich, noch einige der verschiedenen Frucht-Conserven-Fabriken in Los Angeles zu besuchen. Die südcalifornische Packing-Gesellschaft beschäftigt je nach der Jahreszeit 150 bis 400 Personen, meist Arbeiterinnen mit einem Wochenlohne von 6 bis 7 Dollars oder 15 bis 20 fl., die alle möglichen Früchte im Ganzen oder als Muss und Gelée zubereiten und in Blech- oder Glasbüchsen verpacken. Sehr viele Arbeiten werden ausserdem mit Maschinen ausgeführt. Augenblicklich ist gerade nur die Zeit der Pfirsiche und so waren mit diesen 150 Mädchen beschäftigt. Die von den Gartenbesitzern eingelieferten Früchte werden in drei Sorten getheilt, die beste wird mit der Hand geschält, durchschnitten, entkernt, in Blechbüchsen gefüllt, mit 30 Procent Zuckerlösung geschlossen, mit Wasser und Dampf gekocht, verlöthet, mit Etiketten versehen und zu zwei Dutzend in hölzerne Kisten verpackt. Die zweite Sorte wird nicht geschält, sondern die Schalen in heissem Wasser erweicht, durch Kneten mit der Hand verlieren die Früchte ihre Kerne, der weitere Process ist wie bei der ersten Sorte. Die dritte Qualität wird zu Gelée verwendet. 1 Metercentner rohe Frucht liefert 100 Büchsen à 1·25 Kilogramm. Die Fabrik kauft pro Metercentner:

Aepfel und Birnen	mit		3	fl.	60	kr.	
Pfirsiche	„	5 bis 6	„	—	„		
Pflaumen	„		3	„	60	„	bis 5 fl.
Weintrauben	„		3	„	60	„	„ 5 „

Die Verkaufspreise im Detail pro Dutzend Büchsen à 1·25 Kilogramm sind:

Die erste Sorte, Tafelfrüchte genannt, 4 bis 5 fl.;
die zweite Sorte Frucht-Muss 3 fl. pro Dutzend Büchsen;
Gelées in kleinen Fässern zu 15 Kilogramm pro Fass 3 fl. 60 kr.;
Jams pro Dutzend Gläser 4 fl.

En gros wird ein Nachlass von 25 Procent bewilligt. Die Fabrik erzeugt bei vollem Betriebe täglich 1200 Kisten zu zwei Dutzend Büchsen und versendet ihre Waare hauptsächlich in den Osten, aber auch viel nach Australien. In diesem Jahre sind die Preise stark gefallen.

Die geringeren Frucht-Qualitäten werden von kleineren Unternehmern, die sich provisorisch in der Nähe der Obstgärten festsetzen, zu 1 fl. 80 kr. pro Metercentner gekauft, durchgeschnitten, entkernt, auf kleinen Hürden durch 5 Stunden über brennenden Schwefel gestellt, um alle Pilze zu tödten, 4 bis 5 Tage an der Sonne getrocknet und in weissen Säcken in den Handel gebracht. 6 Metercentner grüne Pfirsiche, die ich zufällig trocknen sah, geben 1 Metercentner Dörrobst, die Kosten betragen sammt Rohmaterial 20 fl. Der Verkaufspreis etwas über 30 fl. Im vorigen Jahre waren die Preise für grünes und getrocknetes Obst bedeutend höher.

Am 1. October bekamen wir endlich die Nachricht, dass die Schäden an der Santa Fé-Bahn nothdürftig ausgebessert wären, aber wir konnten erst am 2. October Abends Los Angeles verlassen. In der Nacht erreichten wir die San Bernadino-Gebirgskette bei 3300 Fuss Höhe, fuhren dieselbe hinab, vorbei am merkwürdigen Porphyr- und Granitfelsen, die Needles genannt, überschritten bei Tagesanbruch auf einer schönen eisernen Brücke den breiten Coloradostrom, das schöne Californien lag hinter uns, wir waren in Arizona.

12. Von Los Angeles bis New-Mexico.

Flagstaff in Arizona, den 6. October 1893.

Nun sind wir 150 deutsche Meilen durch Arizona gefahren, ohne das kleinste Ackerfeld zu erblicken; ist das eine trostlose Landschaft! Anfangs durch die Wüste mit ihren Agaven, verschiedenen Juccaarten und den oft mehrere Meter hohen Cacteen, die auch rothe Blüthen bringen sollen, dann zwischen kahlen, hohen Bergen, Porphyr, rother Sandstein, Basaltfelsen, erloschene Vulcane in eine arme elende Weidefläche! Wohl sahen wir grössere

und kleinere Heerden von Rindvieh, Schafen und Pferden, aber auch unzählige Cadaver von erst kürzlich gefallenen Thieren, oft mit ganz vertrockneter Haut oder als schneeweisse Gerippe. Ein Conducteur sagte uns, die Locomotive habe die meisten überfahren, das mag ja oft der Fall gewesen sein, aber Hunger und Krankheiten haben gewiss geholfen. Die unabsehbaren Weideflächen waren nicht durch Zäune abgetheilt, der beste Beweis, dass das Land noch unverkauft ist. Auf diesem Eisenbahn- oder Regierungslande lässt jeder Viehbesitzer nach Belieben weiden und zahlt nur die übliche Vermögens-Steuer von $1^1/_2$ Procent des Werthes seiner Heerden. Es soll Leute oder Gesellschaften in Arizona geben, die bis 20.000 Stück Vieh haben; sie sehen dasselbe oft ein ganzes Jahr nicht, nur im Juni oder Juli werden die Thiere an bestimmte Plätze zusammengetrieben, nach den Besitzern getrennt und das Jungvieh mit deren Zeichen gestempelt. In Arizona herrscht auch öfters das Texas-Fieber, welches grosse Mengen Rindvieh dahinrafft. Tritt diese Krankheit in gewissen Gegenden auf, so dürfen aus diesen keine Thiere auf die östlichen Märkte gebracht werden. Im Süden von Arizona sind grössere Flächen durch Bewässerungen der Cultur zugänglich gemacht, auch soll daselbst viel lohnender Bergbau bestehen, wir haben aber von beiden nichts wahrgenommen, und im Allgemeinen gilt das 5000 deutsche Quadratmeilen grosse Land schon in Folge seiner aussergewöhnlichen Trockenheit für sehr arm, es hat auch nur eine Bevölkerung von 60.000 Einwohnern.

Major Powell, der muthige Entdecker des Colorado Grand Cañon, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Leiter der meteorologischen Beobachtungen im Ministerium in Washington, theilt ganz Amerika in eine feuchte und trockene Region, in der ersteren fällt genügend Regen für den Ackerbau, in der trockenen dagegen nicht. Die Ausdehnung beider Regionen ist ziemlich gleich. In der feuchten Region gibt es in Florida, Alabama, Louisiana und Missisippi 1000 deutsche Quadratmeilen Regierungsland, das grösstentheils Morast, nicht benützbar ist. Im Nordosten von Arkansas, in Michigan, Minnesota, Iowa und im Nordwesten von Washington gibt es ferner 2000 deutsche Quadratmeilen, die zu steinig sind, um gepflügt werden zu können.

Zur trockenen Region rechnet Major Powell alles Land westlich von der Mitte des Staates Kansas, ausgenommen einen schmalen Streifen an der californischen Küste. Die Regenlosigkeit erklärt sich Major Powell dadurch, dass die Winde vom Stillen und

Atlantischen Meere ihre Feuchtigkeit schon lange abgegeben haben, bevor sie die trockene Region erreichen. Das trostloseste Land in dieser Beziehung ist Arizona und das Utah-Bassin, die Heimat der Mormonen, wo es fast gar nicht regnet. 70.000 deutsche Quadratmeilen, zwölfmal so gross als Ungarn, die Hälfte der Vereinigten Staaten liegen in dieser trockenen Region und haben theilweise nur einen zweifelhaften Werth.

700.000 engl. □M. (33.000 deutsche □M.) sind Weideland, nur sehr wenig cultivirt.

310.000 engl. □M. (13.000 deutsche □M.) sind Gebirge.

125.000 engl. □M. (6000 deutsche □M.) sind Wüste.

100.000 engl. □M. (5000 deutsche □M.) ganz schlechtes (bad) Land.

150.000 engl. □M. (8000 deutsche □M.) sind Waldboden.

115.000 engl. □M. (5000 deutsche □M.) Schluchten und Lehmland.

Von den 33.000 Quadratmeilen Weideland sind erst 5 Procent durch Bewässerungen in Ackerland und Wiesen umgewandelt, der Rest kann nur als Weide verwendet werden.

Von Zeit zu Zeit berührten wir sogenannte Städte, d. h. einzelne hölzerne Buden mit einigen Kaufmannsläden und einem „Saloon", dem Schanklocale; zuweilen auch mit einer kleinen Kirche, aber immer mit grossen Haufen leerer Conservenbüchsen, die ich in solchen Mengen noch niemals sah. An einem der Stationsgebäude hing als Reclame für Grundverkauf ein grosses Bild mit schönen Gebäuden, Kirchen, Hôtels, prächtigen Baumanlagen und allen Zeichen einer blühenden Stadt. Mit solchen Zukunftsplänen werden unglückliche Ansiedler von Unternehmern herbeigelockt und gehen oft genug in die Falle.

In einer dieser Metropole bewunderten wir gerade eine grössere Anzahl Indianer, elendes Gesindel, das alle möglichen Kleinigkeiten zum Verkauf anbot, als eine Stimme hinter mir sagte: „Guten Tag, Herr Baron." Als ich mich umwendete, sah ich einen fremden Herrn. „Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin der Hofmann, war 1871 mit Dr. Grünbaum bei ihnen in Kapuvár und kaufte Ihren Raps." Bernhard Hofmann ist seit zwei Jahren als Bauunternehmer in Amerika, scheint aber nicht die besten Geschäfte gemacht zu haben, er war auf der Rückreise in die Heimat und ich gab ihm die herzlichsten Grüsse für diese mit auf den Weg.

Nach 24 Stunden Fahrt trafen wir Abends in Flagstaff ein, 6000 Fuss über dem Meeresspiegel. Das ist auch so eine Stadt wie die übrigen in Arizona und dennoch fanden wir in dem Hôtel sehr gute reinliche Betten und der chinesische Koch bereitete uns noch schnell ein Beefsteak, das aber zu viel an die Thierleichen des letzten Tages erinnerte, um uns munden zu können.

Am 3. October, Früh 6 Uhr, sassen wir auf dem Wagen zum Grand Cañon. Ich habe einmal erwähnt, das Leben in Amerika sei gar nicht so theuer, das ist richtig, wenn man auf der geraden Strasse bleibt, sich Morgens selbst rasirt und die Stiefel putzt, seine drei Meats (Mahlzeiten) im Tage verzehrt und nur Eiswasser trinkt. Wehe dem, der sich nicht damit begnügt! Für Rasiren und Haarschneiden ist man sofort seine $2^1/_2$ fl. los, unser elender Wagen für zwei Tage zum Cañon kostete 150 fl. und für einen zweistündigen Spazierritt am Rande des Grand Cañon zahlten wir 18 fl.! Wohl betrug die Entfernung von Flagstaff 110 Kilometer, die Wege waren schauerlich und wir wechselten viermal die Pferde, aber 150 fl. ist auch viel Geld. Anfangs kamen wir noch an mehreren kleinen Farmen in der Mitte schlechter Föhrenwaldungen vorüber und der nahe, schneebedeckte, 12.000 Fuss hohe San Francisco-Berg bot eine angenehme Abwechslung; aber bald erreichten wir das vollständig kahle, fast leblose, 7000 Fuss hohe Hochplateau des Colorado. Die weidenden Heerden wurden immer spärlicher, schliesslich bekamen wir nur noch Prairiehunde zu sehen. In der Mitte der Einöde bei einem Pferdewechsel, der natürlich nur in einem Einfange für die Rosse bestand, hatte ein Schweizer mit seiner Schwester ein Zelt aufgeschlagen, in welchem sie uns ein frugales Mittagsessen für 3 Dollars bereiteten. Sie erzählten uns, dass es in den benachbarten Gebüschen und Waldungen viele Hirsche, auch Bären und wilde Truthühner gebe. Vor einigen Tagen hätten sechs Indianer in der Nähe gejagt und sechs Hirsche erlegt. Diese Nachbarschaft war auch vielleicht der Grund, warum unser Kutscher immer einen Revolver bei der Hand hatte. Wenn das neu belebende Frühjahr einen frischen grünen Mantel über Arizona deckt, so mag ja auch dieses recht freundlich aussehen, aber im October war es traurig genug, und Pferde, Rindvieh und Schafe entsprechen dem Aussehen des Landes. Unser Kutscher klagte recht über die niedrigen Preise, die jungen Ochsen könnten kaum mit 8 kr. pro Kilogramm verkauft werden, Wolle kostet 25 fl. pro 100 Kilogramm, ein Schaf 3 fl. 60 kr., ein sehr gutes Pferd 70 bis 150 Gulden.

Gegen 6 Uhr Abends, als wir uns dem Cañon näherten, kamen zwei Reiter herangesprengt: Ministerialrath v. Ottlik und Herr László v. Goger aus unserem Ackerbau-Ministerium! Wir hatten mit denselben schon in Los Angeles verabredet, den Colorado Cañon gemeinschaftlich zu besuchen, durch die Einstellung des Bahnverkehres war aber eine Unordnung in unser Programm gekommen, erwähnte Herren trafen einen Tag früher als wir in Flagstaff ein. Die Herren hatten unser heutiges Erscheinen wohl erwartet und waren uns entgegengeritten. Zwei hochgebildete, liebenswürdige Ungarn, mit denen wir durch Arizona und Colorado weiterreisten und dadurch eine höchst angenehme Reisegesellschaft erhielten. Sie waren vom Grand Colorado Cañon so entzückt, dass sie uns noch bei untergehender Sonne an den Rand desselben führten. In der That wunderbar, vielleicht das grösste Naturwunder der Welt! War es ein mächtiger vulcanischer Druck von unten, war es der reissende Colorado-Strom, der sich aus dem Hochgebirge einen Weg zum Meere suchte? Oder war es nur die Zeit mit ihrem endlosen Wechsel von Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe, die einen 6000 Fuss tiefen, zickzackartigen Riss auf tausende Kilometer Länge in die Erde furchte, oder hatten sich, wie wir glauben, alle Mächte der Natur zur Aushöhlung derselben vereinigt? Grossartig, schauerlich schön, war jedenfalls ihr Werk. Die oberen Ränder dieses Hexenkessels sollen 12 bis 30 Kilometer entfernt sein, uns schien es bei der Tiefe so nahe, fast zum Hinüberspringen! Senkrecht erschienen uns die 6000 Fuss tiefen Abhänge des Abgrundes, so tief wie unser Schneeberg, in Wirklichkeit sind es Terrassen gleich alten Ruinen, zerstörten Städten von verwittertem Sandstein, Marmor, vulcanischen, kurz allen möglichen Gebilden. Und wie ein mächtiger Baumriese seine Aeste nach allen Seiten ausstreckt, so hat auch unser Colorado Cañon auf beiden Ufern seine kleineren Cañons und Flüsse, die den Colorado-Strom ernähren. Wir lehnten uns über den Rand des Schlundes und sahen in die Tiefe, in dem ein ganz schmaler, in Schlangenwindungen laufender silberner Streifen beide Wände des Cañons trennt, das war der mächtige Colorado-Strom, breiter und reissender als der Hudson-River. Kein Lüftchen regte sich, die Sonne senkte sich zum Horizonte und sandte ihre letzten Strahlen auf die rothen Sandsteingebilde, und dann kam die Dämmerung und immer schauerlicher wurde unser Gefühl bei dem Blicke in den immer dunkler werdenden bodenlosen Abgrund! Wie lieblich erschien unserer Erinnerung dagegen der rosaroth gefärbte Cañon des Yellowstone-Parkes mit seinen glänzenden

Wasserfällen und seiner lebendigen Natur! Der Colorado-Cañon ist unbeschreiblich schön, grossartig, überwältigend, aber schauerlich. Und doch gibt es auch Leben da unten! Unser Führer Hance, der uns am folgenden Morgen in drei Stunden an die schönsten, wenn auch oft recht gefährlichen Punkte des Cañons begleitete, fand vor neun Jahren einen Weg in das Thal, schöne Weideflächen und ein ewig gleiches Klima. So siedelte er sich dort mit einigen Kühen und Pferden an, erwarb vom Staate $^1/_4$ Section und lebt hier jeden Winter mutterseelenallein. Wie Hance erzählte, verliert er vollständig den Begriff von Zeit, und erst wenn er merkt, dass da oben alles grüner wird, so kommt er hinauf ans Tageslicht, um im Sommer Fremdenführer zu sein. Im Thale sollen auch Hirsche, wilde Schafe und Bären vorkommen. Auch goldführende Quarzgänge entdeckte Hance, aber Gold zeigte er uns nicht.

Das Hôtel am Cañon bestand aus einem Dutzend kleiner und einem grösseren Zelte, welch letzteres als Speisesalon und Küche benützt wurde. Jeder von uns occupirte eines der Zelte, aber in der dunklen Nacht wehte über die Hochebene ein Sturm, der die Zelte in ihren Grundfesten erschütterte. Am Tage auf der Reise hatte die Sonne tüchtig gebrannt, in der Nacht war es bitterlich kalt und das Waschen am frühen Morgen mit dem eiskalten Wasser war ein zweifelhaftes Vergnügen. Trotzdem haben sich meine Ladies brav gehalten, ob sie in dem einsamen Zelte viel geschlafen, möchte ich nicht behaupten. Gerne wären wir einige Tage am Abgrunde des Colorado-Cañon gestanden, aber das Uebrige! Auch wünschten unsere Landsleute weiter zu kommen, so brachen wir nach einer Zeltnacht am frühen Morgen wieder auf und waren Abends 8 Uhr bei unserem chinesischen Koch in Flagstaff. Wir verliessen dasselbe zeitlich am folgenden Morgen und kamen um 10 Uhr in die Station Holbrook, nachdem wir noch kurz vorher die grossen Verwüstungen sahen, welche das Hochwasser nach zweitägigem Regen im Gebirge an dem Bahnkörper verursacht hatte, und die Energie bewundern konnten, mit der unsere Bahn wieder so schnell in Betrieb gesetzt war.

In Holbrook nahmen wir uns einen Wagen für fünf Personen und erreichten nach einer vierstündigen Fahrt eine weite, baumlose, versengte Hochebene, 5000 Fuss über dem Meere, und die Sonne brannte auf unsere Köpfe wie noch niemals auf unserer Reise. Unter der verwitterten, humuslosen, mit Sandstein bedeckten Erde sehen wir plötzlich eine mässige Senkung des Bodens, vielleicht 20 bis 30 Fuss tief, Hunderte von englischen Quadrat-

meilen gross und in dieser Mulde einen wie durch Sturm oder die Axt des Holzfällers niedergelegten Wald, Riesentannen, welche die allmächtige Natur in lauter Agat, Opal, selbst Amethyst und Topase verwandelt hatte, das war „der versteinerte Wald". Stämme, den Riesenbäumen im Mariposa-Walde gleich, liegen ganz oder wie zersägt am Boden, Stöcke mächtiger Pinien mit ihren sämmtlichen Wurzeln stehen noch am Orte ihres Wachsthumes, ja selbst das angefaulte Holz ist versteinert und an jedem Stamme, jedem Zweige ist die Rinde und sämmtliche Jahresringe deutlich zu unterscheiden; alles was Holz war, ist in Stein, mit den wunderlichsten Farben verwandelt. Mit Staunen und Bewunderung blicken wir auf dieses Naturwunder zu unseren Füssen! In längst vergangenen, unmessbaren Zeiten war hier ein Hochland mit üppigster Vegetation, aber unterirdische Mächte senkten den Boden, die herrlichen Bäume fielen zur Erde und das kommende Wasser durch die Dämpfe emporsteigender Geyser, die man noch heute erkennt, mit Mineralien geschwängert, verwandelte den Wald nach und nach in werthvolle, in reichen Farben glänzende Steine. Und später bedeckte eine solide Schicht von Sandstein den versteinerten Wald, aber mächtige Ströme oder Gletscher der Eiszeit schoben die schwere Decke und mit ihr so manchen versteinerten Stamm wieder beiseite und eröffneten dem neugierigen Menschenauge einen verwunderten Blick in die dunkle Vergangenheit. Unsere ganze Gesellschaft eilte hinab zum Wald und lief zwischen den Holz-, jetzt Steinblöcken, herum und sammelte besonders schöne Splitter, um später unseren Lieben in der Heimat zeigen zu können, was wir gesehen, und voll Befriedigung dankten wir unserem Führer, Herrn v. Ottlik, der uns diesen verwunschenen steinernen Wald zu besuchen bestimmt hatte.

Nicht weit davon, an der äussersten Ostecke von Arizona, bei Zuni-Pueblo, gibt es noch ein ähnliches Wunder, das aufzusuchen uns leider die Zeit fehlte. Ein grosser, sehr seichter Salzsee, in dessen Mitte ein mehrere hundert Fuss tiefes Becken, das 5 Kilometer im Umfang hat. Weisse, glänzende Salzkrystalle umrahmen den Rand des Beckens und in der Mitte desselben erhebt sich eine kleine schwarze vulcanische Spitze mit einem ausgesprochenen Krater und in demselben das schönste, reine, frische Quellwasser, mitten im Salzsee!

Arizona, halb tropisch, halb Wüste, ist überhaupt das Land der Wunder. Nach den in der Ausstellung gesehenen Modellen und nach den Mittheilungen des berühmten Reisenden Ernst Hesse

v. Wartegg findet man in jenem Lande noch eine Menge Ruinen, wir sahen am Grand Cañon selbst die letzten Reste einer solchen, die von Städten längst vergangener Zeiten herrühren, aus Zeiten lange vor Amerikas Entdeckung. Heute sind sie vom Wüstensande halb vergraben oder an Felswänden angeklebt, die jetzigen Bewohner des Landes aber, die Moqui- und Zuni-Indianer, haben über jene Zeiten ihren eigenen Sagenkreis, der über 1000 Jahre zurückgreift. Auch in den Thälern des Mississippi sind Spuren einer früheren Civilisation gefunden, die von den Mound-Builders stammen, sowie in Mexico die Ruinen ganzer Städte, die aus einer Zeit vor den Azteken, also vor 800 Jahren, herrühren. Die Ruinen in Arizona sind den heutigen Wohnungen der Pueblo-Indianer in New-Mexico am ähnlichsten, einige von ihnen sind noch von Moqui-Indianern bewohnt, und mehrere sehen wir auf der Reise durch New-Mexico. Jede dieser Städte hat einen ganz unabhängigen Häuptling. Die Moquis sind reinlich, friedlich und gastfreundlich und beten die Sonne an.

Nach Hesse-Wartegg muss bei den Indianern unterschieden werden, ob sie zu den Gebirgsbewohnern oder zu den Prairiestämmen gehören, ob sie feste Wohnungen haben oder Nomaden sind; die einen unterscheiden sich von den anderen wie der Scandinavier von den Türken. In den Vereinigten Staaten leben heute noch 300.000 Indianer, die zu 150 verschiedenen Nationen und 400 Stämmen gehören, in Canada gibt es noch 120.000 Indianer. Zu den Sioux, einem Nomadenstamme, gehören 60.000 Seelen, sie allein sind noch nicht unterworfen und leben in Dakota, Montana, Wyoming und Idaho. Einige verwandte Stämme, die Arrapahoes und andere, zählen 15.000 Seelen, das sind wilde, nomadisirende Horden am Arkansas-Flusse. Dann gibt es in Texas, Arizona und New-Mexico noch die 25.000 Köpfe starken, wilden Navajos und Apaches, die nach den Sioux die gefürchtetsten sind. Alle übrigen Nomadenstämme haben sich in die Reservation bei Arkansas und an den Red-River zurückgezogen.

Unter den Gebirgsstämmen sind die Utes mit 30.000 Seelen die mächtigsten, sie leben in den Felsengebirgen des Colorado, andere Stämme gibt es in Montana, Idaho und Oregon.

Sämmtliche Indianer, mit Ausnahme der Nomaden, stehen unter Aufsicht des Indianer-Bureaux in Washington und hat sich Carl Schurz als Staatsminister sehr grosse Verdienste um dasselbe erworben. Man hofft im Vereine mit den christlichen Missionären bald sämmtliche Stämme zu stabilisiren.

Die erwähnte Indianer-Reservation neben Arkansas hat jetzt noch eine Grösse von 1000 deutschen Quadratmeilen. Der östliche Theil gehört den sogenannten civilisirten Indianerstämmen, die schon durch verschiedene Verträge von 1820 bis 1840 in der Reservation wohnen, den westlichen Theil aber nehmen noch sehr wilde Stämme ein, aber schon geht die Missouri-Texas-Bahn durch die Reservation und die St. Louis-San Francisco-Bahn berühren das Territorium. Unter den civilisirten Indianern sind die Cherokees die ersten, sie besitzen bereits 200.000 Pferde, die doppelte Zahl Rindvieh und Schweine und haben Land über 40.000 Hektar unter Cultur. Die Hauptstadt Tatequah hat ihr Capitol, die Cherokees haben 75 Schulen, 2 Seminare, sogar eine Taubstummenanstalt. Auch die uncivilisirten Stämme können sich dem Einflusse ihrer Nachbarn nicht mehr entziehen und vermehren nach und nach ihre Schulen. Der Union gegenüber ist die Reservation fast ein selbstständiger Staat, ohne dessen Zustimmung kein Weisser das Gebiet betreten darf; aber noch 50 Jahre weiter und die Indianer sind seltener in Amerika als die Zigeuner in Ungarn.

Wir kamen noch gerade zu rechter Zeit nach Holbrook zurück, um etwas essen und in den Schlafwaggon steigen zu können; am folgenden Morgen brachte uns von der Station Lamy eine Zweigbahn in einer Stunde nach Santa-Fé, von wo ich Euch Lieben unser Wohlbefinden meldete. Wenn wir es auch nicht aus der Landkarte wüssten, alles müsste uns sagen, dass wir uns in Mexico befinden, und ich glaube, dieses sieht überall wie Santa-Fé aus. Die Stadt ist die älteste in Amerika, da die Spanier sich dort schon 1605 niederliessen, und heute gibt es dort noch 70 Procent Mexicaner. Dieselben haben grösserentheils elende Wohnungen aus ungebrannten Ziegeln (Adobe) mit ganz flachem Dach, die Stadt liegt 6000 Fuss hoch und in einer unwirthschaftlichen Gebirgsgegend, so dass die wenigen besseren Gebäude nicht genügen, den ungünstigen Eindruck, den die Hauptstadt von New-Mexico auf uns machte, zu verwischen. Das vorhandene Museum mexicanischer und indianischer Alterthümer war auch bald besichtigt, so fuhren wir Nachmittags in ein benachbartes Indianerdorf. Ich weiss nicht, zu welchem Stamme die Bewohner desselben gehören, aber sie müssen schon viel von den Sitten der Mexicaner angenommen haben und sollen sich auch nicht selten mit diesen vermischen. Die Wohnungen sind beinahe die der Mexicaner, zuweilen besteht sogar ein erster Stock, den man mit einer Leiter ersteigen muss. In den Wohnzimmern sind absolut keine Möbel, nichts als einige

Töpferwaaren, etwas Weizen oder Mais, eine Kornquetsche, einige Heiligenbilder und Waffen. Am meisten fällt der Haarwuchs auf, ein Rossschweif ist nichts dagegen, auch haben alle Indianer sehr schöne Augen, sonst entsprechen sie wenig unseren Anforderungen an Schönheit. Die anwesenden Männer machten gar nichts. Die Frauen mahlten schwarzen Mais, kämmten sich gegenseitig die Haare und eine alte Matrone verscheuchte die Fliegen von dem Lager eines schwer kranken Mädchens. Ausser einigen Hunden waren keine Thiere zu sehen, auf dem grossen Hofe, der auch eine kleine total leere Kirche hatte, spielte ein Haufen Kinder jeden Alters, die unseren Zigeunern so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen, und unseren Wagen neugierig lange verfolgten, wohl hauptsächlich um einige 5 Centsstücke zu erhalten. Die Erwachsenen nahmen uns zwar nicht unfreundlich auf, ignorirten uns aber beinahe vollständig. Auf der Santa-Fé-Bahn begleitete uns ein freundlicher Lehrer mit einem Haufen indianischer Kinder, die er in ein Erziehungshaus nach Santa-Fé brachte. Es ist dies die Remona-Schule zu Ehren der verstorbenen Helena Hunt-Jackson, der Verfasserin indianischer Geschichten unter dem Titel „Remona". Der Staat zahlt für jedes Kind 120 Dollars, ausserdem kommen noch 2000 Dollars milde Beiträge zusammen, so dass sich die gewiss sehr wohlthätige Schule erhalten kann.

Auf dem Rückwege aus dem Indianerdorfe berührten wir ein nettes Häuschen mit der Aufschrift: „Obst zu verkaufen," und trafen in demselben einen ehrlichen Sachsen, der schon seit 40 Jahren unter den Indianern hauste und hier einen grossen Obstgarten angelegt hatte, der aber nichts von sächsischer Ordnung zeigte. Auf meine Frage, ob er nicht nach Sachsen zurückkehren möchte, meinte er: „Was sollte ich da wohl machen, ich bleibe hier." Der folgende Morgen fand uns wieder auf der Bahn und am 8. October, Früh 5 Uhr, waren wir, nachdem wir von Los Angeles 2200 Kilometer in zwei Tagen und drei Nächten zurückgelegt hatten, in Denver. Auf der Bahn von Santa-Fé verlor die Locomotive unseren Eisenbahnzug und rannte wie besessen allein davon, wir sahen sie in der Ferne davon rasen. Später besann sie sich eines Besseren, kehrte zurück und nahm uns wieder mit.

Denver ist am Fusse des Felsengebirges hübsch gelegen und eine nette amerikanische Stadt mit 150.000 Einwohner, aber bis auf einige elende Pappeln ganz ohne Bäume. Die elektrische Bahn geht schon 9 Kilometer über die Grenze der Stadt ins freie Feld, weil man eine solche Vergrösserung der ersteren bald erwartet. Amerika ist das Land der Schablone, alles ist schablonenmässig

eingerichtet: Eisenbahnen, Städte, Hôtels, Wohnungen etc. etc. Man hat etwas für gut und praktisch befunden und sofort wird es in dem grossen einheitlichen Staate überall nachgeahmt. So ist es auch fast ohne Ausnahme mit der Erbauung aller amerikanischen Städte. Durch bestehende Eisenbahnen, Flüsse, Häfen war das Centrum derselben meist gegeben, hier entstanden Handel, Verkehr, Banken, öffentliche Aemter und Anstalten, dem entsprechend grosse, himmelhohe Gebäude, um Platz zu sparen, hier concentrirt sich das ganze Geschäft der betreffenden Stadt. Je nach der Lage hat eine Stadt mehrere Strassen der Länge nach und auf diesen rechtwinkelige Querstrassen, die sämmtlich numerirt sind. In allen Hauptstrassen gibt es sehr billige Verkehrsmittel. Sobald man jenes Centrum, das Geschäfts-Viertel mit der elektrischen Bahn, auf irgend einer Längenstrasse verlässt, kommt man in Strassen mit kleinen, einzelnen Wohnhäusern, die aneinander geschlossen sind, oder in solche, wo jedes Häuschen in einem kleinen Garten allein steht. Hier wohnt die Bevölkerung der Stadt. Die Reichen haben die besseren Lagen benützt, schöne, oft massive Villen erbaut und oft wunderbare Gärten angelegt, die Arbeiter begnügen sich mit bescheideneren Plätzen, bauen ihr Häuschen von Holz und haben in den Gärten höchstens einige Rosenstöcke. Im Allgemeinen sind aber, namentlich in den westlichen Städten, selbst in San Francisco, für Wohnhäuser Holzconstructionen vorherrschend und hat sich in dieser Richtung oft ein ganz einnehmender Holz-Baustil herausgebildet. Wir sahen gerade in San Francisco grosse hölzerne Villen der californischen Goldkönige, denen man ihr Holz absolut nicht ansehen konnte.

Als wir gestern Abends das recht hübsche Theater, in dem aber besser gepfiffen als gespielt wurde, verliessen, redete mich ein netter junger Mann an: Sigmund Kohn aus Kapuvár, der vor einigen Jahren in unserer Bürgerschule war, hier seit zwei Jahren mit seiner Mutter lebt, in einer Fabrik als erster Zeichner arbeitet und wöchentlich 33 Gulden verdient, er war sehr zufrieden, wir recht erfreut, einen Landsmann in Denver zu finden. Das Palace-Hôtel in Denver ist vorzüglich, aber für seine vielen Zimmer, ich hatte Nr. 636, doch zu wenig besucht, und habe ich die gleiche Beobachtung bei sehr vielen Riesen-Hôtels gemacht; kein Wunder, dass dieselben oft den Besitzer wechseln. Aus Versehen nahm ich meinen Zimmerschlüssel mit nach Colorado Springs, ich klebte einfach eine 3 Centsmarke an die Nummerplatte desselben und gab ihn so zur Post. Denver hat im Centrum eine grosse Anzahl meist geschmackloser Pracht-

bauten aus rothem Sandstein und Ziegeln, unter ihnen viele Lehranstalten. Für die Schulbildung wird in Amerika so unendlich viel gethan, für die Erziehung der Kinder aber sehr wenig, man überlässt sie einfach sich selbst. Wir sahen einen kleinen Buben von höchstens fünf Jahren ganz allein 6 Kilometer von Denver in der elektrischen Bahn fahren; in den grossen Speisesaal des Palace-Hôtels kam ein Junge von kaum acht Jahren mit seiner viel jüngeren Schwester, nahm Platz, bestellte gebackene Austern und eine Menge schöner Dinge, die sie mit bestem Appetite verzehrten, und das fiel niemandem wie uns auf. Denver ist die Hauptstadt des Minenstaates. Colorado, fast so gross wie Ungarn, über die Hälfte vom Felsengebirge bedeckt, mit seinen Schneebergen und grossartigen Cañons, aber auch mit seinen reichen Silberschätzen, von denen jährlich für 20 Millionen Dollars ausgebeutet werden. Die andere Hälfte des Staates besteht grösstentheils aus Weideland der trockenen Region. Der Ackerbau ist im Verhältniss zur Grösse des Staates in Folge des Regenmangels kaum nennenswerth, allein man schenkt den Bewässerungen grosse Aufmerksamkeit. Der Staat ist in vier Wasserdivisionen eingetheilt, jedem steht ein Superintendent vor. Jede Division hat wieder kleinere Districte, die von Commissären überwacht werden, welche das Wasser zu vertheilen haben. Eine Achtel-Section, mithin 32 Hektare, bekommen $1^1/_2$ Cubikfuss Wasser pro Secunde. Auf diese Weise wurden bereits 300 deutsche Quadratmeilen mit 11 Millionen Dollars zur Bewässerung eingerichtet, deren Gräben eine Länge von 10.000 Kilometer haben. Auch artesische Brunnen werden gebohrt, da Wassermangel befürchtet wird.

In der ganzen Union sind bereits 2000 deutsche Quadratmeilen mit Bewässerungen versehen und noch grössere Flächen sind bewässerungsfähig. Nach einer Denkschrift des Generals Hazen vom Jahre 1875 soll in Texas, New-Mexico, Arizona, Colorado, Utah, Wyoming, Idaho, Montana mit einem Flächeninhalt von 50.000 deutschen Quadratmeilen, fast dem dritten Theile der Union, achtmal so gross wie Ungarn, nur 1 Procent culturfähig sein. Diese Annahme hat sich wohl nicht bestätigt, aber gewiss bleibt es, dass nur ein verhältnissmässig geringer Theil jener Staaten und auch nur mit grossen Kosten für den Ackerbau gewonnen werden kann.

13. Von Denver bis Chicago.

Colorado Springs, den 11. October 1893.

Gestern Abends trafen wir um 9 Uhr hier ein, die Speisestunde in dem sonst recht guten Hôtel war vorüber, so gab es dort natürlich nichts mehr zu essen. Der freundliche Wirth führte uns als Gäste in den El-Paso-Club ein, ein sehr schönes Local, dort fanden wir alles, was wir wünschen konnten. Heute Morgens schneite und stürmte es, wie bei uns im Januar; so versäumten wir den Zug der Zahnradbahn auf den 13.000 Fuss hohen Pike's Peak und begnügten uns, als es wieder schönes Wetter wurde, mit einer Wagenfahrt in den Badeort Manitou und den Garten Gottes, die uns aber beide wenig imponirten. Die Quellen von Manitou sind stark soda- und eisenhaltig und soll das Bad während der Saison sehr besucht sein, wir kamen bereits zu spät. Wir hatten Alle nicht den Wunsch, lange in dem Göttergarten zu verweilen und fahren Abends in 36 Stunden nach St. Louis. In vier Tagen hoffen wir in Chicago zu sein und dort endlich wieder Briefe und gute Nachrichten von Euch Lieben zu finden. Unsere beiden Landsleute fahren direct nach New-York, es thut uns sehr leid, uns von ihnen trennen zu müssen. Das weltberühmte Felsengebirge liegt nun hinter uns, aber was ist dasselbe gegen unsere herrlichen Alpen mit ihren Gletschern und ihrem ewigen Grün!

Topeka, den 12. October 1893.

Das geht mir denn doch über den Spass, kommt ein allerliebstes kleines blondes Mädel von höchstens $2^1/_2$ Jahren, viel kleiner als unsere Reta, ganz allein aus dem benachbarten Waggon in unseren Pullman, klettert auf den Sitz an meine Seite und fängt an zu plaudern von ihrer verlorenen Mama, vom Frühstück, ihrem netten rothen Anzuge u. s. w. Erst nach sehr langer Zeit suchte die Mutter meinen kleinen Findling, sie hatte in der Station gefrühstückt und ihr Töchterchen ganz allein im Waggon gelassen. ob das wohl Martha mit ihrer kleinen Reta auch versucht hätte? In Amerika huldigt man dem Grundsatze, die Kinder von frühester Jugend selbstständig zu machen, um sich dann später über die zu grosse Selbstständigkeit der eigenen Kinder zu beklagen. Der Waggon übrigens gewöhnlich die reine Kinderstube, eine amerikanische Mutter findet gar nichts dabei, mit vier kleinen Kindern in

$4^1/_2$ Tagen ganz allein von Californien nach Chicago zu fahren, wie wir es selbst erlebt haben. Dabei führen alle Familien Riesenkörbe voll Lebensmittel mit sich, um das Essen in den Stationen zu vermeiden. Ich habe gesehen, dass eine Frau eine Untertasse auf den Boden unseres Waggons stellte, voll Spiritus füllte und denselben anzündete, um die Milch für ihre Kinder zu erwärmen, und das fand der Conducteur ganz natürlich. Auch will ich's nur verrathen, meine Ladies führen ebenfalls einen Esskorb mit sich und befinden sich ganz wohl dabei.

Seit 36 Stunden, mehr als 130 deutsche Meilen, fahren wir wieder gegen Osten in der grossen amerikanischen Ebene, wir haben das Felsengebirge verlassen, die Grenze der bekannten trockenen Region überschritten und befinden uns bereits in der feuchten Region im östlichen Theile des Staates Kansas. Das Land ist keineswegs so eben, als wir das im Alföld gewohnt sind, kleinere Erhebungen bieten fortwährend Abwechslung in der recht gefälligen Landschaft. Grössere Besitzungen sind nur selten zu finden, die vielen kleinen Farmer haben ihren Besitz oder wenigstens ihr Home durch Baumanlagen und lebende Hecken verschönert. Die Wohngebäude sind allerdings meistens recht bescheiden, klein und aus Holz, doch gibt es auch viele grössere villenartige Farmer-Häuser, Stallungen dagegen so gut wie keine. Der Boden war zum grossen Theile ein schwarzer, humusreicher, sandiger Lehmboden, er wurde um so besser, je weiter wir nach Osten kamen, jedoch gab es auch viel Sandboden mit elenden Maispflanzen. Weizen, Luzerne und Weideflächen wechselten, die ersteren waren vorwiegend und meistens stark verunkrautet. Zahlreiches schönes Rindvieh, weniger Pferde auf den abgeernteten Feldern und Weiden erfreuten das Auge des Landwirthes. Die einzelnen Heerden bestanden aus 50 bis 80 Köpfen, beinahe ausschliesslich Shorthorn-Halbblut, zuweilen auch Holländer. Dörfer gibt es ja in Amerika nicht, aber wir berührten eine Menge kleinere und grössere Städte, die oft ein recht freundliches Aussehen und meistens elektrische Bahnen hatten. Als wir uns dem Kansas-Flusse näherten, wurden neben der Bahn zahlreiche Halden von Steinkohlengruben sichtbar. Die primitiven Förderungs-Vorrichtungen liessen geringe Teufen, die gefüllten Waggons auf ein schönes mächtiges Kohlenflötz schliessen. Glückliches Amerika, hätten wir doch auch in unserer Ebene einen solchen Kohlen-Reichthum! Die beste Stückkohle kostet hier 70 Kreuzer, Kesselkohle 40 Kreuzer pro Metercentner, soll jedoch viel Schwefelkies führen.

Topeka, die Hauptstadt von Kansas, ist eine nette, blühende Fabriksstadt mit 30.000 Einwohner am Kansas-Flusse, der fast so gross ist wie die Elbe bei Dresden, nur weniger Wasser hat. Ich bleibe in Topeka, habe meine Ladies nach St. Louis vorausgeschickt, in 16 Stunden, so weit wie Wien von Berlin, können sie dort sein. Die amerikanischen Eisenbahnen haben eine Länge von 300.000 Kilometer, grösser als die der ganzen übrigen Welt, wer sie aber benützen will, darf nicht nervös sein; seit 1. September geht auf den meisten Strecken im Westen nur ein Zug, dabei wird die Abfahrt fortwährend geändert und die Ankunft ist stets verspätet. So muss ich hier in Topeka fünf Stunden auf den nächsten Zug nach Manhattan warten; das wäre noch zu ertragen, wenn nur die Waggons und Wartezimmer nicht so barbarisch geheizt würden, wie bei uns mitten im strengsten Winter, und jetzt ist es mir begreiflich, warum es bei Mrs. Price immer so warm ist. Die Amerikaner genirt das nicht, mit „All right" oder „the best in the world" („ganz recht" oder „das Beste in der Welt") ist alles in Ordnung.

Was sollte ich fünf Stunden in Topeka machen? Im Wartesaale nicht zum aushalten, in ein Bierhaus zu gehen, unmöglich, im Staate Kansas ist es bei strengster Strafe verboten, Wein, Bier oder Branntwein zu schenken. Wer Durst hat, muss über den Missouri oder in die Apotheke gehen, als Medicin oder zu wissenschaftlichen Zwecken dürfen geistige Getränke verkauft werden, und „das Trinken" hat die Gesetzgebung nicht verboten. Zuerst fuhr ich auf der elektrischen Bahn durch alle Strassen, eiserne Säulen zwischen den beiden Geleisen in der Mitte der Ringstrasse tragen die Leitungsdrähte und sind kaum zu bemerken, für Wien wie geschaffen, aber weiss Gott, wenn wir dort elektrisch durch die Strassen fahren werden! Ich gestehe, wenn ich in Amerika in einem eleganten Elektric-Car sass und an die blöde Einrichtung unserer Wiener Tramways mit ihrem Schmutz, der Unordnung und gelegentlichen Rohheiten dachte, habe ich mich in meinem Inneren oft geschämt. Ich besuchte auch eine Dampfmühle, eine elende hölzerne Bude, sie hat 24 Paar Steine, vermahlt täglich mit einer 300pferdigen Maschine und 70 Metercentner Kohle sechs Waggon Weizen, den sie mit 4 Gulden pro 100 Kilogramm einkauft und zu folgenden Preisen verkauft:

I.	Classe	pro	Metercentner	Mehl	mit	8	Gulden	65	Kreuzer,
II.	„	„	„	„	„	7	„	50	„
III.	„	„	„	„	„	7	„	—	„
				Kleie	„	4	„	—	„

Schliesslich bummelte ich in den Strassen herum und besah neugierig die verschiedenen Kaufläden. Nichts komischer als diese, ein Uhrmacher verkaufte gleichzeitig silberne Löffel, Hemdknöpfe und Damenhüte, die Buchhandlung führt Arbeitskörbe, Goldleisten und Scheeren, der Fleischer Weintrauben und Zwiebeln. Während ich so im Anschauen versunken, kamen Equipagen mit einem oder zwei Pferden, mit zwei oder vier Rädern, mit alten und jungen Damen, auch mit Herren, sämmtlich ohne Kutscher, angefahren, hielten, wo es sie freute, banden ihr Ross an den ersten besten Pfahl und gingen davon. Mantel, Plaid etc. blieben auf dem Wagen; nun rede noch Einer über amerikanische Räuber-Geschichten! Theuer ist es in Topeka auch nicht:

1	Kilogramm	Rindfleisch	kostet	.	25	bis	50	kr.	
1	„	Schweinefleisch	„	.	40	„	60	„	
1	„	Kalbfleisch	„	.	40	„	60	„	
1	„	Hammelfleisch	„	.	40	„	60	„	
1	„	Speck	„	.	—	„	60	„	
1	„	Butter	„	.	1	fl.	—	„	
1	„	Zwiebel	„	.	—	„	25	„	
1	Dutzend	Eier	„	.	—	„	36	„	
1	grosser	Indian	„	.	1	„	20	„	bis 2 fl. 40 kr.
1	Paar	Hühner	„	.	1	„	—	„	

Manhattan-Kas, 13. October 1893.

Was ich hier in Manhattan suchte, werdet Ihr fragen? Die landwirthschaftliche Lehranstalt des Staates Kansas. Ich werde bei dieser Gelegenheit etwas über das Erziehungswesen in Amerika mittheilen. Das Schulwesen ist selbstverständlich in den nordöstlichen und mittleren Staaten am meisten entwickelt, hier werden noch heute die Lehrer und Lehrerinnen für den Westen ausgebildet und verpflanzen dorthin englisches Wesen. Die Vereinigten Staaten haben gegen 12 Millionen Schulkinder, 220.000 öffentliche Schulen und 350.000 angestellte Lehrer, von denen zwei Drittel weiblichen Geschlechtes sind. Zur Erziehung der Lehrkräfte bestehen 134 Seminare mit 1200 Professoren und 24.000 Lehramts-Candidaten. Lässt man wie gewöhnlich die sechs Millionen Schwarzen ausser Rechnung, so sollen nur zwei Millionen Amerikaner nicht schreiben und lesen können. Ausser den Volksschulen gibt es auch Abend-

schulen verschiedener Art, und werden keine Kosten gescheut, um die Bildungsstufe der ganzen Bevölkerung zu heben.

Eine einheitliche centrale Leitung des Unterrichtes gibt es aber in der Union nicht, nicht einmal in jedem Staate, und eigentlich thun auch die Schulverwaltungen der einzelnen Grafschaften, was sie für ihren Kreis für gut halten. Nur sind gewisse Principien nach und nach mehr oder weniger allgemein zur Herrschaft gelangt: Schulzwang bis zum vierzehnten Jahre, ohne Trennung der Geschlechter, freie Schule, Unterricht in der englischen Sprache, Ausschluss des Religions-Unterrichtes. Das letztere hatte naturgemäss zur Folge, dass eine Menge Kinder ohne allen Glauben grossgezogen wurden und haben zuerst die Katholiken sich auf einem Congress in Baltimore 1884 gegen diese Art der Erziehung gewehrt und angefangen, confessionelle Privatschulen zu errichten. Heute sollen in denselben bereits 700.000 Kinder unterrichtet werden. Aber auch viele Protestanten wünschen zu den confessionellen Schulen zurückzukehren und errichten Privatschulen. In allen diesen Privatschulen ist die Trennung der Geschlechter durchgeführt, da viele Schulmänner behaupten, dass der gemeinschaftliche Unterricht in manchen Schulen haarsträubende Geschichten zu Tage förderte.

In den einzelnen Staaten gibt es Mittel- und Hochschulen, die auf Kosten der Staaten errichtet wurden, und hat die Union 1880 jedem Staate über drei deutsche Quadratmeilen Land zur Gründung einer Universität geschenkt. Die Mehrzahl dieser höheren Schulen ist jedoch der Grossmuth reicher Privatleute zu verdanken und ihre Verwaltung ist daher auch eine sehr unabhängige. Sie heissen Schule, College, Universität, ohne dass man diese Bezeichnungen streng wörtlich nach unseren Begriffen nehmen darf, sämmtliche stehen kaum viel höher als unsere Oberreal-Schulen und Gymnasien. Durch die sogenannte Morell Land Grant-Bill wurden allen Unterrichtsanstalten zusammen noch weitere 1200 deutsche Quadratmeilen geschenkt, wenn sie landwirthschaftlichen oder gewerblichen Unterricht in ihren Lehrplan aufnehmen würden. Die Cornell-Universität im Staate New-York erhielt allein für 6 Millionen Dollars Werth Ländereien und Mr. Cornell gab noch eine halbe Million Dollars dazu.

Die landwirthschaftliche Schule in Manhattan ist gleich nach Erlass der Morell-Bill 1863 gegründet, welcher in den ganzen United States die eigentliche Entstehung und Entwickelung des landwirthschaftlichen Unterrichtes zu verdanken ist, obgleich P. Norton

bereits 1846 am Yalecollege landwirthschaftlichen Unterricht ertheilte. Seit jener Bill sind 64 landwirthschaftliche Colleges mit 530 Professoren und 5000 Schülern entstanden, aber dieselben beschäftigen sich nicht allein mit Landwirthschaft, wie dies in Manhattan der Fall ist, sondern verfolgen auch andere Lehrzwecke. So gibt es 357 Hochschulen und Universitäten, nur fehlen denselben genügend Schüler. Der Amerikaner, wenn er den Knabenschuhen kaum entwachsen ist, will verdienen, so verlässt er seine Studien meist zu früh und wendet sich der praktischen Industrie, der Landwirthschaft und dem Handel zu. Andererseits soll auch der Unterricht in Jus und Medicin lange nicht so vorgeschritten sein als in Europa, und so kann man, glaube ich, mit Recht behaupten, dass die Durchschnittsbildung in Amerika wohl grösser ist wie bei uns ist, dass aber Amerika weniger grosse Gelehrte als Europa erzieht. Die Unions-Regierung beschäftigt sich übrigens mit dem Plane, in Washington eine wirkliche Universität nach europäischem Muster und auf der Höhe unserer Hochschulen zu errichten, das würde allerdings einen ungeahnten Fortschritt in der Erziehung zur Folge haben.

In allen öffentlichen Lehranstalten des Staates Kansas, von der Dorfschule bis zur Universität, wird absolut kein Unterschied gemacht, ob der Schüler ein Bube oder ein Mädel ist, und soll diese Einrichtung hier von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein, so verschieden sind die Ansichten! Der Staat ist verpflichtet, für die freie Erziehung aller Kinder vom 6. bis 21. Jahre Sorge zu tragen, die Schulpflicht besteht aber nur vom 6. bis 14. Jahre. Der Staat Kansas hat seine Gründe, die er zu Schulzwecken bekam, mit 3,500.000 Dollars verkauft, und fällt gegenwärtig von dem Zinsenertrage auf jedes Kind 2 Gulden 30 Kreuzer. Kansas ist in 100 Counties eingetheilt. Jedes County hat 100 Schulbezirke und jeder Bezirk muss mindestens eine Schule mit acht Classen haben, in denen meistens Lehrerinnen angestellt sind. Die Kosten trägt der Staat von dem erwähnten Grundverkauf und durch einen Theil der Vermögenssteuer, die in Kansas 2 Procent beträgt; die Einwohner mit einem Vermögen unter 200 Dollars zahlen keine Steuer.

Es besteht die Absicht, für jedes County eine höhere Bürgerschule zu errichten, aber diese Maassregel ist noch weit von der Durchführung entfernt. In diesen Schulen würde englische Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik und nur wenig Naturwissenschaften gelehrt. Die Universität von Kansas ist in Lawrence mit 375 Schülern. Die Grundschenkung zur Errichtung einer landwirth-

schaftlichen Akademie verkaufte Kansas für 500.000 Dollars, die Akademie ist hier in Manhattan errichtet und hat 500 Schüler und Schülerinnen; die Erhaltungskosten betragen 156.000 Gulden pro anno. Die Anstaltsgebäude liegen in einem grossen Parke und sind ebenso schön und grossartig, als zweckmässig hergestellt. Sie enthalten eine grosse Aula, prächtige Lehrsäle und Professoren-Zimmer, Laboratorium, eine Musterfarm, botanischen Garten, Tischlerei, Giesserei, Schmiede und Schlosserei, Bibliothek und Sammlungen aller Art, die aber erst im Entstehen begriffen sind; eine Lesehalle wird gebaut. Für elektrische Beleuchtung, Wasserhaltung, die verschiedenen Werkstätten, Futterbereitung etc. ist ein einziger Dampfmotor von 50 Pferdekräften mit elektrischer Kraftübertragung aufgestellt. Die Schüler müssen zwar eine Aufnahmsprüfung ablegen, aber die Ansprüche bei derselben sind mässige. Die Unterrichts-Gegenstände sind Naturwissenschaften, Ackerbau, Thierzucht, praktische Arbeiten in den Werkstätten, für die Ladies auch Kochen, Haushalt und Handarbeiten. Die Schüler werden von 14 bis 20 Jahre aufgenommen, ich habe aber auch solche über 30 Jahre gesehen; die Studienzeit beträgt 5 Jahre. Sämmtliche Professoren haben einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht; ich wohnte einer Vorlesung über Thierzucht bei, die mir sehr gefiel. In derselben wurden die Schüler auch ausgefragt und war es ihnen gestattet, Fragen zu stellen, wenn sie den Vortrag nicht verstanden hatten. Morgens 8 Uhr versammelten sich sämmtliche Professoren und Schüler in der Aula und sangen einen sehr schönen Choral mit Musikbegleitung; bei dieser Gelegenheit wurde meine Wenigkeit auch der versammelten Menge vorgestellt und von derselben lebhaft beklatscht, was „Willkommen" bedeutet.

Im Winter halten die Professoren einen kurzen Cursus für ältere Farmer und zwei Professoren fungiren an 15 Plätzen, durch drei Tage als Wanderlehrer, wobei sie 50 bis 300 Zuhörer haben. Die jährlichen Ferien in der Akademie betragen drei Monate, Kansas hat auch noch ein Seminar mit 1200 Schülern.

Professor Walther hatte die Güte, mich Nachmittags aufs Land zu begleiten; leider war die Zeit zu kurz, um mehrere Farmen zu besuchen. Wir trafen einen deutschen Farmer, Mr. Spohn aus Hessen, der seit 30 Jahren in Amerika ist. Er besitzt eine halbe Section von 210 Joch, grösstentheils Wiese und Bergweide, nur 35 Joch Ackerfeld, die er ohne Dünger fortwährend mit Mais bestellt. Herr Spohn schätzte den Werth seines Gutes

auf 8000 Dollars. Sein Hauptgeschäft besteht darin, 30 Stück einjähriges Jungvieh zu kaufen, bis zum Alter von drei Jahren sechs Monaten mit Kolbenmais zu füttern und nach Kansas-City zu verkaufen. Mit den 30 Mastochsen werden 30 Schweine gehalten, die von dem Ochsendünger fett werden. Die Ochsen bekommen ein Gewicht von $6^1/_2$ Metercentner und werden mit 21 fl. pro Metercentner verkauft. Die Schweine wiegen 125 Kilogramm und kostet das Kilogramm 30 kr. Aehnliche Mastochsen und Schweine würden wir in Ungarn mit 34 und 35 fl. pro 100 Kilogramm verkaufen können.

Die Ackerfelder im östlichen Kansas sollen vorzüglich sein, der Regen beträgt jährlich 880 Millimeter, kommt aber gewöhnlich zu sehr ungelegener Zeit im Mai bis Juli in grossen Mengen. Arm ist der Boden im Westen des Landes und die Witterung viel zu trocken, man plant daher auch im Staate Kansas grosse Bewässerungsanlagen, aber es fehlt an Wasser. Professor Walther meinte, dass ausser Texas und North-Dakota nicht mehr viel gutes Land in Amerika zu vergeben sei und ohne einen Fruchtwechsel die Erträge sich bald vermindern würden. Jetzt baut man im Nordwesten von Kansas noch fortwährend Weizen auf Weizen, ohne jeden Dünger.

Ich verliess Manhattan am 14. October, Morgens 5 Uhr, war um 9 Uhr in Kansas und blieb dort bis 10 Uhr. Eine nette, funkelnagelneue Stadt mit 130.000 Einwohnern am hügeligen linken Ufer des Missouri-Flusses. Ein Kern von hohen, massiven, rothen Geschäftshäusern und nach der Peripherie viele Meilen lange Villenviertel oder kleinere nette Arbeiterwohnungen, oder endlich noch leere Hausplätze, aber alles mit dem Centrum durch Cable und elektrische Bahnen mit riesigen Steigungen und Gefällen verbunden. Und so sind die meisten amerikanischen Städte, die allerneuesten, wie Kansas, nur etwas eleganter als die älteren angelegt.

Ich wollte in Kansas-City das grosse Schlachthaus von Armour und den Viehmarkt kennen lernen, denn nach Chicago nimmt jener den ersten Rang im Westen ein. Es kommen hier täglich, Sonntag ausgenommen:

6.000	bis	13.000	Stück Rindvieh
4.000	„	12.000	„ Schweine
1.000	„	3.000	„ Schafe

auf den Markt. Früher war der Haupt-Schweinemarkt in Cincinnati, aber Kansas-City hat denselben vollkommen an sich gerissen. Es gibt dort mehrere grosse Schlachthäuser, die selbstverständlich auch sehr viel Schlachtvieh ausserhalb des Marktes beziehen. Das meiste Vieh kommt aus dem Westen und Süden, aus Kansas,

Colorado, New-Mexico, Arizona, Texas und Nebraska, während der Norden und die Staaten am Missouri und Mississippi mehr nach Chicago gravitiren. Die Fracht-Entfernungen betragen nach Kansas-City bis 2000, nach Chicago 2800 Kilometer. Die Fracht nach letzterem Punkte ist aber im Verhältniss zur Transportlänge meistens billiger. Der Frachtsatz wird entweder pro 100 Metercentner oder pro Waggon bestimmt. Von Flagstaff in Arizona nach Kansas-City auf 2000 Kilometer kostet der Waggon für 110 Metercentner netto Belastung 360 Gulden, mithin 330 Kreuzer pro 100 Kilogramm. Von Fort-Wörth in Texas nach Chicago auf 1300 Kilometer 160 Kreuzer pro 100 Kilogramm, von Newton bis Kansas-City bei 700 Kilometer Frachtlänge 200 Kreuzer pro 100 Kilogramm. Rechnet man zur Fracht noch die Commissionsgebühr, so hat der Züchter von seinem Erlöse 2 bis 4 Gulden pro Metercentner Spesen in Abzug zu bringen. Die Verkaufspreise betrugen

pro 100 Kilogramm:	in Kansas-City	in Chicago
Ochsen erster Qualität	20 bis 27 fl.	25 fl
Colorado-Ochsen	17½ „ 19 „	— „
Texas-Ochsen	10½ „ 14 „	— „
Schweine (circa 110 bis 120 Kilo)	30 „ 33½ „	31 bis 32½ „
Schafe	14 „ 20 „	— „

Mastochsen, die so gut wie die unserigen gewesen wären, habe ich auf dem Markte gar nicht angetroffen, die besten dreijährigen Ochsen waren nur Weidethiere oder halb fett gefüttert, Texasvieh, kleine, magere, elende Thiere, sämmtliche Shorthorn- und Durham-Kreuzung, auch schottische hornlose Aberdeen-Angus kamen vor. Die Schweine schön, aber für uns zu leicht, ausschliesslich Berkshire-Race. Die Schweinepreise sind augenblicklich sehr hoch, aber die Farmer fürchten, dass sich nun Alle auf die Schweinemast werfen und dadurch die Preise bald verderben werden.

Ich besuchte in Kansas-City das Armour'sche Schlachthaus, eine Filiale von Chicago, ich werde aber auch die Mutteranstalt sehen und erst dann Näheres über das hiesige Schlachtwesen berichten. Es ist ganz unglaublich, mit welcher Virtuosität Mr. Armour das Tödten der Thiere eingerichtet und welche Ausdehnung sein Geschäft hat. Sein Grundbesitz in Kansas-City hat eine Ausdehnung von 20 Joch, die verschiedenen Etagen der Gebäude nehmen eine Fläche von 60 Joch ein, hiervon allein die Kühlräume 20 Joch, in denen 100.000 Metercentner Fleisch untergebracht werden können. 14 Eismaschinen produciren täglich 13.500 Metercentner Eis, die übrigen Dampfmaschinen haben 500 Pferdekraft,

3000 bis 4000 Menschen sind in dem Schlachthause beschäftigt, obgleich alle Fortbewegung der Schlachtthiere oder ihrer Theile durch Maschinen erfolgt. Die Einrichtungen sind derartig, dass täglich 4000 Ochsen, 12.000 Schweine und 5000 Schafe geschlachtet werden können. Alle weiteren Daten werde ich mittheilen, wenn ich auch die Chicagoer Anstalt gesehen habe.

Ich benützte den Nachmittag zum Besuche mehrerer Farmer im Missouri-Thale. Im Staate Missouri mit 3500 deutschen Quadratmeilen hat nur der mittlere Theil, wenn auch in gebirgiger Lage, recht guten Boden, der Süden ist dagegen steinig, nur für Viehzucht geeignet, der Norden mehr sandig. Es wird im Allgemeinen mehr Mais als Weizen gebaut, so dass ganz Missouri jährlich nur 6 Millionen Metercentner Weizen producirt. Die Farmer rechnen mit einer Ernte von 8 Metercentner Weizen pro Joch, während sie 20 Metercentner Mais und auch mehr zu ernten behaupten. Sie haben gewöhnlich ein Viertel oder eine halbe Section, d. i. 102 oder 205 Joch, hiervon ist ein Theil Wiese, ein anderer Theil wird mit Thimoteus und Rothklee für Futter und Weide angebaut und der Rest mit Mais, etwas Weizen und Hafer. Es werden wohl einige Kühe gehalten, aber doch mehr junge Ochsen, die wie bei Mr. Spohn in Kansas mit Schweinen gemeinschaftlich fett gemacht werden. Pferde-Liebhaber besitzen auch einige Stuten, ziehen öfters Maulthiere, die Arbeit wird jedoch mit zwei Pferden besorgt. Ein Farmer in Missouri schätzte seine halbe Section auf 38.000 Gulden oder 190 Gulden pro Joch, meinte aber, sie bringe ihm jährlich nicht mehr als 2500 Gulden. Wir fuhren mit zwei tüchtigen jungen Farmern aus dem Staate Illinois nach Chicago, die mir manche interessante Mittheilungen machten. Illinois ist 2800 deutsche Quadratmeilen gross und producirt so viel Weizen als Missouri: 6 Millionen Metercentner; es hat ähnliche Verhältnisse und Betriebsweisen wie jenes, ist in der Mitte am fruchtbarsten, südlich und nördlich nicht so gut. Der eine Farmer hatte seine halbe Section von 205 Joch, allerdings ganz in der Nähe von St. Louis, gerade jetzt für 90.000 Dollars verkauft, der zweite schätzte seine halbe Section in der Mitte des Staates auf 29.000 Dollars oder 70.000 Gulden und bezifferte seinen Reinertrag auf 3600 bis 4000 Gulden, die er entweder an Bekannte zu 6 Procent verborgt oder in die Bank legt, bis er einen Grund kaufen kann. Kein einziger Farmer im Westen von Amerika düngt wegen der theueren Arbeitskraft, obgleich sie sämmtlich die Raubwirthschaft und deren Folgen zugestehen. Ich bin auch überzeugt, dass wenige Farmer überhaupt

eine Hacke besitzen, was nicht mit dem Pfluge gemacht werden kann, geschieht nicht, und das Unkraut wuchert in nie gesehener Weise. Einer der Farmer erwähnte: „Ich habe schon 30 Jahre hintereinander Weizen oder Mais auf demselben Felde gesehen."

„Und wie sind jetzt die Ernten?" fragte ich. „Nun, sie werden immer schlechter," lautete die Antwort. Diese Gentlemen meinten auch, Amerika habe das Maximum seiner Weizenproduction erreicht, da alle weizenfähigen Böden besetzt wären, die jetzigen Preise dürften sogar eine Verminderung des Anbaues zur Folge haben. Nun meine Ansicht ist, dass North-Dakota, Manitoba, Washington und Oregon ihre Weizenproduction wohl noch zu vermehren in der Lage sind, dass aber diese Vermehrung doch nicht so gross sein wird, um auf den Weltmarkt einen Einfluss nehmen zu können. Auf eine Reduction der amerikanischen Ernten rechne ich nicht, da die niedrigen Preise vermuthlich eine bessere Cultur und dadurch bessere Ernten zur Folge haben werden.

In der Nacht fuhr ich nach St. Louis, von meinen Damen sehnsüchtig erwartet, aber in einem anderen Hôtel als verabredet, da das von Bädeker empfohlene inzwischen niedergerissen war. Mein Telegramm von dem 340 Kilometer entfernten Manhattan war erst am zweiten Tage in Mimis Hände gelangt, so dass sie mich schon für verloren hielt. St. Louis ist eine Riesenstadt mit 450.000 Einwohnern, von denen 150.000 Deutsche sind, an den erhöhten Ufern des Mississippi recht hübsch gelegen und solid gebaut, ohne sonst etwas Besonderes zu bieten, höchstens das grossartige, ausgezeichnete Southern-Hôtel, in dem sich meine Ladies durch drei Tage vorzüglich befunden hatten. St. Louis hat einige sehr schöne und gut gehaltene Parks, die zu den schönsten in Amerika gerechnet werden. Ich muss aber gestehen, der Mississippi hat mich in meinen Erwartungen arg getäuscht; ich glaubte, er sei schon bei St. Louis einer der mächtigsten Ströme der Welt, ist aber nicht viel grösser als die Donau bei Pest, das hat mir nicht imponirt. Auch die Tiefe von 7 Fuss ist nicht bedeutend. Imposant dagegen ist James-Eads' Stahlbrücke über den Fluss mit drei Bögen zu je 158 Meter Spannung und zwei Etagen, die untere für Eisenbahnen, die obere für elektrische Bahn, Fuhrwerke und Fussgänger. Die Brücke kostete 10 Millionen Dollars. Neben dem Ufer sind 10 grosse Elevatoren mit einem Fassungsraume von 1 Million bushels Getreide, denn hier ist der Umschlagplatz vom Wasser auf die Bahnen gegen Osten und für Europa. Die Fruchtsätze pro bushel Weizen betragen nach New-York 15, nach Liverpool 24 Cents, mithin fl. 1·25

und fl. 2.— pro Metercentner. Es soll hier jedoch mehr Getreide von dem oberen als von dem unteren Mississippi verladen werden. Den Fluss hinauf kommt mehr Baumwolle, auch Rohrzucker, da in St. Louis eine grosse Raffinerie besteht. In St. Louis ist auch die grösste Brauerei in Amerika, die 2000 Menschen beschäftigt und vorzügliches Bier braut. Leider war es Sonntag, so konnte ich die Zeit wenig benützen, wir brachten dieselbe aber sehr angenehm in der liebenswürdigen Familie des Capitains Harris, des Vaters der Mrs. Scanavi zu und trafen dort auch die jungen Scanavis und den Bildhauer Kautsch, mit denen wir im Yellowstone-Parke bekannt wurden. Die Familie Harris wohnt in einer sehr netten Villenstrasse, wie es in St. Louis so viele gibt. Nachmittags kam noch ein Herr zu Besuch, der sich schliesslich als Vetter der Familie Preetorius in Mainz entpuppte und Emil P. heisst. Mein Freund Preetorius jun., den ich herzlich grüssen soll, wird sich über dieses zufällige Zusammentreffen recht amusiren.

Wir hatten auch gehofft, in St. Louis einen der grossen Circus zu sehen, die es nur in Amerika gibt, aber da der grosse Jahrmarkt und die landwirthschaftliche Ausstellung schon vor einigen Tagen geschlossen waren und der Circus überhaupt nur 14 Tage in einem Orte Vorstellungen geben darf, so war derselbe schon verschwunden. So ein Circus soll grossartig sein: dressirte Pferde, Elephanten, Affen, Hunde, eine Unzahl Clowns, europäische, chinesische und andere Gymnastiker, grosse Ausstattungsstücke, dazu Menagerien, Schwertfresser, Kraftmenschen, Wahrsagerinnen und so fort, alles von einer Truppe dem staunenden Publicum vorgeführt, das oft aus 30.000 Menschen besteht und $^1/_2$ Dollar pro Kopf zahlt. „Ja, Amerika trieft von Unerhörtheiten," wie Jak Allysz sagt, „in einem armseligen europäischen Gehirn schiessen die Gedanken bei allem Gesehenen Purzelbäume, hier ist alles das Grösste, Unmöglichste, Riesenhafteste in the world."

Die Fahrt einer Nacht brachte uns von St. Louis nach Chicago. Im Auditorium-Hôtel kein Platz, nicht einmal im zehnten Stocke, sämmtliche 2500 Zimmer sind für Wochen bestellt. Wir telephonirten in alle Himmelsrichtungen, in sämmtliche Hôtels ersten Ranges. Endlich überliess uns das Imperial-Hôtel drei Zimmer für 10 Dollars oder 25 Gulden ohne Verpflegung. Gott sei dank, wir sind untergebracht und können mit aller Ruhe an alle Leiden eines Ausstellungs-Besuches gehen. Der Fremdenzufluss ist ausserordentlich, täglich 300.000 Fremde, Chicago lacht sich ins Fäustchen und verdient ein Heidengeld.

14. Chicago.

Chicago, den 20. October 1893.

Wir haben es gut getroffen, besonders Mimi ist entzückt davon, diese Woche ist die Kinderwoche in der Ausstellung, 10 Cents billiger und massenhaft strömen die Mütter mit Säuglingen und Bébés jeden Alters in die Worlds-Fair. Wohin man tritt, steht so ein unschuldiger Kinderfuss, die Boys mit ihrer mangelhaften Erziehung sind überall im Wege. Und ohne einen Esskorb thut's der Amerikaner nun einmal nicht, alle Bänke sind besetzt und es wird stark gefüttert, Körbe und Papiere fliegen auf die Erde und bilden eine Ausstellung für sich. Ueberhaupt eine schmutzigere Stadt als Chicago hat mein Auge noch nicht erblickt, d. h. so weit das Auge sehen kann, denn es herrscht hier ein Kohlenrauch, dass man ihn schneiden könnte. Als ich gestern aus der Fabriksgegend nach Hause kam und mich im Spiegel besah, glaubte ich, mein Schnurrbart sei schwarz gefärbt. Ich glaube, das Strassenputzen ist hier strengstens verboten, auch wüsste ich eigentlich nicht, wann es geschehen könnte, denn ein Besen findet nirgends Platz, so überfüllt sind alle Strassen von Wägen, Bahnen und Menschen. Gestern waren allein 750.000 Personen in der Ausstellung, darunter 68.000 Kinder! Die Worlds-Fair ist auch schon recht angeräuchert, die Wege beschmutzt, die Blumen vertrocknet, es ist Zeit, dass der 1. November kommt! Aber grossartig ist dieselbe. Nun, die Amerikaner haben es zu Stande gebracht, die grösste Ausstellung „in der Welt" zu besitzen; in Wien nahm dieselbe nur eine Fläche von 190 Joch, die Pariser 118 Joch, die hiesige 420 Joch in Anspruch.

Nicht New-York, sondern Chicago erhielt die Ausstellung, weil letzteres einen Beitrag von 10 Millionen Dollars offerirte. New-York war dann wüthend, nicht weil es keine Ausstellung hatte, sondern weil sie in Chicago sein sollte. So besuchte der Osten auch anfangs die Ausstellung sehr wenig und erst zum Schlusse derselben traten dann in Folge der kolossalen Preisermässigungen aller Bahnen allerdings riesige Massenbesuche ein.

So gross wie ihre Fläche, so reichhaltig ist der Inhalt der Weltausstellung, so dass es für uns ganz unmöglich ist, alles zu sehen oder ein Urtheil darüber zu fällen. Kann ich mich auf den Ausspruch Anderer verlassen, so darf man manches ungesehen lassen, ohne sein Gewissen zu belasten. Ich habe Ausstellungen genug besucht, aber jedesmal die Beobachtung gemacht, dass in den ein-

zelnen Abtheilungen gewöhnlich die grössere Anzahl der Besucher aus Bürgern desjenigen Landes bestand, welches jene Abtheilung beschickt hatte. Man hört gewiss in keiner Gruppe mehr Französisch, Ungarisch, Russisch u. s. f., als in der französischen, ungarischen, russischen Abtheilung. Ich für meine Person bin aber nicht nach Amerika gekommen, um Lobmeyr's Glas-, böhmische Porzellan, oder Wiener Perlmutterknöpfe zu bewundern, ich will Amerika kennen lernen. So habe ich auch consequent die Augen geschlossen, wenn ich in einer ausländischen Gruppe der Worlds-Fair war, sie doppelt geöffnet, sobald Amerika ausgestellt hatte. Dennoch war es ja gar nicht möglich, sich in acht Tagen ein vollständiges Bild der Ausstellung zu machen, ich konnte nur wie an einer reichen Festtafel von jedem Gerichte etwas kosten. Die Amerikaner haben offenbar den grössten Gewinn von ihrer Columbian-Ausstellung, sie haben in erster Linie sehr viel von den fremden Ausstellern gelernt und noch mehr Vertrauen zu sich selbst bekommen. Bei der rücksichtslosen Energie derselben ist mit Gewissheit darauf zu rechnen, dass die schlauen Yankees alles benützen, was sie Praktisches, Nützliches und Schönes kennen lernten und Europa bald in Vielem übertreffen werden.

Wir haben zwei Tage auf die Besichtigung des Fabriksgebäudes (Manufactures and Liberal Arts), von dessen Dache wir auch eine wunderbare Rundschau hatten, verwendet und Amerika besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Alles, was mehr eine praktische Richtung für die Bedürfnisse der Menschen verfolgt, ist grösstentheils ausgezeichnet und sehr durchdacht, alles, was einen veredelten Geschmack in Betreff der Schönheit, der Formen und Farben verlangt, ist mangelhaft. Dennoch zeigen sich auch in dieser Richtung schöne Anfänge, so sehen wir herrliche Seidenstoffe, einige fein geschnitzte Möbeln, besonders Schmuck-Gegenstände, geschliffene Glas-Service etc., die alle Anerkennung verdienen, wenn sie auch den französischen Geschmack nie erreichen werden. Reichhaltig und sehr beachtenswerth war die amerikanische Ausstellung von Werkzeugen aller Art, Drähten, eisernen geschmiedeten Thoren, Herden, Oefen, feuerfesten Cassen, Uhren und Nähmaschinen (von Singer). Die beiden letzten Objecte erregten besonders unser Erstaunen, es waren sämmtliche Maschinen ausgestellt, welche die einzelnen Uhrentheile herstellen, so dass menschliche Arbeit fast überflüssig wird. So auch bei den Nähmaschinen, welche in den verschiedensten Formen vorhanden waren, eine derselben stickt z. B. in Seide aller Farben wunderbare Schmetterlinge und Blumen.

Sehr instructiv war die amerikanische Schulausstellung, ein sprechender Beweis von der Ausdehnung, der grossen Aufmerksamkeit und Gründlichkeit, mit denen die Erziehung der Kinder in den amerikanischen Schulen betrieben wird.

Das Fabriksgebäude hat in zwei Etagen eine Ausdehnung von 30 Joch, so gross wie eine Veszkényer Ackertafel und ist vollgestopft, kein Wunder, dass wir am Abend des zweiten Tages müder als nach der Grand Colorado Cañon-Tour waren! Herr v. Scanavi erbot sich in liebenswürdigster Weise, meinen Ladies am folgenden Tage alle Dummheiten der Midway-Plaisance, denen ich keinen Geschmack abgewinnen kann, vorzuführen, ich kehrte dagegen zu den Ochsen zurück.

Augenblicklich, gegen Ende der Ausstellung, besuchen täglich 15.000 Menschen den Viehmarkt und Mr. Armour's Schlächterei, wie die Schafe werden die Menschen zwischen gespannten Seilen durch die endlosen Räume geschleppt und sind hochbefriedigt, wenn sie nur den Massenmord der unglücklichen Thiere mit eigenen Augen gesehen haben. Mir konnte das natürlich nicht genügen, aber eine gute Empfehlung verschaffte mir in einem Beamten Mr. Armour's eine vortreffliche Soloführung, so dass ich alles so gründlich, als die Ausdehnung dieses Geschäftes es gestattete, sehen konnte.

Der Union-Stock-Yard in Chicago (der Viehmarkt) hat eine Fläche von 270 Joch und diese sind täglich mit Rindvieh, Schweinen und Schafen buchstäblich bedeckt. Der ganze Marktplatz ist in Einfänge eingetheilt, von denen jeder 30 bis 50 Ochsen fassen kann, die Räume für Schweine sind meistens gedeckt. Täglich werden

10.000	Stück	Rindvieh und mehr
30.000	„	Schweine
6.000	„	Schafe
300	„	Pferde

aufgetrieben und verkauft.

Das Schlachtvieh in Chicago geht grösstentheils in die grossen Schlächtereien von Chicago oder zum Export von lebendem Vieh nach New-York oder sehr viel zur Weitermast an die Farmer der Mittelstaaten, die wenig Vieh züchten. Die Preise theilte ich schon in Kansas mit, das Rindvieh ist theilweise bedeutend fetter als dort, weil der Markt in Chicago von den Farmern der Mittelstaaten, die gut füttern, beschickt wird. Die Ochsen gehören auch hier beinahe ausschliesslich der Natives-, weniger der Aberdeen-Angus-Race an und sind 5 bis $6\frac{1}{2}$ Metercentner schwer, die Schweine, Berkshire-Race, wiegen 100 bis 150 Kilogramm, unter

den Schafen findet man alle möglichen Racen vertreten und sind dieselben meistens wenig gemästet. Die sanitären Vorsichtsmaassregeln sind, mit Ausnahme gegen das Texasfieber, ungenügend.

Jährlich werden auf dem Chicagoer Viehhofe

$3^1/_2$ Millionen Ochsen,
$8^1/_2$ „ Schweine und
$2^1/_2$ „ Schafe

verkauft.

Von den drei Schlachthäusern ist das Armour'sche das grösste, dann kommt das von Swift u. Co. und mehrere Andere. Hier kann ich vielleicht einige allgemeine Mittheilungen über die amerikanische Viehzucht, wie ich sie beobachtet habe, machen. Nach American Cattle, New-York 1887, wurde in Mexico schon wenige Jahre nach dessen Entdeckung 1525 spanisches Vieh eingeführt. Nach Virginien wurden 1610 Kühe von den westindischen Inseln durch englische Colonisten importirt. New-York gründeten die Holländer 1614 und hatten heimisches Vieh mit sich. Auch Engländer, Schweden und Dänen kamen um jene Zeit in die Neu-England-Staaten und brachten ihr Rindvieh mit. Aus diesen Gemischen ist die heimische Race (Natives) entstanden, aber in der Hauptsache enthält dasselbe englisches Blut. Das Texasvieh, welches von den Spaniern zuerst nach Mexico eingeführt wurde, ist bereits vielfach durch französisches Vieh aus Louisiana, durch das einheimische und hauptsächlich durch Shorthorn gekreuzt. Ich habe einen grossen Theil von Nordamerika kennen gelernt, liess nirgends ein Stück Rindvieh unbeachtet an mir vorüberziehen, habe die Ausstellung von Rindvieh in Chicago gesehen, war auf den grossartigen Viehhöfen in Chicago, Kansas und anderen Städten, bin durch riesige Weidestrecken gefahren, im Grossen und Ganzen habe ich nur einen Rindviehschlag gesehen: Kreuzungen von Shorthorn, dem Breitenburger Schlage in Holstein am ähnlichsten. Vereinzelt sah ich ausserdem in Canada und Kansas das hornlose schottische Vieh, Aberdeen-Angus, auch Herefords, zahlreicher in Canada und in den östlichen Staaten bis zum Mississippi für Molkereien, namentlich Butter, Jerseys, die etwas grösser als in ihrer Heimat zu sein scheinen. Die Amerikaner zahlen grosse Summen für importirte Thiere aus England zur Aufbesserung ihrer Zuchten, allein der grösste Theil des Weide-Rindviehstandes im Westen ist zu grossen Unbilden in den Steppen ausgesetzt, um sich so günstig als unser Vieh entwickeln zu können. Erwähnen möchte ich, dass ich das reine Texasvieh weder in den Prairien

von Arizona, New-Mexico und Colorado, noch auf den grossen Märkten aus den Heerden herauszukennen vermochte. Ich sah in Arizona Rinder mit eleganten Formen, etwas längeren spitzen Hörnern, in ihnen war vielleicht das Texasblut vorherrschend, aber reinblütig war es sicher nicht. Das Texasvieh stammt von den Spaniern, soll gesund und genügsam, aber nicht fleischreich sein. Früher wanderte dasselbe im Frühjahre weidend von Texas gegen Norden durch Colorado, Wyoming, Montana, nach Oregon, wo es im Herbste fett ankam. Jetzt ist es theils durch französisches Vieh aus Louisiana, theils durch Shorthorn gekreuzt, hat das Ansehen des übrigen Steppenviehes und wird entweder nach Californien oder in die Mittelstaaten zur Weitermast an die kleinen Farmer per Bahn versendet.

Ich habe nicht sämmtliche 51 Millionen Schweine in Amerika, aber eine ganz anständige Summe davon gesehen und kann daher sagen, dass hauptsächlich Berkshires gezüchtet werden. Es sind ja durch längere Zuchten inländische Racen entstanden: Poland, China, Duroc, Jerseys, Victorias, Cheshires und Chester Wites, aber die Grundlage waren Berkshires. Einen sehr wohlthätigen Einfluss auf die Veredelung der Schweine haben die bestehenden 17 Heerdbuch-Gesellschaften genommen. Für Berkshire besteht z. B. ein eigenes Heerdbuch, das mehr als 15.000 Pedigrees enthält. Auch die Versuchs-Stationen haben sich mit dieser Frage beschäftigt und sehr viel zur Belehrung der Farmer in der Schweinezucht beigetragen. In Washington besteht ein eigenes Amt (of animal industry), welches die Verhinderung der Seuchen befördert und den Schweinehandel überwacht. Die grösstentheils mit dem Dünger des Rindviehes stattfindende Fütterung, die mässigen Eisenbahntarife und die sehr billige Massentödtung in den Schlachthäusern machen die amerikanische Concurrenz möglich; ich glaube, wir ungarischen Landwirthe haben mehr das amerikanische Vieh als den amerikanischen Weizen zu fürchten, kehren wir daher zum Chicagoer Stock-Yard zurück. Die verbaute Fläche bei Armour beträgt 12 Joch, 12.000 bis 15.000 Arbeiter und 800 Beamte sind darin beschäftigt, die Schlächterei hat eine elektrische Bahn von 9 Kilometer Länge, 900 Zugpferde und 3500 eigene Eisenbahnwaggons, unter diesen 3200 Waggons mit Eiskühlung nach einem eigenen System, in dem ganzen Geschäfte sind 20 Millionen Dollars investirt.

Armour schlachtete 1892 durchschnittlich täglich, ohne Kansas-City zu rechnen:

3000 Ochsen,
6000 Schweine,
2000 Schafe

und mit der Kansas-City-Schlächterei zusammen in 1892:

1,650.000 Ochsen,
2,550.000 Schweine,
640.000 Schafe.

Ein alter Leitochse führt die Ochsen, ein Ziegenbock die Schafe zur Schlachtbank. Es ist erstaunlich, wie ruhig und schnell sich der ganze Process abspielt. Ein bis zwei Hammerschläge tödten den Ochsen, ist das Thier noch nicht todt, bekommt es noch einen Schuss. Der Ochse ist im Nu aufgezogen und geht nun an einer eisernen Stange von Hand zu Hand, wird abgezogen, nachdem Kopf und Füsse abgetrennt sind, in zwei Hälften getheilt, die in den grossen Kühlräumen 24 Stunden aufgehängt bleiben und dann in Eiswaggons ins ganze Land an die Fleischhändler oder ins Ausland versendet werden. Die Häute werden gesalzen, liegen einige Wochen in Haufen von 3 Fuss Höhe gepackt und gehen dann in die Gerbereien, viele nach Afrika und England. Das Blut wird zu Kunstdünger verarbeitet, die Abfälle kommen in eine eigene Leimfabrik. Alles Fett wird sorgfältig ausgelassen, gereinigt und mit einem Zusatz von Sahne zu Butter verarbeitet, so reinlich, so wohlschmeckend, dass sie es mit jeder Kuhbutter aufnehmen kann. Die Verpackung erfolgt in Papier à $^1/_2$ Kilogramm oder in kleinen Fässern à 30 Kilogramm, Preis 80 kr. pro Kilogramm, während Kuhbutter hier 1 fl. 40 kr. kostet. Ausserdem werden aus dem allerbesten Fleische Conserven (meistens für fremde Armeen), Fleischmehl und -Extract gemacht, von denen ich ein Muster mitbringe. Zu 1 Kilogramm Fleischextract sind 45 Kilogramm vom besten Fleische erforderlich; 12 kleine Büchsen kosten netto 10 fl. oder 4 Dollars.

Die an einem Hinterbeine aufgehängten Schweine werden mit einem Schnitte durch den Hals getödtet, kommen in siedendes Wasser, werden in einer äusserst sinnreichen Maschine vollkommen rasirt und als halbe Schweine wie die Ochsen in den Handel gebracht oder mit Hilfe ausgezeichneter Maschinen zu Würsten verarbeitet. Auch geräucherte Schinken werden fabricirt und das Fett fest oder flüssig verkauft.

Ich bin vollkommen überzeugt, wenn man sicher ist, Armour'sches Fabrikat zu bekommen, kann man dasselbe mit gleichem Appetite und derselben Beruhigung geniessen, als wäre es in der

eigenen Wirthschaft gemästet und zugerichtet. Wie einfach, praktisch und billig ist der ganze Fleischmarkt in Amerika eingerichtet! Vergleichen wir denselben einen Augenblick mit dem unserigen. Welche Kosten und Menschenkraft ist erforderlich, bis ein Fleischhauer in Europa, sei er auf dem Lande oder in der Stadt, einen Ochsen erwirbt und verkaufen kann, und wie vergeudet werden die Abfälle, kein Wunder, wenn uns bald auch das amerikanische Rindfleisch erfolgreich Concurrenz machen wird.

Das Haus Armour, eines der grössten in der Welt, besitzt auch in Chicago das ausgedehnteste Geschäft in Weizen und Korn, es ist jeden Tag bereit, 30.000 bis 300.000 Metercentner Frucht in einem Schlusse zu geben oder zu nehmen. So liess ich mir von der Schlächterei eine Empfehlung an die Getreide-Abtheilung geben und ein Oberbeamter derselben führte mich in seinem Wagen mit der grössten Liebenswürdigkeit zum Chicagoer Getreide-Umschlagplatze. Nicht am Michigan-See, sondern in der Mitte der Stadt, an einem Canal des Chicago-Flusses liegen 30 Getreide-Elevatoren grösster Construction, in denen das Getreide des Nordens und Nordwestens, sowie aus den Nachbarstaaten von Chicago angesammelt und weiter in die ganze Welt versendet wird. Ein sehr liebenswürdiger Chef der Frachtenabtheilung der Nordwest-Pacificbahn hat mir eine Menge Frachtpreise von Vieh und Getreide zusammenstellen lassen. Das Tarif-Princip ist bei allen amerikanischen Bahnen annähernd gleich und Refactien an Einzelne zu bewilligen, ist ungesetzlich. Diesen Daten entnehme ich, dass der Metercentner Körner bei einer Entfernung aus dem Weizenlande Dakota bei 1000 Kilometer Entfernung bis Chicago circa 1 Gulden kostet, um so viel weniger bekommt der Farmer für seine Producte. Von den 30 Elevatoren besitzt Armour sieben mit einem Fassungsraum von je 225.000 Metercentner bis 1 Million Metercentner, zusammen mit 4 Millionen Metercentner Weizen oder Korn, 150 Waggons können täglich in jeden Elevator geladen werden. Auch besteht noch ein eigenes Haus für Putzerei, in dem fremde Frucht je nach der Reinheit für 2 bis 8 Kreuzer pro 100 Kilogramm geputzt wird. Der grösste Elevator wurde im vorigen Sommer bei den aussergewöhnlichen Ernteaussichten in 40 Tagen mit 1200 Arbeitern bei elektrischem Lichte für 1 Million Gulden erbaut, ein Riesenwerk! Mit dem Oeffnen eines einzigen Hahnes kann das ganze Gebäude unter Wasser gesetzt werden.

Aber nicht alles Getreide in den angefüllten sieben Elevatoren gehört Armour. Derselbe vermiethet auch einzelne Abthei-

lungen derselben (Sheepers oder Receivers à 300 Metercentner). Der Besitzer zahlt: Für die ersten zehn Tage $^3/_4$ Cents pro bushel oder 10 kr. pro 100 Kilogramm und für die zweiten zehn Tage und so fort 5·3 Kreuzer. Er erhält sogenannte Warrants, die er belehnen lassen oder weiter verkaufen kann.

Von Chicago geht das Getreide in die ganze Welt, im Winter per Bahn, im Sommer über den See bis Buffalo und auf dem Erie-Canal nach New-York und weiter. Die Schiffsfracht beträgt je nach Conjunctur zu Wasser nach New-York pro 100 Kilogramm 43 Kreuzer, per Bahn in den Wintermonaten 66 Kreuzer; von New-York nach Liverpool 80 Kreuzer. Die Farmer haben, wie ich erwähnte, 1 Gulden Fracht bis Chicago, 1 Gulden 23 Kreuzer bis 1 Gulden 46 Kreuzer Fracht bis Liverpool, hierzu noch 10 bis 20 Kreuzer Spesen, so kostet der Doppelcentner von den amerikanischen Erzeugungsplätzen bis Liverpool circa fl. $2^1/_2$. Ein Metercentner Weizen kostet heute in Chicago 5 Gulden, daher an den Productionsplätzen nicht viel über 4 Gulden. Das ist ein Preis, der auch den amerikanischen Farmern nicht mehr convenirt und eine Verminderung des Anbaues veranlassen dürfte. Alter Mais kostet heute 4 Gulden 60 Kreuzer in Chicago.

Der Vertreter Armour's ist der Ansicht, dass das Frühjahr höhere Preise bringen werde, da die Ernte in Amerika nicht gut gewesen sei und die bisherigen starken Verschiffungen eine Folge der Geldnoth waren. Er meinte auch, eine bedeutende Zunahme der Weizen-Production sei in Zukunft in Amerika nicht zu erwarten.

Jeder freie Augenblick wurde selbstverständlich in der Ausstellung zugebracht. Auch Chicago geniesst dieselbe mit vollen Zügen, ob man schliesslich von einem Waggon-Robber ausgeraubt wird oder für eine kleine Scheibe Schinken und ein Glas Bier 2 Gulden und für ein sehr einfaches Diner mit Eiswasser im Wellington-Hôtel 5 Gulden bezahlen muss, bleibt für uns dasselbe. Heute Nachmittags sahen wir „America" im Auditorium-Theater mit 4000 anderen Besuchern. Eine Allegorie von Amerikas Entdeckung bis zur heutigen Weltausstellung mit Gesang, Tanz und der grossartigsten Ausstattung, die wir je gesehen; meine Damen waren entzückt davon. Das wird aber auch wohl alles sein, was wir von der Stadt Chicago sehen werden. Man sagt ja, sie habe auch schöne Stadttheile mit grossen Parks und reizenden Villen-Strassen, aber dieselben liegen viel zu entfernt, so dass ihre Besichtigung beinahe eine eigene Reise erfordert. Kürzlich war ein Jäger aus Chicago einige Stunden mit der Bahn gefahren, um zu jagen. Die Jagdbeute

war gering, ermüdet will sich der Nimrod auf einen behauenen Stein setzen. als er ihn etwas näher besichtigt, findet er auf demselben 210 Street eingravirt, er hatte also noch in Chicago gejagt.

Chicago wird auch im Munde des Volkes die Scheidemühle genannt, weil die Ehen hier am leichtesten geschieden werden. Wer sich für dieses Fach interessirt, möge Claudio Jannet lesen. Jeder Staat der Union hat seine eigenen Ehegesetze, die einander in Gründen für eine Ehetrennung überbieten, sie öffnen derselben Thür und Thor. Am ehrlichsten ist noch das Gesetz im Staate Washington, welches sagt: „Es ist die Scheidung wegen jedes vom Gerichtshofe für zulässig erklärten Grundes erlaubt, wenn dieser der Ansicht ist, dass die Parteien nicht mehr zusammen leben können." Im Staate New-York ist die Scheidung nur wegen Ehebruches, in Süd-Carolina überhaupt nicht gestattet, das genirt aber unzufriedene Eheleute sehr wenig, eine Reise in die Scheidemühle oder in einen anderen Staat genügt, um sich trennen zu können. Nach Caroll D. Wright sind von 1867 bis 1886 328.716 Ehescheidungen, jährlich 16.000, erfolgt. Je nach den verschiedenen Staaten kommt auf 13 bis 30 Eheschliessungen eine Scheidung vor und diese würden noch zahlreicher sein, wenn sich nicht die katholische Religion immer mehr verbreiten und deren Gebot als Schutzwall gegen die Zunahme der Scheidungen dienen würde.

Chicago, den 22. October 1893.

Gestern wurde der Besuch der Ausstellung fortgesetzt, in der ich leicht einen tüchtigen Unfall haben konnte. Meine Ladies besichtigten kleinere Gebäude, während ich allein in der landwirthschaftlichen Ausstellung war. Dieselbe liegt in der Nähe ein es Dammes, der mehrere hundert Meter in den See geht und an dem die Dampfschiffe landen, die den Verkehr zwischen Chicago und der Ausstellung vermitteln. Auf dem Damme läuft eine endlose Seilbahn mit einer Menge Bänken, man braucht sich nur auf eine derselben zu setzen und ist in einigen Minuten in der Nähe des Dampfschiffes. Als auch ich, aber in der verkehrten Richtung, platznehmen wollte, stürzte ich und schlug mit der Stirn über dem linken Auge auf eine Eisenplatte. Nach etwas Blutverlust legte mir eine hübsche Amerikanerin im Ausstellungs-Spitale ein Pflaster auf und so kam ich Gott sei Dank mit dem Schrecken davon.

Meiner Uhr erging es weniger gut, sie erhielt eine tüchtige Beule als Andenken an meine Unvorsichtigkeit.

Wir haben übrigens den gestrigen Tag sehr gut benützt. Zuerst im Transport-Gebäude, nichts war interessanter als dieses. Hier fand man alles, was auf amerikanischen Verkehr Bezug hatte, den einfachen Buggy, die eleganteste Kutsche, die prachtvollsten Eisenbahnzüge, Locomotiven u. s. w. In Max seinem Interesse haben wir den verschiedenen amerikanischen Wägen besondere Aufmerksamkeit geschenkt und ich muss sagen, dass die Mehrzahl derselben eleganter, praktischer und meistens leichter als die unserigen, dabei äusserst solid gebaut sind. Ich werde für Max einen Wagen in Philadelphia bestellen, möchte an seiner Stelle aber einen viersitzigen nehmen, er ist so leicht wie eine Feder, und für unsere Verhältnisse praktischer als ein sogenannter Buggy.

In demselben Gebäude fanden wir auch einen von Pullman ausgestatteten Eisenbahnzug. Diese vollkommene, praktische und verschwenderisch elegante Einrichtung muss man selbst gesehen haben, um daran zu glauben. In einem solchen Zuge lebt man besser als in dem feinsten Hôtel, es ist an alles gedacht, es fehlen weder ein ausgezeichnetes Bett und eleganter Speisesalon, noch Badezimmer und Rasirstube. Aehnliche Waggons laufen von hier nach Washington auf der Pennsylvanien-Linie. Wir hatten Billets für einen solchen Zug, ich habe sie aber gegen solche nach New-Orleans umgetauscht und 24 Dollars zurückbekommen. Eine höchst angenehme Einrichtung in Amerika: ich nahm mir ein Rundreise-Billet durchs ganze Land, konnte aber unterwegs fortwährend Aenderungen vornehmen, ohne Geld dabei verlieren zu müssen. Ursprünglich habe ich für jedes Ticket 760 Gulden bezahlt, aber in verschiedenen Fällen schon 70 Gulden zurück erhalten, so dass wir jetzt noch den Riesenumweg über New-Orleans machen können, ohne mehr als die erstere Summe zu zahlen.

Neben dem Pullman'schen Prachtzuge stand ein alter, langer, gelb angestrichener Kastenwaggon mit kleinen schmalen Fenstern und noch schmäleren und kaum gepolsterten Bänken. Es ist dies einer der ersten amerikanischen Waggons, den Mazie's Grossvater unter der Firma: Harlan und Hollingsworth Comp. 1836 erbaut hatte und der uns daher grossen Spass machte. Wie ist doch der Luxus gestiegen, vor 60 Jahren fuhr der Amerikaner in dem Harlan'schen Waggon nicht viel besser wie in einem Lastwagen, heute reist er in dem Pullman-Palace-Car! Höchst interessant sind auch die verschiedenen Waggons für Fleisch, Rindvieh, Pferde, Milch und

Geflügel. In den Waggons für lebendes Vieh sind sehr gute, einfache Einrichtungen, eiserne Tröge, um das Vieh füttern und während des Transportes weitermästen zu können, was Pflicht der Bahnen ist.

Dann wanderten wir in die Bergwerks-Ausstellung und konnten uns hier über den unermesslichen Reichthum Amerikas an Kohle und allen Metallen ausgezeichnet unterrichten; wahrlich die Vereinigten Staaten sind sehr reich und glücklich! Seit einigen Jahren hat man in einem kleinen Flusse des Staates Wisconsin auch Perlen gefunden, die aber nicht weiss, grau oder schwarz, sondern hell rosaroth gefärbt und sehr schön sind. Leider war der Fluss bald ausgefischt und seit einem Jahre werden diese Perlen, von denen ich einige kaufte, nicht mehr gefunden.

Höchst interessant war für mich natürlich die landwirthschaftliche Ausstellung, auf die ich leider nicht genügend Zeit verwenden konnte. Aus allen Staaten ein Ueberfluss landwirthschaftlicher Producte, vom Weizen aus Dakota bis zum Zuckerrohr und der Baumwolle aus Louisiana oder dem Tabake aus Virginien, meistens sehr nett und übersichtlich arrangirt. Auch an Conserven, Mehl, Wein, Oelen und anderen Producten fehlte es nicht. Unter den landwirthschaftlichen Geräthen und Maschinen waren besonders Werkzeuge zur Bearbeitung des Bodens, wie Pflüge, Eggen, Walzen, Säemaschinen in so reicher Auswahl und von so verschiedener Construction ausgestellt, dass ich leider auf die Details nicht eingehen kann. Als Arbeitswagen scheint in Amerika ein einziges Modell adaptirt, stark, solid gebaut, mit vorzüglichen Achsen, mir kommt derselbe jedoch etwas zu schwer vor. Eine grosse Anzahl von Dreschmaschinen war nicht vorhanden, dagegen verschiedene Strassen-Locomotiven von 14 bis 20 Pferdekräften für Dreschmaschinen, welche auf einem freien Platze wie Velocipedes um die Wette liefen, in kleinen Kreisen umdrehten, zurückfuhren, und das alles mit einer beispiellosen erstaunlichen Schnelligkeit. Eine derselben segelte dabei in den Michigan-See, wurde aber von einer zweiten sofort wieder herausgezogen; unglaublich, wie sich diese kleinen Maschinen leicht bewegten! Von den Dreschmaschinen gefielen mir die der „Minneapolis Dreschmaschinen-Gesellschaft" (The Minneapolis Threshing-Machine Company) am besten: vierzehnpferdige Strassen-Locomotive, die pro acht Stunden circa eine halbe Tonne guter Steinkohle bedarf, Stiften-Dreschmaschine mit einer Trommellänge von 40 bis 42 Zoll, Selbstspeiser, Stroh-Elevator und Controluhr. Das gedroschene Getreide fällt entweder in Säcke oder in einen Kastenwagen. Leistung in 10 Stunden 5000 bushels, mithin 15 Waggon Weizen!? —

Preis der Locomobile	Dollars	1400
„ der Dreschmaschine	„	750
„ des Strohelevators	„	200
Summa .	Dollars	2350

oder 5640 Gulden.

Sehr zweckmässig scheint auch eine Heupresse von P. K. Dederlick und Comp. in Albany, N.-Y., zu sein. Dieselbe bedarf einer sechspferdigen Dampfmaschine und presst in der Stunde vier Tonnen Heu in Ballen à 60 Kilogramm von 36 Zoll Länge, 14 Zoll Breite und 11 Zoll Höhe.

Von aussergewöhnlichem Interesse war, besonders nach einer Reise durch ganz Amerika, das Regierungs-Gebäude der Vereinigten Staaten. Dasselbe enthielt hauptsächlich eine ethnographische Darstellung aller Staaten mit zahlreichen Reliefkarten der von uns durchflogenen Landesstrecken. Auch war daselbst eine sehr instructive Darstellung des Lebens der Indianer.

Nach des Tages Mühen verzehrten wir in Alt-Wien zwei Kalbsschnitzel, ein Gulyás und drei Glas Bier für 6 fl.; der beste Beweis, dass sich unsere guten Wiener schnell an die Chicagoer Sitten gewöhnt haben. Uebrigens Alt-Wien ist in jeder Beziehung vortrefflich gelungen, dort fand man stets das beste Essen, ausgezeichnete Musik und die eleganteste Gesellschaft. Finanzielle Erfolge hat es den Erbauern wohl nicht gebracht, aber nur weil es an einem höchst ungeschickten Platze, ganz am Ende der Midway-Plaisance, errichtet war. Patriotisch war das ganze Unternehmen aber gewiss und hat Oesterreich in Amerika mehr bekannt gemacht als unsere ganze Ausstellung. Herr v. Scanavi hat sich grosse Verdienste darum erworben. Am 17. gab uns derselbe in Alt-Wien, dem Generalconsul Dr. v. Palitschek und Herrn Alex. Mayer aus Wien ein sehr feines Diner, bei welcher Gelegenheit sich ein Kisfaluder Zigeuner vorstellte, der eine Riesenfreude hatte, uns in der Ausstellung zu finden. Meine Ladies trafen gestern auch Mr. und Mrs. Duncan aus Wien und heute begegnete uns zufällig Miss Dart aus Buffalo, mit der wir vorigen Herbst in Meran zusammen waren; wie ist die Welt doch jämmerlich klein! Den in der Nähe von Chicago wohnenden Sohn unserer Wäscherin haben wir leider nicht finden können, ein Telegramm kam als unbestellbar zurück.

Nach Mimis Wunsch sollte ich auch das Ferris-Rad besteigen, auf dem sie vor wenigen Tagen mit Herrn v. Scanavi 100 Meter in die Lüfte fuhr, ich verzichtete aber auf dieses Vergnügen und

wir setzten uns lieber um 8 Uhr Abends in eine allerliebste elektrische Gondel, um vom Wasser aus die Beleuchtung der Ausstellung und ein zu Ehren der New-Yorker Gäste abgebranntes Feuerwerk bewundern zu können. Denkt euch in einer sternhellen Nacht auf einem kleinen See oder auf dem Canal Grande, auf einer verzauberten Gondel ohne die regelmässigen Ruderschläge der Gondoliere, nur von einem Steuermann geführt. Statt des Dogenpalastes und den vielen Palästen und Kirchen Venedigs, die im Schatten der Nacht doch blendend weissen grandiosen Ausstellungs-Gebäude in ihren altgriechischen Formen, zwischen ihnen eine mächtige Fontaine, ihr Plätschern ist der einzige Laut, der an unser Ohr gelangt. Und wie mit einem Schlage tritt plötzlich aus der Dunkelheit alles in die hellste Beleuchtung, Tausende und Tausende Glühlichter verwandeln die Nacht in strahlendes Licht. Ein elektrischer Scheinwerfer auf dem Thurme eines Palastes sendet seine Strahlen wechselnd auf ein oder das andere Object, so dass dasselbe in zweifachem Glanze vor unsere geblendeten Augen tritt. Kanonen schiessen ihre Kugeln gegen den Himmel und mit den unzähligen Lichtern eines Feuerwerkes fallen sie herab als in allen Farben und Strahlen leuchtende Wesen in die Fluthen des Michigan-Sees. Ein wunderbar ergreifendes Glockenspiel ertönt aus dem Industrie-Gebäude und gibt dem Ganzen eine weihevolle Stimmung. In der That unbeschreiblich schön, feenhaft, wie ich Aehnliches nie gesehen!

Und diese Menschenmassen! Kein Wunder, wenn einige unnütze Schlingels dabei erdrückt wurden. Die Säuglinge hatten es noch am besten, nach amerikanischer Sitte tragen meistens die Väter ihre Bébés und da sind sie sicherer aufgehoben. Ueberhaupt kennt hier die Liebenswürdigkeit der Männer gegen die Frauen keine Grenzen, sie verdienen es aber auch, denn in keinem Lande sah ich so viel schöne Frauen wie hier.

Es war Sonntag, die meisten Ausstellungs-Gebäude fest verschlossen, so verwendeten wir denselben zur Besichtigung der Kunstausstellung. Dieselbe ist kolossal reich beschickt und trafen wir dort so manches alte liebe Bild, wie z. B. Miss Grant von Herkomer, Bismarck von Lenbach und hundert andere, vermissten aber auch so viele Namen, die wir gerne gesehen. Mit Stolz vernehmen wir die allgemeine Stimmung, dass die österreichische Ausstellung in der Kunstabtheilung zu den schönsten und vornehmsten gezählt wurde, dort war nichts Mittelmässiges zu finden. Sehr interessant war eine grosse Anzahl alter englischer Aquarelle

und Oelgemälde und die japanische Ausstellung von Gemälden auf Seide und Papier, die mit einer Farbenzartheit gemacht waren, welche unseren heutigen Bildern meistens fehlt. Japan hatte auch bewunderungswerthe feine, gusseiserne und aus Holz geschnitzte Objecte in seiner Ausstellung.

Ich fürchte nur, dass unsere Künstler schlechte Geschäfte in Amerika machen werden, die Geldnoth ist noch immer zu gross. Amerika selbst hatte verschiedene recht gute Bilder von Künstlern, die in Paris oder München studirten, ausgestellt, ausserdem sehr viel alte englische Werke, die in den Besitz reicher Amerikaner übergegangen sind.

So verlassen wir denn heute Montag, den 23. October, Gott sei dank und leider Gottes Chicago, um nach Milwaukee zu fahren. So ein Ausstellungs-Besuch ist eine schwere Aufgabe, wenn man wenig Zeit hat, aber die Worlds-Fair ist so ausserordentlich grossartig, interessant und lehrreich, dass man sich nur mit Bedauern davon trennen kann. Beim Betreten jedes einzelnen Gebäudes eröffneten sich neue Schätze, an denen wir aber aus Zeitmangel schnell vorübergehen mussten. So warf ich noch zum Schlusse einen Blick in die forstliche Ausstellung, sie ist durch die verschiedenen Hölzer so ausserordentlich interessant, dass ich ihr gerne Tage gewidmet hätte, aber es sollte nicht sein.

15. Von Chicago nach Milwaukee und New-Orleans.

Lexington, 26. October 1893.

Wir haben den Dunstkreis der Worlds-Fair hinter uns! In letzter Zeit kamen fast täglich Unglücksfälle auf den Bahnen vor, der Verkehr nach Chicago ist zu riesig, ohne 5 Todten und 20 Verwundeten täglich geht es selten ab und wir wünschten doch nicht unter ihnen zu sein. Hier in Kentucky fahren die Züge schon mehr in gewohnter Ordnung.

Wir fuhren also Montag Abends nach Milwaukee und haben es nicht bereut; eine wunderhübsche, schön gelegene, rein gehaltene Stadt mit 280.000 Einwohnern am Michigan-See. Milwaukee ist die grösste Stadt im Staate Wisconsin, der hauptsächlich von Deutschen und Scandinaviern bewohnt wird, er ist 2800 deutsche Quadratmeilen gross, hat 1,600.000 Einwohner und ist sehr fruchtbar, hat auch noch grosse Waldungen und reiche Eisenerzlager. Die Bahn von

Chicago nach Milwaukee fährt durch eine wechselvolle, gut cultivirte Ebene am Michigan-See mit verschiedenen grösseren industriereichen Städten, überall waren Wohlstand und Sinn für Ordnung zu beobachten, hier sahen wir sogar das erste gutgedüngte Feld.

In Milwaukee herrscht nicht der gewöhnliche amerikanische Baustil, die Architekten haben ausser zahlreichen monumentalen Gebäuden auch sehr nette Privathäuser geschaffen. Ueberall breite Alleen und die günstige Lage am See, alles trug dazu bei, dass wir total vergassen, in Amerika zu sein und uns wie im Herzen von Deutschland fühlten. Pfister's Hôtel ist das schönste und eleganteste, was wir je gesehen. Im siebenten Stocke ist der Speisesaal, im dritten die Damensalons, Parterre die Räume für Herren, einer eleganter als der andere. Pfister kam als Gerberbursche nach Amerika, verdiente sich dort durch eine Gerberei einige Millionen und baute voriges Jahr dieses Hôtel; für Milwaukee vielleicht etwas zu grossartig, für uns höchst angenehm, für Pfister kaum ein gutes Geschäft. Auf dem Tische unserer Zimmer lag ein prachtvolles Album mit einer Beschreibung des Hôtels und Ansichten desselben, auf dem Albumdeckel stand: „Pick me up and take me home", was sich niemand von uns zweimal sagen liess. Wir waren 24 Stunden wie die Fürsten bedient und zahlten 4 Dollars pro Kopf, was hätte dafür wohl Hôtel Imperial in Wien berechnet?

Sämmtliche Hôtels in Amerika sind nach einer Schablone eingerichtet, nur mehr oder weniger vornehm, elegant, gross und theuer. Es gibt Hôtels mit 3 und mit 10 Stock für 50 und für 2000 Zimmer, für $2^1/_2$ und für 6 und mehr Dollars pro Tag „American-Plan". Alle Hôtels haben Aufzüge, die so schnell gehen und so zahlreich sind, dass es einerlei ist, ob man im ersten oder zehnten Stocke wohnt. Ueberall gibt es in den Zimmern Leitung für kaltes und warmes Wasser, Niederdruck-Heizung, elektrische Beleuchtung und jedes zweite Zimmer ist mit einem Baderaum nebst Toilette versehen. Einfache Einrichtung, aber Teppiche, breite vorzügliche Betten, oft jeden zweiten Tag frische Ueberzüge sind selbstverständlich. Eine Dame in Washington erzählte meinen Ladies, dass sie noch niemals einen Floh gesehen habe, wir in Amerika auch nicht. Sehr oft findet man neben der Zimmerthür eine runde Scheibe mit einem verschiebbaren Zeiger und statt der Ziffern rund herum alle möglichen Wünsche der Gäste: Apolinaris — Wäsche, Gepäckträger etc. etc. Man braucht nur den Zeiger auf den jeweiligen Wunsch zu rücken und ist im Nu bedient. Im Parterre des Hôtels ist vor allem die grosse Warte-

halle das Rendezvous aller Gäste. Hier findet man das Bureau des Hôtels, Telegraph, Telephon, Schreibmaschine, Cigarren, Photographien, Bücher, Toilette-Gegenstände, Blumen, Zeitungen, Gepäck-Expedition, ein halbes Dutzend Diener, Wagen, kurz alles. Neben der Halle Schreibzimmer mit Papier, Couverts und Federn, alles gratis; kleinlich zu sein ist dem Amerikaner unbekannt, neben dem Schreibzimmer der Bar-Room und Billards. Im Souterrain Barbierzimmer, Toiletten, Platz zum Putzen der Schuhe, alles in vorzüglicher Ordnung. Im ersten oder einem anderen Stocke schöne Damensalons, daneben die Speisesäle, in denen von 7 bis $9^1/_2$ Uhr gefrühstückt, von 1 bis $2^1/_2$ Uhr wieder gefrühstückt und von 6 bis 8 Uhr dinirt wird, und zwar nach sehr reichen Menus und bei sehr guter Bedienung meistens durch Neger, aber auch oft von Weissen und jungen Mädchens. Ausser diesen Zeiten sind die Speiseräume geschlossen, man kann nur an der Bar eine Kleinigkeit bekommen. Für alle diese Herrlichkeiten zahlt man an der Cassa pro Kopf und Tag 3 bis 6 Dollars ohne irgend welche Nebenspesen. In jedem grossen Hôtel ist auch eine Dampfwäsche, in der sehr gut und nicht theuerer als in Europa gewaschen wird. Wie himmelweit sind unsere heimatlichen Hôtels noch gegen solche Einrichtungen zurück, hier findet man in allen grösseren Städten wirklich gute Hôtels, Pfister's Hôtel in Milwaukee ist sogar vorzüglich.

In Milwaukee besteht, wie in St. Louis, die grösste Bierbrauerei der Welt von Pabst, auch ein Deutscher, der als armer Brauer nach Amerika kam und sich durch Bier ungezählte Millionen erwarb. Die Brauerei ist in der That wunderbar und nach den neuesten Erfindungen eingerichtet: grosse schöne Gebäude, 12.000 Pferdekräfte für Betrieb und Eismaschinen, die Haupt-Betriebsmaschine hat 1200 Pferde und einen Riemen von 6 Fuss Breite. Malztennen fehlen gänzlich, die Gerste wird in langen Kästen durch langsam gehende Rührwerke zum Keimen gebracht, ich glaube, nach einer französischen Erfindung. Grossartig sind auch die sechs grossen geschlossenen kupfernen Braupfannen und die Bierfässer aus Rothtannen von Californien. Es werden jährlich $1^1/_2$ Millionen Hektoliter Bier erzeugt und in Fässern oder Flaschen nach dreimonatlicher Lagerung in alle Staaten Amerikas versendet. Höchst interessant ist eine Maschine aus Boston, welche jede Flasche automatisch pfropft, kapselt und mit einem Drahte zubindet. Das feinste Flaschenbier hat noch als Empfehlung die gleiche blaue Schleife, welche die Temperencer als Erkennungszeichen tragen.

Pabst verbraucht jährlich 680.000 Metercentner Gerste, 14.000 Metercentner Reis, 5000 Metercentner Hopfen und 300.000 Metercentner Kohle. Die amerikanische Gerste, welche mir gezeigt wurde, war zwar weiss, aber sehr schmal und wird mit 3 fl. 60 kr. pro 100 Kilogramm bezahlt, besser soll die Canada-Gerste sein und kostet 5 fl. Hopfen wird viel von Saaz bezogen, kostet ab Milwaukee 240 fl. pro 100 Kilogramm, hat aber auch schon über 500 fl. gekostet. Hopfen von Washington ist weit billiger, aber, wie ich mich überzeugte, auch viel schlechter als jener. 1500 Arbeiter, die in der Brauerei beschäftigt sind, verdienen pro Woche 12 bis 25 Dollars oder 30 bis 60 fl., an Steuer muss pro Fass zu 148 Liter 1 Dollar oder pro Hektoliter 1 fl. 60 kr. gezahlt werden.

Das Bier wird mit 11 fl. pro Hektoliter verkauft, die Quartflasche, etwas grösser als 1 Liter, kostet 24 kr., in den Hôtels 1 fl. 25 kr. oder 50 Cents. Der grosse Verbrauch an Flaschenbier (20 Millionen Flaschen) wird damit erklärt, dass der Amerikaner sich sein Bier gerne ins Haus bringen lässt, namentlich als Temperencer, und da sei das Flaschenbier bequemer. Das Bier selbst ist ganz so wie ein leichtes, helles, böhmisches Bier, vorzüglich.

Ich weiss nicht, wie es kam, ich lebte in dem guten Glauben, unser junger Mohl aus Kapuvár sei bei Pabst in Milwaukee beschäftigt, wir suchten ihn aber dort vergebens. So wanderten wir zur zweiten grossen Brauerei, da wir aber den Weg nicht genau kannten, ging ich in den ersten besten Laden, um Auskunft zu erbitten. „Woher kommen Sie?" fragte neugierig der Kaufmann. „Aus Ungarn."

„Oh ich bin auch ein Ungar, aus Kaschau," und die Freude war gross. Er kannte auch Mohl sehr gut und theilte uns mit, dass er in der Gerberei des Herrn August F. Gallun arbeite. In der Nähe derselben erkundigte ich mich nochmals bei einem alten Herrn, der neben uns ging, es war Herr Gallun selbst, ein Deutscher, 3 Stunden von meinem Geburtsorte Clausthal am Harze geboren, vor 40 Jahren als junger Bursche nach Amerika gekommen und nun der reiche Besitzer der grössten Gerberei in Milwaukee! Natürlich wurde schnell Freundschaft zwischen uns Landsleuten geschlossen, Herr Gallun führte uns zuerst zu Mohl in die Gerberei, dann zu dessen Familie und endlich mussten wir in seiner Villa ein Glas Wein mit ihm trinken. Mein alter Harzer sprach sich über unseren Mohl sehr lobend aus und erzählte, dass er ihn nächste Woche vorrücken lassen wolle. Sowohl Herr Mohl als dessen Frau

und Schwägerin freuten sich sehr über unser Kommen. Sie haben sich schon ganz in Amerika eingelebt, finden das Leben billiger als in Kapuvár und die zwei ältesten Kinder machen in guten Schulen rechte Fortschritte, aber immer möchten sie doch nicht dort bleiben, es geht halt nichts über Ungarn!

Abends befanden wir uns wieder in Chicago, nach einem kurzen Diner abermals im Schlafwaggon der Queen und Crescent-Route, eine der ersten und längsten Bahnen in Amerika, auf der durch Indiana, Kentucky und Virginien sehr schnelle und bequeme Züge laufen; heute Mittag trafen wir in Lexington ein. Bevor wir aber Abschied von Chicago nahmen, besuchten wir noch schnell das Hauptcomptoir der grössten Uhrenfabrik in der Welt, Elgin National Watch Co. Ministerialrath Ottlik hatte uns dahin empfohlen, und kauften wir fünf goldene, nach unserer Meinung sehr preiswürdige Uhren. Der Deckel der grösseren Herren-Uhren, welcher abgeschraubt werden kann, hat zwischen zwei Goldblechen eine Stahlplatte, um felsenfest zu sein. Dass die Uhren auch „die besten in der Welt" sind, müssen sie erst beweisen, meine Elgins Watch bleibt vorläufig sehr oft stehen. Der Staat Kentucky, 2000 deutsche Quadratmeilen gross, ist im Allgemeinen gebirgig, hat aber im Norden ein höchst fruchtbares, stark wellenförmiges, von Hügeln eingefasstes Plateau von circa 70.000 Joch mit einem fetten, kalkreichen, gelben Lehmboden, auf dem Tabak und Hanf besonders gut gedeihen und ausserdem das Blaugras (Poa pratensis) wächst, dem Kentucky seine Berühmtheit in der Pferde- und Rindvieh-Zucht verdankt. Hier werden die schnellsten Trotter und die theuersten Vollblutpferde, sowie ausgezeichnete Shorthorns gezogen, 560 Farmer beschäftigen sich mit dieser Aufzucht. Das Centrum derselben ist Lexington, ein freundliches Städtchen mit 31.000 Einwohnern. Nichts lieblicher als das von uns durchreiste „Blue Grass Country", die zahlreichen Hügel und Thalabhänge sind meist bewaldet, gemischter Bestand von Weisseiche, Esche, Ahorn, Hikory (Carya albe) und andere Holzarten in bunt gefärbtem Herbstschmucke, zwischen ihnen eingezäunte Felder und üppige Weiden mit freundlichen Farmen, durch zahlreiches Weidevieh, Arbeiterwägen und reitende Damen in Menge belebt.

Das berühmteste Gestüt in Ashland bei Lexington gehört Major Mc. Dowell, die beste Shorthorn-Zucht Mr. William Warfield, beide schottischer Abkunft, deren Vorfahren vor 100 Jahren auf ein und demselben Schiffe nach Amerika kamen. Es war heute grosses Rennen in Lexington, ich besah mir schnell den schönen

Rennplatz, auf dessen Tribüne ein abgesonderter Theil für die schwarzen Ladies und Gentlemen reservirt war, wartete ein Flachrennen ab und fuhr zu den beiden erwähnten Züchtern. Die Gleichberechtigung der geistig sehr wenig begabten Neger ist Fabel. Sie sind überall, in den Hôtels, Kirchen, Schulen, Aemtern und auf den Rennplätzen von den Weissen getrennt. Man sieht Neger und Negerinnen höchst elegant gekleidet, aber in die Gesellschaft der Weissen zu kommen — unmöglich! In New-Orleans hatte man anfänglich für Neger und Weisse getrennte Tramway-Cars, musste es aber aufgeben, weil die Weissen beide benützen wollten. — Mr. Warfield besitzt 160 Joch, von denen der weit grössere Theil in Weide liegt und 55 Stück Shorthorn und 21 Pferde ernährt. Sein Viehstand war sehr schön. Mr. Mc. Dowell hat 250 Joch nur Weide mit alten Ulmen und Eichen, eine hübsche Villa mit schönem Parke und recht guten Stallungen, in denen die Pferde überwintern. Er besitzt 24 Vollblut- und Trotter-Stuten erster Classe, bei einem Pferdestande von 100 Stück, und behauptet, einen jährlichen Nutzen von 30.000 Dollars zu haben. Von beiden Herren wurde ich mit der grössten Liebenswürdigkeit empfangen. Mr. Dowell besitzt auch den weltberühmten Hengst Dictator, dessen Tochter Jay-Eya-See die Meile in 2 Minuten 10 Secunden zurücklegte. Dictator wurde für 25.000 Dollars mit 21 Jahren angekauft. Der grössere Theil der Ashland-Farm ist von Major Dowell an Mr. Treacy verpachtet, der ebenfalls ein grosses Gestüt besitzt, das ich aber nicht besichtigt habe. In Lexington finden alljährlich im October und December die grössten Märkte und Licitationen von Vollblut und Trottern statt, auch Californien sendet seine jungen Pferde zum Verkaufe hierher und werden in Lexington jährlich 2000 bis 3000 Stück zu den höchsten Preisen umgesetzt.

New-Orleans, 28. October 1893.

Die Unpünktlichkeit der amerikanischen Bahnen ist namentlich während der Ausstellung und bei den langen Linien fast verzeihlich, aber immer ein Factor, mit dem man rechnen muss; wir fuhren am 28. d., Abends 11 Uhr, auf die Station in Lexington, um direct nach New-Orleans zu reisen; „drei Stunden Verspätung und die Aussicht, zwei Nächte im Waggon zubringen zu müssen". So kehrten wir lieber in unser Phönix-Hôtel zurück, schliefen dort ganz vorzüglich und hatten ausserdem am folgenden Morgen das Ver-

gnügen, in der Kentuckyer Staatszeitung einen langen Leitartikel über den Besuch des Baron Berg und seiner schönen Tochter aus Ungarn in dem „Blue Grass Country" lesen zu können. Ich benützte auch noch schnell einige Morgenstunden, um die Whisky-Fabrik des Herrn J. I. Pepper in Lexington zu besuchen und fand daselbst die freundlichste Aufnahme. Derselbe erzeugt jährlich 7000 bis 10.000 Hektoliter Whisky aus Mais, Reis und Roggen, in einem Verhältnisse, das er mir nicht mittheilen zu wollen schien. Die fertige Waare wird mit 60 Cents pro Gallon oder mit 38 Gulden pro Hektoliter verkauft, die Consumsteuer beträgt aber 90 Cents pro Gallon, so dass der Whisky 95 Gulden pro Hektoliter kostet. Höchst interessant sind die grossen hölzernen Magazine mit Stellagen für Barrel-Fässer (= 1·19 Hektoliter), von denen gegen 10.000 Stück Platz haben. Der Staat, unter dessen Verschluss die Vorräthe stehen, bewilligt für zwei Jahre eine Schwendung von 7 Procent; die Fässer kosten pro Barrel 2·30 Dollars oder 4 Gulden 60 Kreuzer pro Hektoliter. Mr. Pepper übergab mir beim Abschiede eine Flasche 20 Jahre alten Whisky oder Kentucky-Wein, wie er scherzweise genannt wird, und einen Pfropfenzieher mit auf die Reise, die ich beide Papa Price mitzubringen die Absicht habe.

Wir reisten also erst am 26. d. Mittags von Lexington ab und hatten es nicht zu bereuen, denn bis zur Dunkelheit fuhren wir durch liebliche Theile von Kentucky und Tenessee, anfangs noch das blaue Grasland mit seinen freundlichen Farmen und vorzüglichen Heerden, dann die interessante 260 Fuss hohe Brücke über den Kentucky-River und endlich geht es durch eine gebirgige Landschaft mit schönen gemischten Waldungen und einer Herbstfärbung, wie ich sie niemals gesehen. Die rothen Blätter der Eichen, von der hellsten bis zur dunkelsten Schattirung, die hellgelben Buchen und Aspenblätter, gemischt mit den grünen Nadeln der Kiefer und Fichte, gaben ein wahrhaft wunderbares Farbenbild. In so manchen Reise-Beschreibungen ist von der herbstlichen Farbenpracht der amerikanischen Waldungen die Rede, sie kann auch niemals schön genug geschildert werden.

Die Züge von Chicago sind noch immer sehr besetzt, mit Mühe fanden wir in den Schlaf-Waggons Unterkunft. Die Ladies in dem einen, ich in dem anderen. Einer derselben war wie unsere europäischen Schlaf-Waggons gebaut und hatten die Damen nun die beste Gelegenheit, eine Vergleichung zwischen beiden Systemen anzustellen; wir sind aber einstimmig der Ansicht, dass die amerikanischen Schlaf- und Salon-Wagen den europäischen weit vorzu-

ziehen sind. Zwischen Chattanooga und New-Orleans krochen wir aus unseren Federn und befanden uns in einem grossen Urwalde, das rapid wachsende Birmingham mit dem benachbarten rothen Berge, durch unerschöpfliche Lager von Kohle, Kalkstein und Rotheisenstein bekannt, hatten wir leider in der Nacht berührt. Die Queen and Crescent-Route ist hier erst seit einem Jahre der Benützung übergeben und eröffnet der Cultur ein neues Land von mehr als 300 Kilometer Länge im Mississippi-Staate; es reicht auf der einen Seite bis beinahe zum Mississippi-Flusse, auf der anderen bis zum Golf von Mexico. In den höheren Lagen schwache Föhrenbestände, in den Niederungen undurchdringlicher Urwald von mit Moos behängten Cypressen-Pappeln, Eichen und allen möglichen Gewächsen. Von Zeit zu Zeit Anfänge von Niederlassungen, einzelne Holzbuden, meist mit einem Haufen schmutziger Negerkinder, die herumsprangen und uns mit weissen Tüchern zuwinkten. Zahlreiche Sägewerke, diese Todfeinde der amerikanischen Waldungen, kleinere gerodete Flächen mit ihren Baumstöcken, auch Mais-, selbst Baumwoll-Pflanzungen, überall der erste Anfang menschlichen Lebens in dieser Wildniss. An den Stationen standen Maulesel-Fuhren mit Baumwoll-Ballen, auch viele Fässer mit Harz, das den schönsten Bäumen das Blut aussaugt. Neben der Bahn weidete hie und da im Walde raceloses Rindvieh, einige Schweine oder es lagen Leichen und Gerippe dieser Thiere neben dem Geleise, und so fuhren wir mit dem Schnellzuge sieben Stunden, bis wir auf einer 8 Kilometer langen Brücke über die Mitte des Pontchartrain-Sees dampften und in New-Orleans landeten Während dieser Reise las ich eine Rede des Mr. George H. Armistead, die er auf einem Congress in Chicago über die Fortschritte der Südstaaten seit 1870 gehalten und dabei höchst interessante Daten anführte, die ich, da wir gerade hier sind, mittheilen werde. Die zum Süden gerechneten Staaten haben eine Ausdehnung von 40.000 deutschen Quadratmeilen sind daher siebenmal so gross als Ungarn, hiervon sind 10.000 Quadratmeilen Wald und nur 4000 Quadratmeilen in Cultur; unter 3000 Quadratmeilen wurden Kohlen constatirt. Die Bevölkerung hat sich seit 1870 verdreifacht, für 40 Millionen Dollars oder 100 Millionen Gulden werden Mineralien, für 1000 Millionen Dollars = 2500 Millionen Gulden landwirthschaftliche Producte, für 150 Millionen Dollars Holzproducte, für 800 Millionen Dollars verschiedene Fabrikate erzeugt, der Süden liefert 80 Procent aller in der Welt erzeugten Baumwolle, von der er aber nur 10 Procent selbst verarbeitet. Dabei haben die Südstaaten, welche

grösser als Grossbritannien, Frankreich, Deutschland, Schweden und Norwegen sind, nur eine Bevölkerung von 18 Millionen; welche Zukunft steht ihnen daher erst mit einer Einwohnerzahl ähnlich jener der europäischen Länder bevor! Einer der wichtigsten Südstaaten ist natürlich das 12.000 deutsche Quadratmeilen grosse Texas, aber nur sehr langsam wälzt sich der Strom der Einwanderer in dieses Gebiet, wie leicht erklärlich. Ein Grundbesitzer in Texas erzählte mir, seine Gründe hätten daselbst noch denselben Werth wie vor 20 Jahren, 5 Dollars pro Acre oder 16 Gulden pro Joch, aber die Eisenbahnen vermehren sich dort in den letzten Jahren rapid, sie sind die eigentlichen Pionniere der Cultur.

Unter dem 34. Breitegrad im Süden wird der Weizen vollkommen, Tabak und Mais grösstentheils durch die allmächtige Baumwollstaude verdrängt, bis in den Niederungen von Florida, Louisiana und Texas das Zuckerrohr die Herrschaft übernimmt. Die Baumwoll-Staude begnügt sich mit einem ärmeren sandigen Boden, ist aber für künstlichen Dünger sehr dankbar. Wenn man bedenkt, dass auf der ganzen Erde circa 1·7 Millionen Tonnen Baumwolle und hiervon 80 Procent mit einem Werthe von circa 200 Millionen Dollars in der Union producirt werden, so begreift man, welche Wichtigkeit dieser Productionszweig für Amerika hat. Von den übrigen 20 Procent erzeugt Indien 15 Procent und die restlichen 5 Procent Aegypten und Brasilien. Durch die Befreiung der Neger hat die Production keinen Rückschritt gemacht, ist seit 1870 sogar wesentlich gestiegen. 25 Procent der erzeugten Baumwolle werden in den östlichen Staaten versponnen und gewebt, circa 40 Procent gehen nach England, der Rest nach Deutschland, Frankreich und Russland. Es gibt verschiedene Gattungen von Baumwollpflanzen, in Amerika wird aber meistens der „Uppencotton" gebaut, nur in Florida soll eine werthvollere Art „Sea island cotton" erzeugt werden. Die Baumwollstaude kann auch bis sechs Jahre benützt werden, aber sie wird besser und schöner, wenn sie jedes Jahr neu gesäet wird. In vier Jahren baut man zweimal Baumwolle, dazwischen Mais, Hafer, auch Reis in den Niederungen, Baumwolle macht, wie erwähnt, keinen besonderen Anspruch an den Boden. Derselbe wird im Herbst nach Thunlichkeit geackert, im März bis Mai der Samen mit Maschinen 1 Meter weit angebaut. Die sehr schnell auflaufenden Pflänzchen werden behackt und in 50 Centimeter Entfernung verzogen, nachher aber noch drei- bis fünfmal gründlich behackt. Man kann auch die Reinigung mit Cultivatoren und Pflügen vornehmen. Nach vier

Monaten sind die über 1 Meter hohen Sträuche schon voll Früchte, Kapseln, die so gross wie ein Hühnerei sind und bei der Reife aufplatzen. Die Ernte erfolgt nicht auf einmal, sondern wie bei dem Rübensamen je nach der Reife in mehreren Absätzen. Bei der Ernte ist aber gutes Wetter unbedingt nothwendig, die ganze Fechsung kann unter Umständen verregnen. Ein Hektar liefert etwa 800 Kilogramm Samen sammt Hülsen und 400 Kilogramm reine Baumwolle, die mit 10 Dollars pro Tonne verkauft wird.

Von ungeheuerer Wichtigkeit ist auch für Europa die Nebengewinnung des Baumwoll-Samens. Es gibt zahlreiche Baumwoll-Oel-Mühlen in den Südstaaten, die grösseren, ich glaube sechs, sind in New-Orleans, und die grösste in Gretna, vis-à-vis von New-Orleans, welche mit 48 Pressen täglich 450 Tonnen Samen verarbeitet.

Die Baumwolle sitzt an den Zweigen der Staude in einer Kapsel, die sich öffnet, wenn im September, October die Reife eintritt. Nichts reizender als die unabsehbaren Baumwollfelder mit ihren zahlreichen weissen Knospen. Die Baumwolle wird von den Negern gepflückt und in Körben in die Magazine geschafft. In dem Boden einer jeden Kapsel bleibt eine holzige Hülse mit Baumwollfasern umwachsen zurück, in der vier bis fünf kleine, gelbe Samenkörner eingeschlossen sind. Diese Hülsen werden ebenfalls gesammelt, in die Oelmühlen geschafft und von diesen mit 16 Dollars pro Tonne bezahlt. Zuerst müssen die Wollfasern mit einer Maschine (Delinters) entfernt werden, dann werden die so geputzten Hülsen mit den Decortigaters gebrochen und auf einer Sichtmaschine separirt, 50 Procent des Gewichtes bestehen in den Kernen, 50 Procent in den Hülsen. Die Kerne kommen in einen Walzenstuhl mit fünf übereinander stehenden Hartgusswalzen von 1·10 Meter Länge, 30 Centimeter Durchmesser und werden hier nur gequetscht. Das Baumwollkern-Mehl gelangt in grosse Heizkessel, die mit Rührwerk versehen sind, wird 70 Grad Réaumur erhitzt und mit etwas Dampf angefeuchtet. Das so geröstete Mehl wird dann wie in anderen Mühlen gepresst und liefert 30 Procent Rohöl und 70 Procent 5 bis 6 Kilo schwere Kuchen.

Das Rohöl wird mit kaustischer Soda und Schwefelsäure raffinirt, wobei, je nach Jahreszeit und Qualität des Samens, ein Verlust von 6 bis 10 Procent entsteht. Das feinste Oel wandert mit 39 Cents pro Gallon in 4 Kilogramm ($24^1/_2$ fl. pro 100 Kilogramm) in die Schlachthäuser von Chicago zur Beimischung bei der Butter-Fabrication, ein anderer Theil nach Europa, um dem Olivenöl Concurrenz zu machen.

Die Hülsen, welche je 50 Procent des Gewichtes der Baumwollsaat ausmachen, werden theils unter den Kesseln der Oelmühlen verbrannt, theils, namentlich in Texas, von den Farmern sammt den Wollfasern mit 4 bis 5 fl. pro Tonne gekauft und im Winter dem Vieh verfüttert. Ja wenn dort häufige Regen die Baumwollernte zerstört haben, wird das Rindvieh in die Pflanzungen getrieben und frisst mit bestem Appetit Kapseln sammt Wolle, Hülsen und Körner, ohne sich den Magen zu verderben. Die Kuchen kommen grösstentheils nach England, Dänemark und Deutschland, in den ersteren Ländern vermahlt man dieselben und gibt sie namentlich den Schafen. Aber in Deutschland sträuben sich die Landwirthe die mit Baumwollfasern verunreinigten Kuchen zu verwenden, sie gehen zum grossen Theile an die Oelfabrik von Hotz und Willemsen in Ueberdingen am Rhein, werden dort wieder gemahlen, gesichtet und auf eigenen Putzmaschinen entfasert, wobei ein Verlust von 1 bis 2 Procent entsteht. Der entstandene Abfall wird mit 4 Mark pro Kilogramm als Dünger verwerthet und hat 7 bis 8 Procent Stickstoff. Die besten Kuchen soll Texas, dann Mississippi liefern, der Preis ist 22 Dollars pro Tonne oder 5 Gulden 50 Kreuzer pro 100 Kilogramm. Das in Deutschland präparirte Mehl kostet 15 Mark pro 100 Kilogramm, mithin 9 Gulden bei 46 Procent Proteïn und 11 Procent Fett.

In Aegypten, wo ja auch viel Baumwollsaat producirt wird, gibt es keine Oelmühlen, dieselbe geht zur Verarbeitung nach England, hat aber dickere Hülsen als die amerikanische.

Erdnüsse, welche ein so vorzügliches Kraftfutter liefern, werden in Nord-Amerika, so viel ich erfahren konnte, nicht producirt, sie kommen nur in Süd-Amerika, Nord-Afrika und West-Indien und auch dort nur in kleineren Mengen vor. Die Nüsse, welche wie die Kartoffel angebaut und mit 25 Mark pro 100 Kilogramm verkauft werden, sitzen in einer Schale und werden ganz ähnlich wie die Baumwollsaat behandelt. Nur die erste Pressung ist kalt, um 12 bis 15 Procent sehr werthvolles Speiseöl zu bekommen, während 18 Procent Oel zweiter Classe zur Seifen-Fabrication verwendet wird. Die Preise sind für erste Classe 50 bis 56 Mark, für zweite Classe 40 bis 45 Mark pro 100 Kilogramm; die Kuchen, welche 58 bis 60 Procent Proteïn und Fett enthalten, werden mit 16 Mark pro 100 Kilogramm bezahlt.

New-Orleans hat zwar 250.000 Einwohner, aber ich denke, seine grösste Merkwürdigkeit ist die Lage am mächtigen Mississippi-Strome, dessen Hochwasser sie stündlich bedroht. Die Stadt hat

absolut nicht den Charakter der anderen neuen amerikanischen Wunderstädte, sie scheint viel älter zu sein und ist noch schmutziger als Chicago. Achtzehnstöckige Häuser gibt es hier nicht, die meisten begnügen sich mit ein bis zwei Stöcken, die Strassen sind zwar gerade, aber meistens sehr eng, das Pflaster aus grossen Granitsteinen schrecklich, dazwischen ein Tramway-Geleise, bei denen man nicht weiss, ob man die fahrenden Menschen oder die ziehenden Maulesel mehr beklagen soll. Die Omnibusse benützen das Tramway-Geleise ebenfalls, auf dem Pflaster zu fahren wäre ja unmöglich. Monumentale Gebäude fehlen beinahe gänzlich, eine breitere Strasse mit vielen Gewölben oder Restaurants mit Fussböden, die mit Sand bestreut sind, und die St. Charles Avenue, in welcher die reicheren Stadtbewohner sich nette Villen mit mässig hübschen Gärten gebaut haben, sind das Sehenswertheste.

Die Bewohner sind ein Gemisch von Engländern, Franzosen, Spaniern, Mexicanern und Negern. Meine Ladies behaupten, dass man hier mehr elegante Welt als in ganz Amerika finde und dass man derselben überall den französischen Ursprung anmerke. Wohl möglich, wir waren gestern Abends in der grossen französischen Oper, die von oben bis unten mit feiner Welt im höchsten Staate angefüllt war. Das Haus ist recht nett, mehr als Amphitheater gebaut, in dem sich die festlich gekleidete, wenn auch nicht besonders hübsche, aber sehr lebendige Damenwelt vorzüglich ausnahm. Es wurde „Faust" gegeben und gebührt sowohl dem Orchester als den Künstlern und der Ausstattung die vollste Anerkennung, ich habe die Oper selten so gut gehört. Mimi und Miss Pattison finden hier noch eine Menge anderer Merkwürdigkeiten und sind auf der Suche nach denselben. Während ich mich in den Zuckerplantagen herumtrieb, besuchten dieselben den weltberühmten Friedhof für gefundene Leichen, Selbstmörder und namenlose Todte. Er liegt in einem Sumpfe neben der Stadt, die Gräber sind daher sämmtlich angeschüttet, statt ausgegraben, oft halb geöffnet, zwischen Schilf, Rohr, allem erdenklichen Unkraut, Schlangen, Aligatoren, Schildkröten und allerlei Gewürme. Ein alter, schrecklich aussehender Neger machte den Führer der zwischen Entsetzen und Furcht schwebenden muthigen Ladies. Sie traten durch eine Negervorstadt den Heimweg an, der Staub lag eine Hand hoch in den Strassen, so dass eine alte Negerin, der sie begegneten, gutmüthig sagte: „Missess, nicht die Röcke so hoch heben, das schickt sich nicht." Auch eine Negerkirche blieb nicht

unbesucht, die weissen Damen wurden dort auf das Zuvorkommenste von den frommen Negern aufgenommen und kamen von der Andacht sehr erbaut nach Hause.

Mich interessirt hier hauptsächlich der Mississippi und der Rohrzucker. Der erstere hat bei New-Orleans, wo er eine grosse Biegung macht, eine Breite von einem Kilometer, dreimal so breit als die Donau bei Pest, fliesst sehr träge und ist die Farbe des Wassers beinahe roth. Das soll nicht immer der Fall sein, oberhalb der Stadt mündet der Red-River in den Mississippi und wenn es in Texas stark geregnet hat, bringt der erstere rothes Wasser und färbt den letzteren. Während der Mississippi bei St. Louis nur 5 bis 6 Fuss tief ist, hat derselbe hier eine Tiefe von 150 Fuss. Man beabsichtigt den Bau einer stabilen Brücke und muss mit den Pfeilern noch 50 Fuss unter die Fluss-Sohle gehen. Circa 70 Meilen unterhalb New-Orleans verliert sich der Fluss in einem grossen Sumpf, durch den Capitän Eads 1879 zwei grossartige Molo aus Weidenzweigen, Steinen und Beton anlegte und dadurch eine 9 Meter tiefe Schifffahrtsstrasse, die bisher nur 3 Meter tief war, geschaffen hat. Da die Ufer des Mississippi ganz flach sind, so hat man die angrenzenden Ländereien und auch New-Orleans durch 4 Meter hohe Dämme geschützt. Aber auch diese bieten keine genügende Sicherheit; ein Zuckerfabriks-Besitzer meinte, je mehr die Cultur und die Entwaldungen im oberen Mississippi-Becken fortschreiten, desto grösser und häufiger würden unten die Wasser-Calamitäten. Dabei verändere der Fluss fortwährend sein Bett und mache Verlegung der Dämme nothwendig; 1891 zerstörte ein Dammbruch seine ganze Zuckerernte, da das Wasser hinter den Dämmen über 80 Kilometer stromaufwärts stieg. Auch voriges Jahr entstand an einer anderen Stelle ein Dammbruch, konnte aber noch von 2000 Menschen, die zwei Bahnen herbeischafften, glücklich in 3 Tagen geschlossen werden. Soweit ich es beobachten konnte, sind die Dämme viel zu nahe am Ufer und Ausbesserungen derselben wurden so oberflächlich gemacht, dass ich häufige Dammbrüche für ganz natürlich finde. Die Erhaltung der Dämme ist Sache des Staates, aber es werden Beiträge hiefür eingehoben, z. B. für jeden Barrel Zucker 10 Cents, mithin 20 Kreuzer pro 100 Kilogramm. Der Mississippi ist auch ungemein schlammreich, so erhöht sich das ohnehin schmale Inundationsgebiet bei jedem Hochwasser, die Dämme werden immer niedriger und bieten wenig Schutz, wenn nicht durch Erhöhungen nachgeholfen wird. Hat jener mächtige Strom nicht viel Aehnlichkeit mit unserer Theiss?

Sobald wir nach New-Orleans kamen, fuhren wir in den Ausstellungs-Park zur chemischen Versuchs-Station von Louisiana, deren Director, Dr. W. C. Stubbs, leider verreist war, ein Assistent, Herr Dr. T. P. Hutskinson, nahm mich aber sehr liebenswürdig auf und gab mir eine Empfehlung an Mr. Gindry, Director der Zuckerfabrik in Willswood am rechten Flussufer, Station Jefferson an der South-Pacificbahn, 32 Kilometer von New-Orleans. So machte ich mich am 28. October Morgens auf den Weg in die Rohrzucker-Plantagen, fuhr mit der Dampf-Fähre über den Fluss und war in der richtigen Niederung des Mississippi. Grosse Sümpfe mit allerlei Wuchergewächsen wechselten mit den fruchtbarsten Ackerboden, Sumpfwaldungen mit Alligatoren, Schlangen, für mich in meinem Eisenbahnwaggon Gott sei Dank unschädlich, Schildkröten von allen Grössen, Zucker, Reisplantagen, einige elende Negerhütten, hohe Schornsteine und eine nicht sehr elegante Reisegesellschaft. Nach einer Stunde hielt der Zug auf freiem Felde, Station Jefferson nannten es die Conducteure, wo mich in Folge meiner telegraphischen Ansage ein unaussprechlich schmutziger Negerbube mit einem Maulesel erwartete, um mich in die Plantage zu führen. Hier empfingen mich der Besitzer, Herr W. B. Schmidt, dessen Sohn und Director Gindry mit der grössten Zuvorkommenheit und widmeten mir den grössten Theil des Tages. Der junge Schmidt, Chemiker in der Fabrik, gab sich besonders Mühe, mir alles zu erklären und glaubte, je lauter er seine Stimme erhob, desto besser verstände ich sein Englisch, aber en fin wir verständigten uns. Der Besitzer wohnt in New-Orleans, hat aber neben der Fabrik ein Speisezimmer, in dem wir uns zu Mittag stärkten. Die Speisen waren einfach aber gut, eine Neger-Jungfrau bediente, unsere Tischgenossen, die Fabriks-Aufseher, waren in Hemdärmeln; getrunken wurde ein röthlich-gelbes Mississippiwasser ohne Wein. Wie lebhaft erinnerte ich mich dabei an die guten Diners der Frau Mathilde Patzenhofer in der Siegendorfer Zuckerfabrik. Gegen Abend fuhr ich dann mit Mr. Schmidt direct zum Mississippi, auf einem kleinen Kahn zur elektrischen Bahn und mit dieser in die Stadt.

Die Zuckerplantagen von Louisiana liefern jährlich circa 250.000 Tonnen Zucker, die von Texas am Golf von Mexico circa 100.000 Tonnen, so dass in Amerika, ausser Florida, 350.000 Tonnen Rohrzucker producirt werden. Rechnen wir hierzu den Rübenzucker mit 15.000 bis 20.000 Tonnen und Florida, dessen Zuckerproduction eine sehr geringe ist, so erzeugen die Vereinigten Staaten 20 bis

25 Procent ihres Bedarfes; manche behaupten nur den sechsten Theil, noch andere nur 10 bis 15 Procent desselben. Nord-Amerika ist der grösste Zuckerconsument der Welt, $1^1/_2$ Millionen Tonnen pro anno, die 62 Millionen Einwohner, welche grösstentheils nicht arm sind, haben einen starken Zuckerverbrauch — 25 Kilogramm pro Kopf — so muss das Gros des Bedarfes in den Colonien und Europa gedeckt werden. Rohzucker wird zollfrei eingeführt, Raffinade zahlt einen Eingangszoll von $^1/_2$ Cent pro Pfund, 2 fl. 50 kr. pro Kilogramm, so wird beinahe sämmtlicher Zucker in der Union raffinirt. Um die Concurrenz zu vernichten, bildeten alle Raffinerien einen Ring oder Trust, und als derselbe nicht mehr recht halten wollte, erstand eine grosse Gesellschaft mit 75 Millionen Dollars Capital (New-York, Wallstreet 117), welche sämmtliche Raffinerien im Lande aufkaufte oder zum Stillstande zwang und statt den 30 kleinen Fabriken nur noch 10 Riesen-Etablissements in Betrieb erhält. Das grösste derselben liegt in Brooklyn und verarbeitet jährlich 700.000 Tonnen Rohzucker, mehr als die österreichische und ungarische Gesammt-Production, andere in Philadelphia, Chicago, St. Louis, New-Orleans, San Francisco. Diese Trust-Gesellschaft macht natürlich die Weltpreise, sie producirt billiger und erspart eine Menge Fracht-, Commissions- und sonstige Spesen. Wenn sie aber auch absolut keine Speculationen à la hausse oder baisse macht, profitirt sie jedenfalls den Zoll von $^1/_2$ Cent pro Pfund oder 2 fl. 50 kr. pro 100 Kilogramm. Grosse Speculationen sind übrigens für die Gesellschaft durch die dazu erforderlichen enormen Capitalien sehr erschwert und bildet daher wohl der Fabrications-Gewinn den grösseren Theil des Nutzens.

Gegenwärtig geht übrigens der Congress jener Trust-Gesellschaft stark zu Leibe. Durch Revision des Zolltarifes will man Rohzucker mit 1, Raffinade mit $1^1/_4$ Cents pro Pfund bei der Einfuhr besteuern. Die Prämie von 2 Cents pro Pfund bei der inländischen Zuckererzeugung soll fallen gelassen werden. Geht dieses Gesetz durch, so verliert die Gesellschaft die Hälfte ihres sicheren Gewinnes, die Rohzuckerfabriken aber 1 Cent pro Pfund oder 5 fl. pro 100 Kilogramm.

In der chemischen Versuchsstation traf ich auch einen Beamten der Washingtoner Regierung, Mr. Carter, der für die Einführung der Rübenzucker-Fabrication thätig ist. Derselbe bestätigte mir, dass die im Staate Nebraska, nördlich von Kansas, zwei gut eingerichteten Rübenfabriken mit der Beschaffung und Cultur der Rüben grosse Anstände haben und die Rübe in Folge

des Klimas weniger gut als in Californien sei, was die früher mitgetheilten Angaben des Professors Wohltmann um so richtiger erscheinen lässt.

Auf beiden Seiten des Mississippi, 150 Kilometer unterhalb, 250 Kilometer oberhalb New-Orleans und in einer Breite von circa 3 Kilometer, besteht der hinter den Schutzdämmen gelegene Boden aus einem sandigen, tiefgründigen, humosen, gelben, angeschlämmten Lehmboden, der für das Zuckerrohr sehr geeignet und unserem Kapuvárer Boden sprechend ähnlich ist. Weiter nördlich gedeiht dasselbe nicht mehr. Die erwähnten Flächen sind grösstentheils sumpfig und müssen entwässert werden. Hier haben circa 700 Grundbesitzer Zuckerplantagen von 150 bis 600, in Ausnahms-Fällen selbst von 1200 Joch Grösse. Alle grösseren Besitzer verarbeiten ihr Rohr selbst, nur wenige verkaufen es mit 3 bis $4^1/_2$ Dollars die Tonne, und da ein Acre circa 25 Tonnen Rohr liefert, so erzielt der Eigenthümer 75 bis 100 Dollars pro Acre oder durchschnittlich 320 fl. pro Joch. Nur verhältnissmässig wenige Plantagenbesitzer haben einen rationellen Fabriksbetrieb, die meisten besitzen noch einfache Pressen und offene Pfannen zum Verkochen der Säfte. Dieselben arbeiten ausserdem viel mit fremdem Gelde, kein Wunder, dass sie trotz der hohen Prämie von 2 Cents pro Pfund schlechte Geschäfte machen. Für diese wäre wohl die Bildung grosser Fabriks-Gesellschaften mit rationellem Betriebe sehr zu empfehlen. Warum die Amerikaner nicht auch die Rohzuckergewinnung durch eine grosse Gesellschaft zu monopolisiren suchen, ist mir nicht recht erklärlich, es wäre dabei viel Geld zu verdienen. Ein Theil der besseren Zuckerfabriken hat aber vorzügliche Einrichtungen mit doppeltem Pressverfahren, andere verwenden Diffuseure, die ersteren können die Rückstände als Heizmaterial verwenden, die letzteren haben dagegen eine etwas bessere Zucker-Ausbeute. Dies vorausgeschickt, wende ich mich zur Willswood-Plantage.

Mr. Schmidt besitzt circa 1100 Joch, von denen vorläufig nur 800 Joch cultivirt sind, während der Rest aus Wald, Gestrüpp und Sumpf besteht, er schätzt den Werth seiner Gründe auf 100 bis 120 Dollars den Acre, also 370 fl. das Joch. Jedes Jahr wird ein weiterer Theil mit grosser Arbeit cultivirt, der dann auch zehn Jahre ohne allen Dünger Rohr tragen kann. Das ganze, beinahe vollkommen horizontal gelegene Feld ist durch ein Grabensystem entwässert; jeder halbe Acre à 550 Quadratklafter wird mit einem kleineren Graben eingefasst, diese münden in grössere, 3 bis 4 Fuss

tiefe Canäle, welche ein Gefälle nach drei Punkten haben, an denen Locomobilen mit Patentpumpen von Joseph Menge in New-Orleans aufgestellt sind und das Grundwasser 10 Fuss hoch in den versumpften Theil der Besitzung pumpen.

Die Felder werden 10 Zoll tief in Beeten von 4 Fuss Entfernung geackert und auf diesen wächst das Zuckerrohr. Auf jedem Beete wird eine Furche gemacht, in diese drei grüne Rohrstengel neben- und hintereinander gelegt und mit Erde bedeckt. Die Stengel treiben neue Triebe, das Feld ist bepflanzt und kann drei Jahre hintereinander Rohr tragen. Fleissiges Anhäufeln mit Pflügen und Behacken der Kämme ist dringend nothwendig. Im vierten Jahre wird das Feld planirt und mit Mais bestellt, im fünften wieder mit Rohr u. s. f. Mit 1 Joch Rohr kann man 5 Joch neu bepflanzen, da dasselbe aber drei Jahre steht, so muss immer nur der 15. Theil der Ernte zu neuen Pflanzungen benützt werden. Das Rohr liefert im zweiten Jahre den höchsten Ertrag, durchschnittlich 36 Tonnen pro Joch mit einer Zuckerausbeute von 10 bis 14 Procent; die Polarisationen zeigten 14 Procent Zucker bei 1·5 bis 2·7 Procent Nichtzucker und einen Zuckerquotient von 75 bis 82. Sobald das Feld geschlossen, im Juli, August, September, sind gute Regen sehr erwünscht, während der Ernte, von Mitte October bis Ende December, soll es in den Nächten frisch, bei Tage warm sein, dann wächst der Zucker. Als Dünger wird der Scheideschlamm und etwas Pottasche angewendet, bei mehr Dünger würde das Rohr zu üppig wachsen und zu wenig Zucker liefern.

Mr. Schmidt hat 110 Maulesel, welche alle Arbeiten bestreiten, für Pferde ist es zu warm. Dieselben arbeiten im Pfluge und in zweiräderigen Karren dreispännig. Eine Schmalspurbahn mit Locomotive führt die Rohrzucker-Ernte von 22.000 bis 25.000 Tonnen zur Fabrik. Nur Neger werden als Arbeiter verwendet, während der Ernte circa 600 Mann, und bekommen 1 Dollar pro Tag. Es soll denselben weniger gut als unter der Sklaven-Wirthschaft gehen, da sie jetzt nur arbeiten, wenn sie absolut nichts zu essen haben, „grossentheils ein faules, nichtsnutziges Gesindel", meinte Mr. Schmidt.

Die in der Mitte der Plantage gelegene Zuckerfabrik verarbeitet täglich 350 bis 400 Tonnen Rohr mit 75 Arbeitern. Dasselbe geht über ein endloses breites Band, auf zwei untereinander stehende Walzensysteme mit je drei Hartgusswalzen von 34 Zoll Durchmesser, 6 Fuss 9 Zoll Länge und 13 Tonnen Gewicht,

die durch eine 120pferdige Maschine in Betrieb gesetzt werden. Das Rohr ist nach doppelter Quetschung total zermalmt, heiss, trocken und geht direct unter die Kessel, unter welchen ein Ventilator Wind zuführt. Auf diese Weise hat die Fabrik nur einen sehr geringen Verbrauch an Kohle, die von Pennsylvanien bei 2060 Kilometer Entfernung zu 3 Dollars pro Tonne oder 75 Kreuzer pro 100 Kilogramm geliefert wird.

Die 12½procentigen Zuckersäfte werden zuerst geschwefelt, in zwei Koch-Apparaten eingedampft, mit Kalkwasser 36 Pfund auf 64 Hektoliter 25procentigen Saft versetzt, auf Filterpressen gepresst, kommen in ein Vacuum von 120 Metercentner Inhalt und liefern dann auf 7 Centrifugen 99½procentiges weisses Zuckermehl, das in Fässern à 250 Pfund mit Schüttelvorrichtung eingefüllt wird. Der Syrup wird nach 2½ Monaten zu einem zweiten Product verarbeitet. Das erste Product geht nicht in die Raffinerien der Trust-Gesellschaft, Mr. Schmidt verkauft dasselbe in seinem en gros-Geschäfte in New-Orleans jetzt mit 3¾ Cents das Pfund oder 18 Gulden pro 100 Kilogramm.

Er versicherte mich, dass Rohrzucker nicht gut unter 4 Cents pro Pfund erzeugt werden könne, wovon aber 2 Cents Prämie in Abzug kommen. Weniger gute Fabriken, die ihre Producte an die Raffinerien abgeben und viele Zinsen zahlen müssen, arbeiten selbstverständlich ungünstiger. Die Fabrik in Willswood hat 360.000 Gulden gekostet.

Wir haben fortwährend das herrlichste Wetter gehabt, aber Abends wird es doch öfters kühl, ein dünner Ueberzieher thut gute Dienste. Mit grösstem Vergnügen hätten wir von New-Orleans eine weitere Excursion nach Texas gemacht, umsomehr, da 24 Stunden Fahrzeit von hier, in Waxahachie, Fräulein Müller's Schwager Mr. Helland, Präsident der Texasbahnen, wohnt, der uns sehr freundlich eingeladen hatte. Leider erlaubte unsere Zeit nicht, noch einen neuen Staat so gross als Oesterreich-Ungarn zu besuchen.

16. Von New-Orleans nach Washington.

Chattanooga, den 31. October 1893.

Wir nahmen vorgestern Abend in New-Orleans zum erstenmale einen Schlafwaggon ganz allein in Beschlag, die Mosquitos nicht gerechnet, die wir in Masse mitgenommen hatten und die

uns die ganze Nacht nicht in Ruhe liessen. Wir sehen aus, als wenn wir die Blattern glücklich überstanden hätten. Man merkt den Schluss der Ausstellung und den Spätherbst, es wird stiller auf den Bahnen und kälter im Schlafwaggon. Dieselben können durch eine Warmwasserleitung, die der Neger zu überwachen hat, vortrefflich, nur zu gut erwärmt werden, aber für uns schien ihm das unnöthig zu sein und so froren wir zum erstenmale in den heissen Südstaaten. Morgens 11 Uhr waren wir in Chattanooga, dem „Schauplatze der blutigen Schlachten über den Wolken" und bei „Chikamauga" im Jahre 1863, in einer der Wunderstädte, die über Nacht gross geworden und in reizender Lage am Tennessee-Ufer gelegen ist. Der schiffbare Fluss tritt hier aus einem engen Thale mit steilen Ufern in mehrfachen Windungen in eine Thalerweiterung, in welcher auf einem Hügel, unmittelbar am Flusse, von hohen bewaldeten Bergen umgeben, Chattanooga liegt. Die Stadt verdankt ihre Grösse dem Kohlen- und Eisenerz-Reichthume der Umgebung. Grosse, schöne und öffentliche Privat-Gebäude sind wie die Pilze emporgewachsen, es gibt selbstverständlich mehrere Eisenbahn-Linien, elektrische Bahn und Beleuchtung, aber alles ist, wie überall im Süden, von einem undenklichen Schmutze angehaucht und Mangel an Ordnung und Schönheitssinn tritt überall frappant hervor. Das heisse Klima mag wohl die Hauptschuld an der Indolenz der Südländer tragen und dazu diese Neger! Mit der Gleichberechtigung derselben sieht es übrigens noch windig aus. Sie sind aber auch über alle Maassen faul, schmutzig und geistig sehr wenig begabt, so dass ein Neger es trotz aller Schulen nur selten zu Reichthum oder einer höheren Stellung, wie Doctor, Advocat etc., bringt. Der höchste Rang, den sie gewöhnlich einnehmen und suchen, ist der eines Dieners oder Kindermädchens. Kein Neger, und wäre er Millionen reich, wird in einem Hôtel ersten Ranges aufgenommen oder gar in einer Gesellschaft geduldet. Und so wird es auch immer bleiben, obgleich die Neger durch ihre starke Vermehrung, sie sind schon mehr als 6 Millionen, wohl in die Lage kommen könnten, sich eine bessere Position zu erwerben, als sie noch gegenwärtig in Amerika einnehmen. Sie lachen so vergnügt und die Negerkinder spielen so allerliebst zusammen, dass wir unsere Freude daran haben und die Neger meistens reicher beschenken, als sie es verdienen.

Ueber den Tennessee-Fluss führt eine schöne eiserne Brücke für Fussgänger und elektrische Bahn, am linken Ufer hat eine englische Gesellschaft einen Waldbesitz von 30.000 Joch mit grossen

Kohlenlagern erworben und beabsichtigt dort eine ganz neue Stadt anzulegen. Ueberhaupt macht die Eisen- und Kohlenproduction in den Südstaaten solche Fortschritte, dass dieselben Pennsylvanien bald überflügeln werden, denn von Chattanooga bis Washington durch ganz Tennessee und Virginien gibt es schon an den meisten grösseren Stationen bedeutende Eisenwerke und Fabriken.

Wir machten Vormittags noch schnell eine kleine Tour mit der elektrischen Bahn über die Tennessee-Brücke auf den Vallombrosa-Berg, von dem man eine allerliebste Aussicht auf die zu Füssen liegende Stadt und die benachbarten, schön bewaldeten Gebirge hat. Berge sind hier für Anlage elektrischer Geleise absolut kein Hinderniss mehr und ist es unglaublich, welche Steigungen überwunden werden. Nachmittags besuchten wir die eigentliche Veranlassung unseres Aufenthaltes in Chattanooga, den Look-Out-Mountain (Aussichtsberg), ein 2000 Fuss hoher, alleinstehender felsenreicher Berg, einige Meilen von der Stadt entfernt. Auf der Spitze desselben steht ein prachtvolles Hôtel und einige Villen für 1000 Personen eingerichtet. Eine Normalbahn führt in vielfachen Serpentinen bis zum Hôtel, aber die Fahrt auf derselben benöthigt $^3/_4$ Stunden; so benützten wir die 5 Meilen lange Electric-Car bis zum Fusse des Look-Out-Mountain und eine kühn angelegte Seilbahn brachte uns bis unter die felsige Bergspitze. Hier ist wieder eine Schmalspurbahn in die Felsen eingehaut, mit der wir eine Rundtour um den Bergkamm machten. Die Cable-Bahn hat eine Länge von 3000 Meter und überwindet eine Steigung von 500 Meter, interessant dabei ist, wie sich die beiden Waggons auf der eingeleisigen Bahn ausweichen. Dieselbe wurde im vorigen Jahre von 151.000 Personen benützt, da der Look-Out-Mountain vielfach als Sommerfrische benützt wird.

Auf welchem Felsen des Look-Out-Mountain man auch immer Platz nimmt, stets bietet sich eine der schönsten Aussichten dar, die wir in Amerika bewundert haben. Tief zu unseren Füssen das breite silberne schlangenförmige Band des Tennessee-Flusses, das hochgelegene Chattanooga mit zahlreichen Thürmen und Schornsteinen und ringsherum auf Hunderte von Kilometer der Blick auf eine freundliche Gebirgslandschaft, über 5000 Fuss hohen Berge der Cumberland- und Alleghany-Gebirge, mit ihren tiefen Thaleinschnitten und schön bewaldeten Abhängen. Ueber sieben Staaten, Tennessee, Kentucky, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgia und Alabama eröffnet sich die Aussicht und erweiterte unsere Kenntniss des fremden Landes. Ich weiss nicht, ob es Euch Lieben wie mir

ergangen: „Eine unendliche fruchtbare Ebene wie unser gesegnetes Alföld, im Osten durch einen lang gestreckten Gebirgsrücken, das Alleghany-Gebirge, im Westen durch die Felsengebirge unterbrochen," war das Bild, welches sich meine Einbildung von Amerika geschaffen. Aber wie weit gefehlt! Wir haben 11.000 Meilen zurückgelegt und grösstentheils in mehr oder weniger coupirten Landestheilen. Es gibt in Amerika wohl grosse weite Thäler, eine wirklich unabsehbare Ebene sahen wir nur in Dakota und Minnesota. So sahen wir vom Look-Out herab auch weit mehr Wald und viel weniger Felder, als wir im Süden vermuthet hatten. Tennessee baut am Mississippi viel Baumwolle, bei Chattanooga mehr Weizen und Mais, besonders scheint letzterer die Hauptfrucht zu sein; in Virginien dagegen wird sehr viel Tabak gebaut. Sehr viele Farmers nehmen in einem Jahre zwei Ernten vom Felde, der Boden ist gut, das Klima ausgezeichnet, obgleich wir in der letzten Nacht bei 750 Fuss Seehöhe schon starken Reif hatten.

Recht ermüdet von der Tagesarbeit wollte ich mich gerade zur Ruhe begeben, als sich ein Mr. Gardner anmelden liess, Repräsentant der „Daily Times", ein lebendiger amerikanischer Reporter, ein Interview also, das durfte der Curiosität wegen nicht zurückgewiesen werden! Ein noch junger Mann in tadellosem Schwarz erschien in der Thür und im Moment war eine lebhafte Conversation eröffnet, d. h. so gut dies mein Englisch möglich machte. Wie gefällt es Ihnen in Amerika? Was denken Sie über die Silberfrage? Wie nennt man in Ungarn die Volksvertretung? Wie finden Sie Chattanooga? Was für Geld haben Sie in Ungarn, Gold, Silber oder beides? Was machen Sie mit dem Silber, wenn Sie Goldwährung einführen? Möchten Sie auf dem Look-Out-Mountain wohnen und wie finden Sie die Pressverhältnisse in Amerika, gibt es auch in Europa Reporters? Und so fort wie Kraut und Rüben. Um 10 Uhr Abends verliess mich Mr. Gardner und schon am folgenden Morgen erschien ein Artikel über unser Gespräch in seiner „Daily Times", den ich zur grösseren Unterhaltung beischliesse. Die Silberfrage spielt natürlich gegenwärtig die grösste Rolle in Amerika; mit wem ich auch immer sprechen mag, Alle klagen über eine Geschäftslosigkeit, wie sie noch nicht vorgekommen sein soll. So lange die Silberfrage ungelöst bleibt, besteht eine Furcht vor dem Unbekannten, die jede Thätigkeit lähmt. Ein grosser Theil der vielen im Lande zerstreuten Banken, die ihre Gelder in eigenen oder fremden Speculationen engagirt haben, behalten jetzt jeden Groschen,

den sie aufbringen können, in der Casse und die Geldnoth will nicht aufhören. Gestern kam eine Depesche von Washington, dass die das Silber betreffende Bill im Senate in erster Lesung neun Stimmen Majorität erhalten habe, und das belebte sofort alle Gemüther, denn in dieser Frage gibt es fast keinen Parteiunterschied und Alle sind in der Ueberzeugung, dass es so nicht bleiben könne. Die Amerikaner haben übrigens sofort herausgerechnet, dass über die Silberfrage im Senate 20 Millionen Worte vergeblich gesprochen wurden und wollte man dieselben in bold type (in Druckschrift) aneinanderreihen, man eine Länge von dem Freiheits-Monument im Hafen von New-York bis zu dem Felsengebirge benöthigen würde.

Ich glaube, es gibt in der ganzen Welt kein Land, in dem mehr Zeitungen als in Amerika gedruckt werden, nämlich 25.000, und die meisten haben einen bedeutenden Umfang. In jeder kleinen Stadt hat jede Partei ihr Blatt, das täglich erscheint. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass auch jede Zeitung, die z. B. „Republikanisches Tagesblatt" betitelt ist, nur die republikanische Partei vertritt, so genau wird das nicht genommen, ich glaube, der Dollar spielt auch eine Rolle dabei. Was nun das Niveau der unzähligen Blätter betrifft, so steht dasselbe fast ohne Ausnahme himmelweit unter dem der vielen guten europäischen Zeitungen. Tratsch, die intimsten Familien-Angelegenheiten, Raub, Mord, sensationelle, meist falsche Nachrichten über berühmte Männer oder solche, die es werden sollen, Reclame der ungeheuersten Art, oft recht spasshafte Reclamen und Annoncen füllen fast sämmtliche Seiten. Ist auch hie und da eine wirklich interessante Nachricht in einer oder der anderen Zeitung, so ist sie unter so viel Schmutz vergraben, dass man sie selten findet. Man pflegt zu sagen, dass das lesende Publicum solche Blätter hat, wie es verdient; da stellen die amerikanischen Zeitungen den Amerikanern kein besonderes Zeugniss aus, so sehr wir auch deren Intelligenz, Thatkraft und Fleiss bewundern müssen. Dagegen hat die Union ganz vorzügliche, mit Farbendruck ausgestattete Witzblätter, z. B. „Puck", „Judge", „Life" u. a. Auch gute Monatsschriften, z. B. „North-American Review" und andere; im „St. Nicolas Magazine", eine nette illustrirte Kinderzeitung, habe ich verschiedene, sehr gute geographische Beschreibungen einzelner Theile des Landes gelesen. Ganz vorzüglich sind auch sogenannte Reclame-Werke. Schilderungen schöner Gegenden, Gebirgsbahnen, Bauten etc. mit den überschwänglichsten Lobeserhebungen dieser grössten Wunder der

Welt, meist mit zahlreichen, ganz vorzüglichen Photo-Gravures ausgestattet. Ich erwähne z. B. America's Wonderlands, ein wahres Prachtwerk mit 500 Photo-Gravures zu dem Spottpreise von 8 Dollars; ferner Photo-Gravures des Niagarafalles, the buildings of the World's fair und andere. Es wird so viel über die Auswüchse der Reclamesucht der Amerikaner gelacht, aber ich denke mit Unrecht; sie allein macht es in dem grossen Lande möglich, dass alles Neue sofort überall bekannt und, wenn es sich als nützlich bewährt, schnelle Verbreitung findet. Ich habe in Europa schon wiederholt ganz ausgezeichnete Erfindungen kennen gelernt, die, weil keine genügende Reclame für sie gemacht wurde, im grossen Publicum unbeachtet blieben und schliesslich verloren gingen.

Am 31. October Mittags fuhren wir im Aussichtswagen durch Tennessee und Virginien auf dem Wege nach Washington durch das Alleghany-Gebirge in dem schönen Shenandoah-Thale nach Luray. In der That eine reizende Tour und war nur zu bedauern, dass wir einen Theil derselben in der Nacht machen mussten, aber wo wären wir heute ohne 24 Nächte im Schlafwaggon! Wir kreuzten wiederholt den Tennessee-Fluss, auf den freundlichen Abhängen wechselten kleinere Waldparcellen im prächtigsten Herbstschmucke mit dem frischen Grün der jungen schönen Saaten oder den in der Reinigung befindlichen Maisfeldern, die gewiss noch angebaut werden sollten. Die Farmerwohnungen sahen meistens sehr nett aus und waren vom Bäumen umgeben, und alles deutete auf eine bessere Cultur im Süden des Landes. Auch berührten wir mehrere sehr rührige Städte, wie z. B. Knoxville und Bristol mit ihren berühmten Marmorbrüchen und immer wachsenden Eisenwerken.

Wir mussten im Speisewagen unser Souper einnehmen, ich hatte besonderen Durst und bat um eine Flasche Bier. „Not allowed in Tennessee", erwiderte unser Neger, aber der Wirth, der es hörte, sagte mir ins Ohr: „Geduld, Sie werden Bier bekommen." Nach einigen Minuten kam ein Neger mit einer grossen silbernen Kaffeekanne und einer Theetasse angerückt und schenkte mir in letztere eine gelbe Sauce ein, deren Ursprung mir zweifelhaft erschien. Das war mein Bier, im Staate Tennessee ist es verboten, bis auf vier Meilen von jeder Schule geistige Getränke zu verkaufen, aber mit der Kaffeekanne wird dem strengen Gesetze ein Schnippchen geschlagen.

Wir lesen auf unserer Reise durch Virginien in einer Zeitung den Bericht einer vor zwei Tagen erfolgten Lynch-Justiz in

Tennessee. Vier Neger und eine Negerin standen dringend in Verdacht, die Wohnungen und Scheuern mehrerer Farmer angezündet zu haben. Vorgestern umzingelte nun eine vermummte Gesellschaft von 120 Köpfen das Haus der Neger, holte sie aus ihren Betten und hing sie alle fünf sans façon an den nächsten Baum auf, wahrlich ein kurzer Process! Als die Bevölkerung der Union und die Einwanderer immer weiter gegen Westen zogen und Staaten auf Staaten gründeten, waren die Localbeamten gar nicht im Stande, Ordnung unter den zahlreichen Auswüchsen der Bevölkerung zu halten und so entstand zuerst 1851 in Californien das Lynch-Verfahren und besteht noch heute in den Südstaaten. Es bildeten sich sogar geheime Gesellschaften, die Regulators, um Mörder und Diebe zu entdecken, zu verfolgen und oft recht grausam zu bestrafen. Zur Zeit des Sklavenkrieges waren Kuklux Clan, auch die Weissmützen in Indiana oder die Regulators in Kentucky am gefürchtetsten und arteten schliesslich mehr oder weniger selbst zu Räuberbanden aus. Mit der zunehmenden Gesetzlichkeit vermindert sich auch dies Lynchverfahren, 1889 gab es über 3000 Morde; 1886 zählte man nur 1500, von 1884 bis 1889 kamen jährlich durchschnittlich 91 Hinrichtungen und 164 Lynch-Executionen vor. Bei solchen statistischen Daten muss man sich stets die Riesen-Ausdehnung der Vereinigten Staaten vor Augen halten und glaube ich, dass man in denselben im Allgemeinen nicht weniger sicher als in Europa ist, wirkliche Raubmorde und Diebstähle wird es dort vielleicht mehr als in Amerika geben.

Andererseits ist nicht zu leugnen, dass in Amerika über die Mangelhaftigkeit des Gerichtswesens im Civil-, Straf- und Press-Verfahren sehr viel bittere Klage geführt wird. Bis 1832 wurden noch sämmtliche Richter von den Gouverneuren der betreffenden Staaten oft auf lebenslänglich ernannt und die Gerichte sollen dermals mit den ehrenhaftesten Männern des Landes besetzt sein. Erst nach und nach ging man in einzelnen Staaten, dann überall und zuletzt nach dem Sklavenkriege auch im Süden aus übergrosser Liberalität zur Wahl der Richter auf wenige Jahre über. Hierbei entscheidet aber nicht die Tüchtigkeit der zu Wählenden; der souveräne Wille der gerade in der Majorität befindlichen Partei ist allein ausschlaggebend. Nun wir haben ja in dieser Beziehung auch in Ungarn traurige Beispiele vor Augen und sehen mit Ungeduld der Zeit entgegen, wo die letzten Spuren dieser Wahlmissbräuche durch die Ernennung sämmtlicher Staatsbeamten aus unserem öffentlichen Leben verschwinden werden. In

Amerika soll das Ansehen der Richter immer mehr und mehr sinken, Mangel an juristischen Kenntnissen, Fleiss, Ehrlichkeit müssen der politischen Tüchtigkeit weichen und in diesem demokratischen Lande ist die Gerechtigkeit hauptsächlich die Domäne der Reichen, des Dollars, während der Arme sie selten zu finden weiss. Auch die Processordnung, die alte englische, soll keineswegs wie in England der Zeit entsprechende Verbesserung erfahren haben. Es gibt wohl sehr tüchtige Advocaten, aber auch viel schlechte und sind sie stets recht theuer. Sehr gut und zuverlässig soll der oberste Gerichtshof in Washington sein, allein er entscheidet nur in wenig Angelegenheiten. Die Mehrzahl der Civil- und Criminal-Sachen liegt in den Händen der einzelnen Staaten, welche Gerichte mit oder auch ohne Geschworene haben, die Geklagten haben 90 Procent Wahrscheinlichkeit, nicht bestraft zu werden, darum ist die Lynch-Justiz zuweilen ganz angezeigt.

Luray, Va., 1. November 1893.

Um die weltberühmte Tropfsteinhöhle von Virginien nicht zu versäumen, mussten wir $^1/_2$5 Uhr Morgens unser gutes Bett im Schlafwaggon verlassen, fanden aber in dem kleinen Luray recht gute Unterkunft.

Wir waren zwei Stunden in der Luray-Höhle und muss ich sagen, ich habe so schöne Tropfstein-Bildungen noch niemals gesehen, nur sollte es etwas mehr Wasser darin geben. Mimi und Miss P. sind sehr befriedigt von unserer heutigen Partie und umsomehr, da Luray selbst eine so freundliche Lage am Fusse des Gebirges hat.

Der Weg von der Höhle bis zum Hôtel führte uns an einer Negerschule vorüber; die Buben und Mädchen spielten im Freien, aber die Lehrerin empfing mich sehr freundlich, zeigte mir sämmtliche Hefte und Bücher, rief einige Mädchen herbei und liess mir vorlesen, unmöglich, die Neger-Sprache zu verstehen! Nach der Niederlage der Südstaaten hat man in denselben überall versucht, gemeinsame Schulen für Schwarze und Weisse einzuführen, man musste aber wieder davon abgehen. Nur im äussersten Westen und in den Neu-England-Staaten, wo die Zahl der Neger unbedeutend ist, gehen ihre Kinder in die Schulen der Weissen.

17. Von Washington nach New-York.

Washington, den 4. November 1893.

In vier Stunden fuhren wir von Luray nach Washington und fanden hier zu unserer grossen Freude eine Menge Briefe aus der Heimat; auch Euer gestriges Telegramm lautete: „ausgezeichnet", eine grosse Beruhigung für uns! Je näher wir dem Ende unserer grossen Reise kommen, desto ungeduldiger erwarte ich den Tag unserer Heimkehr und werde glücklich sein, wenn ich wieder in der Mitte meiner Lieben bin.

Washington mit seinen 200.000 Einwohnern gefällt uns sehr gut, es ist so grundverschieden von allen übrigen Städten Nord-Amerikas. Hier begegnet sich überall der nord- und südstaatliche Charakter, ein Drittel der Bevölkerung der Residenz besteht aus Schwarzen und diese sind nicht nur Kellner, Diener und Kutscher, sondern auch Beamte, Prediger und Gelehrte. Washington hat sogar für seine Neger die Howard-Universität. Die Einwanderer betragen kaum 10 Procent der Bevölkerung, die hauptsächlich aus den zahllosen Beamten der United-States und deren Familien zusammengesetzt ist. Hier merkt man nichts von Schornsteinen, Fabriken, Kohlenrauch und Geschäften, die Stadt ist nett, ruhig und hat durch seine vielen öffentlichen Gebäude einen mehr vornehmen Charakter. Allerdings Glanz und Reichthum sind hier schwach vertreten; Washington ist nicht durch Gelderwerb gross geworden, es ist ausschliesslich der Sitz der Bundesregierung, aber ohne den Glanz eines Hofes, der die reichen vornehmen Familien des Landes anziehen würde. Der Präsident wohnt nicht einmal im „White House", sondern in einer Privatwohnung. Er und seine Minister kümmern sich nur um die Arbeit und nicht um das gesellschaftliche Leben. Die Theater sind kaum mittelmässig, andere Vergnügungen gibt es nur wenige, so mag die Residenz des grossen reichen Staatenbundes oft recht langweilig werden. Washington hat wohl die breitesten, durch Alleen geschmückte Strassen der Welt, sonst fehlt ihr aber alles von einer grossen europäischen Residenzstadt. Glänzende Paläste, vornehme Equipagen, Opern, feine Restaurants und vor allem Soldaten, schmucke Lieutenants, die Regimentsmusik, alles das suchten wir vergebens. Dabei soll es im Sommer unerträglich heiss sein; wer kann, läuft davon.

Die Lage der Stadt, an einem wellenförmigen Abhange am linken Ufer des Potomac, ist allerliebst. Der Fluss ist fast so breit

wie die Donau bei Wien, die Ufer bewaldet, in der Stadt grosse schöne Parks, überall schöne Baumanlagen. Zwei riesenhafte Bauten leuchten beim Eintritt in die Stadt besonders hervor, das Capitol und der Washington-Obelisk, die Symbole der historischen und politischen Einheit der Vereinigten Staaten, und im Anblicke dieser grössten Baudenkmäler der Welt liegt vielleicht der richtige Moment, uns etwas näher mit den politischen Verhältnissen der Union bekannt zu machen.

Am 4. Juli 1776 wurde Amerika unabhängig erklärt, 1781 folgte der Frieden mit England und 1787 regelte die Constitution das Band zwischen den Vereinigten Staaten. Bis 1805 gehörten nun die 13 alten Staaten zur Union mit einer Ausdehnung von 16.000 deutschen Quadratmeilen. In diesem Jahre verkaufte ihnen Napoleon für ein Linsengericht von 15 Millionen Dollars die französische Colonie Louisiana, die sich vom Golf von Mexico bis an die Prairien von Canada erstreckte und 17.000 deutsche Quadratmeilen einnahm. 1819 kaufte die Union von den Spaniern für 5 Millionen Dollars Florida mit 1400 deutschen Quadratmeilen. Im Jahre 1845 wurde Texas mit 64.000 deutschen Quadratmeilen annectirt, 1848 Oregon etc. mit 50.000 deutschen Quadratmeilen in die Union aufgenommen; 1846 und 1848 verloren die Spanier Californien mit 20.000 deutschen Quadratmeilen und endlich wurde 1867 Alaska, hoch im Nordwesten, von Sibirien nur durch die Behrings-Strasse getrennt, für 7 Millionen Dollars von den Russen gekauft. Alaska ist so gross wie Frankreich, wird aber nur von 30.000 Eskimos, Thlinkiten und Athabesken bewohnt. So sind die Vereinigten Staaten heute so gross wie ganz Europa.

Die Verfassung vom Jahre 1787 enthält folgende Hauptbestimmungen. Der Congress ist die gesetzgebende Gewalt, er besteht aus dem Repräsentantenhause und dem Senate. Je 30.000 Einwohner wählen einen Vertreter für zwei Jahre; jeder Staat sendet zwei Mitglieder in den Senat für sechs Jahre. Der Vicepräsident der Vereinigten Staaten ist Präsident des Senates. Der Congress versammelt sich einmal im Jahre, er hat die Macht, Abgaben, Steuern, Zölle und Accisen aufzulegen, Schulden zu zahlen, für das allgemeine Wohl und die Landesvertheidigung zu sorgen, Geld zu prägen, sowie das Normalmaass der Gewichte und Maasse zu bestimmen, Postämter zu errichten und Strassen zu bauen, Gerichtshöfe zu errichten, Wissenschaften und Künste zu pflegen, Krieg zu erklären, die Miliz einzuberufen, um Aufruhr zu bewältigen und das Land zu schützen. Kein Staat kann Gesetze

innerhalb des Rahmens jener Machtbefugnisse des Congresses erlassen.

Die vollziehende Gewalt ist in Händen des Präsidenten, derselbe wird auf vier Jahre erwählt. Jeder Staat wählt so viel Wahlmänner, als er Repräsentanten und Senatoren in den Congress zu senden berechtigt ist. Diese Wahlmänner versammeln sich in ihrem Staate und wählen in geheimer Abstimmung den Präsidenten und Vicepräsidenten und senden die Listen versiegelt an die Regierung. Der Präsident des Senates eröffnet dieselben in Gegenwart des Congresses. Die Mehrzahl der Stimmen entscheidet. Stirbt der Präsident oder wird er seines Amtes enthoben, so tritt der Vicepräsident an seine Stelle. Der Präsident bezieht einen Gehalt von 50.000 Dollars jährlich.

Die richterliche Gewalt besteht aus dem Obersten Gerichtshofe in Washington und denjenigen niederen Gerichten, welche der Congress einsetzen mag. Verbrechen werden vor Geschworenen verhandelt, und zwar in dem Staate, in dem dasselbe begangen wurde. Oeffentliche Acte eines Staates haben in den übrigen Staaten volle Kraft und Bürger eines Staates haben alle Vorrechte der Bürger anderer Staaten. Neue Staaten können nur durch den Congress in die Union aufgenommen werden und dieselbe garantirt allen Staaten eine republikanische Verfassung und Schutz nach aussen. Abänderung der Constitution können nur durch zwei Drittel Majorität beider Häuser Giltigkeit erlangen. Innerhalb des Rahmens derselben hat die Machtbefugniss des Congresses stetig zugenommen, und es ist zu erwarten, dass die Vereinigten Staaten einer einzigen Republik mit einheitlicher Regierung zusteuern. Die Strömung der öffentlichen Meinung zieht immer weitere Kreise für die Ausdehnung der Machtbefugnisse der Centralgewalt, je schwächer und corrumpirter sich die Verwaltungen der einzelnen Staaten zeigen.

Die Verfassung der einzelnen Staaten ist ähnlich wie die der Union, wenn sie auch nicht in allen Staaten vollkommen gleich ist. Die gesetzgebenden Körper bestehen je nach Grösse der Bevölkerung aus einer Anzahl auf zwei Jahre zu wählenden Abgeordneten und Senatoren, z. B. in einem grösseren Staate 100 und 32. Die executive Gewalt, der Gouverneur, welcher ebenfalls auf zwei Jahre erwählt wird, bekommt circa 1000 Dollars Gehalt. Er hat einen Staatsminister, einen Staatssecretär, einen Oberstaatsanwalt und einen höheren Gerichtshof, aus vier Richtern bestehend, sowie eine Anzahl Unterbeamte an seiner Seite. Sämmtliche Beamte werden auf sechs Jahre gewählt.

Jeder Staat zerfällt in Counties, Grafschaften, z. B. der Staat Kansas, welcher 4000 deutsche Quadratmeilen gross ist, in 100 Counties. Jede Grafschaft hat einen Secretär, einen Polizeichef, Sheriff, einen Schatzmeister, der auch die Steuern besorgt, einen Kreisrichter nach unserer Art, einen Vormundschafts-Richter und drei Armen-Aufseher. Auch diese Grafschaftsbeamten werden auf zwei bis sechs Jahre gewählt und erhalten sehr mässige Vergütungen.

Jedes County ist in Townships, Städtebezirke, eingetheilt, die sechs englische Quadratmeilen, mithin 1536 Hektar gross sind. An der Spitze dieses Bezirkes steht ein Superrevisor, der auch die Steuer-Einschätzungen macht. Sämmtliche Superrevisors einer Grafschaft kommen zuweilen zusammen, um die Steuern für dieselbe zu bestimmen. Die Städtebezirke sind noch in ein oder mehrere Schulbezirke mit Schulcommissionen eingetheilt, welche die erforderlichen Lehrkräfte wählen und überwachen.

Da sämmtliche Delegirte oder Beamte eines Staates grösstentheils wohlhabende Privatleute sind, welche die öffentlichen Geschäfte nur im allgemeinen Interesse und gegen eine geringe Vergütung besorgen, so ist die Staatsverwaltung sehr billig, die Steuern nicht bedeutend.

Die Constitutionen der Union und der einzelnen Staaten sind das Bild der reinen Volkssouveränität, denn das Volk erwählt seine Gesetzgeber und sämmtliche Executiv-Organe. In der nackten Wirklichkeit ist aber die ganze politische Verwaltung nur einer Menschenclasse, den „politicians", überlassen, die aus der Politik ein Gewerbe machen, aber meist Werkzeuge grosser Bankiers, Eisenbahnkönige und Speculanten sind. Der Dollar regiert Amerika. So ein Politician ist ein förmlicher Beruf und oft recht sauer, denn er muss die Kenntnisse eines Geschäftsmannes, Advocaten, Richters, Journalisten haben, redegewandt sein und seiner Partei mit der Feder und den Fäusten dienen. So kommt er in die Höhe, bis in den Congress. Der eigentliche gesunde Kern der Staatsbürger hält sich aber von der Politik meistens ferne. Wie bekannt, streiten sich drei Parteien um die Macht: die Demokraten, welche augenblicklich am Ruder sind, die liberalen und die radicalen Republikaner. In den letzten zehn Jahren hat es nicht an verschiedenen Versuchen gefehlt, neue Parteien namentlich gegen die herrschende Corruption der gewählten Beamten zu bilden, jedoch ohne wirklichen Erfolg. Die grossen Parteien sind meisterhaft organisirt und spannen wie eine Spinne ihre Netze über das grosse mächtige

Reich. Jede Partei hat in jedem Township einen kleinen Ausschuss, der die Statistik über die Urwähler führt, seine Parteimitglieder einladet, um Candidaten für die Gemeinde-Aemter im Staate aufzustellen und je nach ihrer Anzahl Delegirte in einen Wahlausschuss jeder Grafschaft zu entsenden. Dieser Grafschafts-Ausschuss stellt wieder die Candidaten für den Congress des betreffenden Staates auf und entsendet Delegirte in den Staats-Ausschuss. Letzterer stellt Candidaten für den Gouverneur und die Senatoren im Staate auf und entsendet Delegirte in den National-Ausschuss, und zwar zweimal so viel als der Staat Congressmitglieder und Senatoren zu wählen hat.

Diese höchsten Instanzen der Parteien tagen neben dem Congress der Union, sie entscheiden ohne Appell über Streitigkeiten in der Partei, modificiren das Programm derselben, für vier Jahre giltig, ernennen den Candidaten für den Präsidenten und bestellen ein nationales Executivcomité, um sämmtliche Candidaten der Partei zu überwachen. Die grossen Kosten jeder Partei werden durch regelmässige freiwillige Beiträge und durch den Verkauf der Beamtenstellen, über welche die Partei im Falle eines Sieges verfügt, bestritten. 1887 musste jeder von dem demokratischen Wahlcomité des Staates New-York als Candidat für ein öffentliches Amt aufgestellte Staatsbürger eine bestimmte Summe in die Parteicasse zahlen, z. B. für einen Richter vom Obersten Gerichtshofe 20.000 Dollars, für einen Bezirksrichter 5000 Dollars, einen Finanz-Controlor 25.000 Dollars, einen Senator 5000 Dollars, das sind Wahlkosten, die den jährlichen Gehalt der betreffenden Stellen weit überschreiten, und die Dauer der Wahl ist nur zwei bis sechs Jahre! Die Organisation der Parteien und die reichlichen Beiträge ermöglichen aber eine schnelle, sichere Führung, die, wie erwähnt, nur in den Händen der Politicians und Streber ist und von diesen ausgebeutet wird, während die Masse der Wähler sich recht wenig um dieses Getriebe bekümmert. Cleveland, als er zum erstenmale Präsident war, hat zur Verminderung dieser traurigen Corruption, die bis in die höchsten Schichten der Beamten, Bahnen, Banken und Zeitungen gedrungen sein soll, manches gethan und noch mehr versucht. 1888 kamen aber die Republikaner und mit ihnen Harrison ans Ruder, die Mac Kinley-Bill zeigt, wie dieselben wirthschafteten.

Die Einnahmen der United States betragen 458 Millionen Dollars, die Zölle tragen 219 Millionen Dollars, die inneren Einnahmen 145 Millionen Dollars, die Postverwaltung 65 Millionen

Dollars. Die Telegraphen gehören Privatunternehmungen. Unter den Ausgaben figuriren 110 Millionen Dollars Verwaltungskosten, 74 Millionen Dollars für Militär und Marine, 124 Millionen Dollars für Pensionen aus dem Sklavenkriege, 37 Millionen Dollars für Zinsen. Wenn wir zu den Vertheidigungskosten auch die Militärpensionen rechnen, so verausgabt Amerika für beide 500 Millionen Gulden, während Oesterreich und Ungarn 164 Millionen Gulden darauf verwendet. Ich führe diese Ziffern an, weil man im Allgemeinen in Europa der Ansicht ist, Amerika sei besonders glücklich, weil es so wenig Soldaten besitze. An Schulden fehlt es den Amerikanern auch nicht, sie schulden 5000 Millionen Dollars, Oesterreich und Ungarn haben allerdings 6200 Millionen Gulden Schulden, aber ein grosser Theil davon entfällt auf die Staatsbahnen, welche productive Werthe sind.

Kehren wir aber wieder zum Sitze des Congresses zurück. Das Capitol, bei dem die Kuppel und die altrömische Säule vorherrschen, ist nach dem Vatican in Rom in der That das grösste Gebäude der Welt und der Obelisk überragt an Höhe die Cheops-Pyramide (146·5 Meter hoch) und den Strassburger Münster (142 Meter hoch).

Das Capitol, auf einer Anhöhe in der Mitte eines grossen Parkes, hat 230 Meter Länge, 100 Meter Breite und kostete 17 Millionen Dollars. Im Centrum eine Kolossalkuppel, an deren Decke der Himmel mit seinen Freuden und Engeln, mit den Porträts der verschiedenen Präsidenten, an den Wänden grosse geschichtliche Gemälde und Standbilder, um die grossen Thaten der Vergangenheit ins Gedächtniss zurückzurufen und die Vaterlandsliebe zu befestigen. Westlich von dem Kuppelbau ist das Marmorpalais des Senates und des Obersten Gerichtshofes, östlich ein gleiches Gebäude für das Repräsentantenhaus. Die Wände der zahllosen Räume sind mit Marmor, Mosaik und Granit verkleidet und enthalten ebenfalls eine Menge geschichtlicher Reminiscenzen. Dem Capitole gegenüber wird die beinahe vollendete neue Bibliothek mit 16.000 Quadratmeter Fläche erbaut. Dieselbe kostet 9 Millionen Dollars und erhält eine Lesehalle von 30 Meter Durchmesser und 27 Meter Höhe, vollendet wird das monumentale Gebäude einen imposanten Anblick gewähren.

Wir waren sowohl in einer Sitzung des Senates als auch in der des Repräsentantenkörpers. In ersterer ging es recht ruhig zu, im letzteren desto lebhafter, die Abgeordneten promenirten, unterhielten sich, rauchten und spuckten, der Präsident mochte

mit seinem Hammer oder einem ähnlichen Instrument auch noch so viel klopfen und Ruhe gebieten, „tout comme chez nous". Zur Bedienung laufen Jungens von 12 bis 14 Jahren herum und die Abgeordneten klatschen in die Hände, wenn sie einen Wunsch haben.

Auf einer anderen Anhöhe der Stadt ragt der Washington-Obelisk himmelan, denn er ist der höchste Steinbau der Welt, „the big chimney", wie ihn die Amerikaner nennen. Er ist 159 Meter hoch, theilweise aus weissem Marmor, ohne jede Verzierung, unten mit 4 Meter starken Mauern errichtet und wurde von 1848 bis 1884 daran gebaut. Im Inneren führen 900 Stufen in die Spitze, glücklicherweise auch ein Aufzug, der uns in 8 Minuten hinaufzog, und hatten wir von dort eine wunderbare Aussicht auf die Stadt.

Nicht weit vom Obelisk, in der Mitte eines hübschen Parkes, liegt das weisse Haus, der Sitz des Präsidenten, mit einem schönen grossen Empfangssaale. Dreimal in der Woche um 1 Uhr erscheint dort der Präsident, um allen Anwesenden die Hand zu schütteln; wir erwarteten ihn heute, hatten aber nicht den richtigen Tag gewählt.

Washington hat 16 Standbilder berühmter Männer und eine Menge grosser, schöner, öffentlicher Gebäude, wir begnügten uns aber damit, den inneren Saal des Pensionshauses, in dem 20.000 Personen Platz haben, das Museum und die Corcoran-Gemäldegalerie zu besichtigen, deren Sammlungen noch ziemlich beschränkt sind. Im Pensionsgebäude werden in dem Riesensaale in Fächern die Acten sämmtlicher Pensionisten aufbewahrt. Die Union zahlt an 490.000 Männer und Witwen jährlich 124 Millionen Dollars Pensionen.

Bei herrlichstem Wetter fuhren wir gestern mit dem Dampfschiffe 15 Meilen den Potomac herab zum Mount Vernon, wo Washington wohnte, starb und begraben ist. Die Fahrt ist reizend, bei jeder Wendung des Flusses entzückende Landschaftsbilder. Man ersteigt am rechten Potomac-Ufer einen bewaldeten Hügel und kommt zum Grabe Washington's; eine offene Gruft, mit einem eisernen Gitter verschlossen, mit Epheu bepflanzt und durch einige Bäume geschützt. Einige Epheupflanzen vom Grabe des grossen Patrioten, die wir mitgenommen haben, in werden uns Kapuvár, wo sie bereits im Parke grünen, oft an jenen und Amerika erinnern. Etwas höher als das Grab gelegen, Washington's Wohnhaus, von Holz gebaut mit einer Terrasse und einem wunderbaren Blick auf den Potomac. Wie bescheiden diese Zufluchtsstätte des Friedens ist, in welcher der grösste Mann seiner Zeit wie der bescheidenste Bürgersmann wohnte!

Die Einrichtung des Hauses ist durch sämmtliche Staaten mit Möbeln, Kleidern, Bildern, Büchern aus jener Zeit vervollständigt, in der Vorhalle befindet sich der Schlüssel der Bastille, La Fayette überreichte ihn 1789 dem grossen Freunde der Freiheit.

Sehr interessant war auch ein Ausflug nach dem eine Stunde von Washington entfernten National-Friedhofe von Arlington, 60 Meter über dem Potomac. In einem herrlichen Walde steht ein einfaches Haus, in dem einst die Enkel Washington's und General Robert Lee wohnten und in dessen Umgebung, unter dem Schatten herrlicher Eichen über 16.000 Soldaten mit ihren Feldherren Sheridan, Sherman und Anderen ruhen. Von Arlington hat man auch eine herrliche Aussicht auf Washington, nur war es heute leider etwas trübe und jetzt regnet es tüchtig, zum zweitenmale, seit wir in Amerika reisen!

In einem der Theater wurde „Romeo und Julie" gegeben, es soll das Beste in Washington sein, so gingen wir hinein. Das Theater und die Ausstattung waren wohl recht mittelmässig, besser soll, wie Miss P. sagt, die Aufführung gewesen sein, nur war die Julie zu alt und hässlich. Früher hatte ich noch unserem Gesandten, Ritter v. Tavera, meine schuldige Aufwartung gemacht; wir konnten daher am folgenden Morgen Washington verlassen.

Ich würde es mir nie vergeben haben, wenn ich ganz Nordamerika bereist und nichts von dem wichtigsten Kohlen-, Eisen- und Petroleum-Districte im Lande gesehen hätte. So schickte ich am 5. November meine Ladies über Baltimore nach Philadelphia und fuhr mit dem Pennsylvanien-Expresszug nach Pittsburg, wohl zweimal so weit, als von Wien nach Budapest, aber was ist das in Amerika, und ich habe es nicht bereut.

Schon der Weg nach Pittsburg ist höchst interessant. Pennsylvanien ist der am sorgfältigsten cultivirte Staat in Amerika, ich glaubte beinahe in Europa zu sein. Wo man nicht schöne grüne Wintersaaten und wohl gepflegte Gärten sieht, stehen alle möglichen industriellen Anlagen in der Nähe grösserer Städte und die Eisenbahnlinien sind zahllos. Dabei ist die Gegend in ihrem Wechsel von fruchtbaren Thälern und schön bewaldeten Abhängen des Alleghany-Gebirges ganz reizend. Nachdem wir das blühende fabriksreiche Lancaster verlassen, kamen wir bei Harrisburg in das Thal des Susquehanna-Flusses, der breiter als der Mississippi bei New-Orleans, aber voll Felsen und so geringer Tiefe ist, dass er zur Schifffahrt nicht verwendet werden kann. Trotz der Breite überschreitet die Bahn wiederholt den Fluss und beim Eintritt in

das Juniata-Thal laufen in einem Engpasse der Fluss, ein Canal, die dreigeleisige Bahn und eine Strasse unmittelbar nebeneinander. Gegen Abend überschritten wir nach der Station Altona mit einer Steigung von 18 Procent und mit Hilfe der weltbekannten Hufeisen-Curve und eines 1200 Meter langen Tunnels den Rücken des Alleghany-Gebirges. Bei Johnstown ist auch das Thal, welches 1889 durch den Dammbruch des Conemaugh-Sees von einer so grässlichen Ueberschwemmung heimgesucht wurde, bei der ganze Städte, Eisenwerke und circa 5000 Menschen zu Grunde gingen. Leider wurde es schon sehr dunkel, so dass ich nicht mehr viel von der Gegend wahrnehmen konnte, um 9 Uhr war ich am Ziele meiner Reise.

Pittsburg, 6. November 1893.

Pittsburg hat mit der am anderen Ufer gelegenen Schwesterstadt Alleghany circa 350.000 Einwohner. Die Monongahela- und Alleghany-Flüsse vereinigen sich hier in einem engen Thale zum Ohio-Flusse, auf der Landzunge zwischen jenen, an den beiden Ufern und auf den Bergabhängen liegen die beiden Städte, durch zahlreiche theils sehr schöne Brücken miteinander verbunden. Zu den Höhen, wo hauptsächlich, Arbeiterwohnungen stehen, führen Seilaufzüge, welche auch Pferde und Wagen transportiren, und oben bringt eine elektrische Bahn die Bewohner auf fünf Meilen Länge in die riesig wachsenden neuen Stadttheile. Jeder ordentliche Arbeiter ist nämlich bemüht ein eigenes Haus zu besitzen und wird ihm dies sehr leicht gemacht. Ein Hausplatz kostet je nach Lage 300 bis 400 Dollars, ein Familienhaus 600 bis 1200 Dollars, der Eigenthümer wird Mitglied einer Homestead Loan und Trust-Gesellschaft, bekommt von dieser zu einem Hausbau 1500 Dollars Darlehen, das er in 200 Monatsraten mit monatlich 12.50 Dollars zurückzuzahlen hat. Da er beinahe ebenso viel Miethe zahlen muss und genügend verdient, um die Raten einhalten zu können, so ist fast jeder Arbeiter in der glücklichen Lage, in einer Reihe von Jahren Hausbesitzer werden zu können.

Der Ohio hat bei Pittsburg eine Wassertiefe von 8 bis 9 Fuss und wird von grossen Schleppschiffen befahren. Augenblicklich ist aber der Wasserstand ein derartig niedriger, dass jede Schifffahrt aufgehört hat, 8 Millionen Metercentner Kohlen sind in die Kähne geladen und bedecken das ganze Flussbett des Ohio bei Pittsburg, ein ausgiebiger Regen und sie gehen über Cairo den Mississippi hinab. Die Kohle kostet in Pittsburg 6 bis 10 Cents pro bushel oder 45 bis 75 Kreuzer pro 100 Kilogramm, en gros auch weniger.

In der Mitte der Stadt und in einem Kreise um die Stadt wimmelt es von Kohlengruben, Eisen- und Stahlwerken und anderen industriellen Unternehmungen. Die Eisenwerke waren grösstentheils ausser Betrieb, weil gegen 100.000 Arbeiter striken sollen, allerdings kein sehr günstiger Moment für diese. Ganz Pennsylvanien ist als Industriestaat republikanisch, d. h. für hohe Schutzzölle, die aber nur die Industriellen bereichern, ohne die Arbeiter zu schützen und sollen erstere fabelhafte Summen verdienen. Die in Pittsburg verschmolzenen Eisenerze kommen grösstentheils von den oberen Seen, seit lange plant man daher eine Canal-Verbindung zwischen den Werken und dem Erie-See, aber die allmächtigen grossen Eisenbahn-Gesellschaften verhindern diese Anlage. So wird, besonders in Amerika, der Schwächere immer rücksichtslos von den Stärkeren ausgebeutet.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war ein solcher Rauch und Nebel über Pittsburg gelagert, dass man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte und um 9 Uhr noch sämmtliche Strassenlaternen brannten. Dabei ist der Wagenverkehr ordentlich lebensgefährlich, denn die Cable-Bahnen beispielsweise begnügen sich nicht damit, andere elektrische oder Pferde-Bahnen zu kreuzen, sondern beschreiben an vielen Punkten einen vollständigen Bogen und kehren im Umdrehen dahin zurück, woher sie gekommen. Auch die Locomotiven fahren durch die Strassen wie jeder Lastwagen und melden sich nur durch ihr fortwährendes Bimmeln mit einer grossen Glocke, so muss man die Augen offen halten, wenn man lebendig aus Pittsburg herauszukommen wünscht.

In Chicago im Imperial-Hôtel hatte ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der Gurken einlegt und als Reclame Jedem, dem er die Hand drückt, so auch mir, eine kleine Gurke mit Ring, als Berlocke zu verwenden, zum Geschenk machte. Mr. Heintz wohnt in Pittsburg und lud mich ein, ihn dort zu besuchen, was ich in meiner Einsamkeit auch mit Vergnügen that und glänzend aufgenommen wurde. Selbstverständlich musste ich zuerst das ganz interessante Gurkeneinmachen bis in die kleinsten Details studiren und so kann auch Euch Lieben dies nicht erspart bleiben. H. J. Heintz und Comp. haben eine sehr grosse Fabrik und beschäftigen 600 bis 800 Arbeiter. Sie erzeugen hauptsächlich kleine Essiggurken und Mixed-Pickles, aber auch noch andere derartige Waaren, wie Zwiebeln, Senf, Mince Meat, Mince Pie etc. In Indiana und Mississippi werden für die Fabrik 2000 Acres, also 1400 Joch, mit Gurken bestellt und liefern pro Joch 25 bis 38 Metercentner,

mithin zusammen 35.000 bis 50.000 Metercentner Gurken, die mit 5 bis 10 fl. pro 100 Kilogramm bezahlt werden. Die Gurken kommen in Salzwasser, in dem sie sich auch zwei Jahre halten und werden dann nach und nach aufgearbeitet. Zuerst sortirt, ausgewaschen, damit sie das Salz verlieren und mit Essig in Fässern oder Flaschen verpackt. Zu den Mixed-Pickles wird auch Blumenkohl verwendet, der aus Holland kommt, und die kleinen Zwiebeln werden auf einer eigenen Farm von 40 Joch erzeugt, das Joch liefert bis 80 Metercentner. Der Senf, welcher in kolossaler Menge auf 18 Paar Steinen vermahlen wird, kommt aus Californien und wird mit 20 kr. pro Kilogramm bezahlt. Die Fabrik macht auch sehr viel Tomatoes, das Lieblingsgericht der Amerikaner, ein; 350 Joch erzeugen das nöthige Rohmaterial und liefert 1 Joch zwischen 120 und 150 Metercentner, die mit 2 fl. 50 kr. pro 100 Kilogramm bezahlt werden. Mein Gurkenmann benöthigt jährlich 80.000 Hektoliter Essig, die er nicht nur allein selbst erzeugt, sondern noch ein gleiches Quantum weiter verkauft. Der Essig wird ausschliesslich aus Mais hergestellt, der täglich 50 Metercentner in Dämpfern, Maischbottichen und Gährbottichen, ganz ähnlich wie in unseren Brennereien, behandelt wird. Die reife Maische geht aber dann bei höherer Temperatur über Buchen-Hobelspäne in Wasser und wird sauer. In kolossalen Fässern der Fabrik lagern fortwährend 20.000 Hektoliter Essig, die durchs Lager nur besser werden.

In einer eigenen Glasfabrik in Pittsburg wird wenigstens ein Theil der erforderlichen Flaschen erzeugt, die bronzefarbigen Flaschen-Kapseln kommen aus — Oesterreich. Eine eigene Druckerei liefert die nöthigen Drucksorten und obgleich die Eisenbahn in die Fabrik läuft und täglich 14 Doppelwaggons beladet, so sind noch 100 Pferde vorhanden, um den übrigen Frachtdienst zu versehen.

Nachdem ich das Gurkeneinmachen gründlich erlernt hatte, gab mir Herr Heintz einen jungen tüchtigen Beamten, Mr. W. P. Kuipers, um mich in die Eisenwerke und zum Petroleum zu begleiten. Die besichtigten Eisenhütten zu beschreiben würde mich zu weit führen, es gibt in und um Pittsburg eine grosse Menge davon und von verschiedenster Art. Im Allgemeinen ist mir nur aufgefallen, dass auf die Gebäude und eine gewisse Ordnung in denselben absolut nichts gegeben wird, alles sieht dem gänzlichen Verfalle ähnlich, nur die maschinellen Einrichtungen sind meist ausgezeichnet.

Das Brennmaterial ist eine vorzügliche coksfähige Schmiedekohle; über den Bergbau selbst konnte ich nur wenig erfahren,

da ich nicht mit Bergleuten zusammengekommen bin, nur so viel, dass die Mächtigkeit der Flötze zwischen 3 bis 6 Fuss wechselt und dass eine besonders schwierige Gewinnung noch nicht vorhanden ist, da man nur ausbeutet, was am leichtesten zugänglich ist. Das Kohlenvorkommen erstreckt sich nordöstlich von Pittsburg bis weit nach Virginien hinab. Es gibt dann in Pennsylvanien noch grosse (Hartkohlen) Hartkohlen-Anthracit-Flötze, aber mehr nördlich von Philadelphia gegen Scranton zu, und ist diese Kohle bedeutend theuerer als die Pittsburger. Wo Kohle in der Nähe von Pittsburg lagert, dort findet man in den meisten Fällen auch Petroleum. Welche Ausdehnung hat diese Industrie in der kurzen Spanne Zeit von 40 Jahren genommen! Die Seneca-Indianer schöpften das Petroleum von den kleinen Nebenflüssen des Alleghany-Flusses in Pennsylvanien, sie verwandten es als Heilmittel und erst 1850 richteten die Weissen ihre Aufmerksamkeit auf das Erdöl. Einige schlaue Yankees bildeten 1855 die „Erste Pennsylvanische Steinöl-Companie", allerdings ohne besonderen Erfolg. Oberst Drake aus Newhaven liess 1859 das erste Bohrloch stossen, bei 70 Fuss Tiefe stieg das Oel ans Tageslicht, leider nicht reichlich genug, um die Kosten zu decken. Man stellte Pumpen auf, die tägliche Ergiebigkeit stieg von 30 auf 80 Hektoliter, der Gewinn war da! Und nun kam das Oelfieber, Tausende und abermals Tausende waren zu den californischen Goldschätzen gezogen, so belebten sich auch die Wälder des nordwestlichen Pennsylvanien, die Erde wurde wie ein Sieb durchlöchert, ein Theil der Bohrlöcher ohne besonderen Erfolg, andere, wie z. B. die Philipps-Quelle, gaben eine Zeit lang 6000 Hektoliter Oel täglich. Städte, wie Titusville Oil-City, stiegen wie Pilze aus der Erde, um theilweise wieder zu verschwinden, sobald die Quellen versiegten. Bis 1878 stieg die jährliche Production von 30.000 auf 9 Millionen Barrels (1 Fass = 1 Barrel = 1·66 Hektoliter), 1882 wurden bereits 32 Millionen Fass producirt und jetzt wird jährlich allein für 7 Millionen Dollars Petroleum exportirt.

Anfangs verfrachtete man das Oel in Fässern auf Wagen, dann auf Kähnen auf dem Oel-Creeks und Alleghany-Flusse, die abgedämmt werden mussten, um die Tragfähigkeit zu erhöhen, dann kamen die Eisenbahnen mit ihren Zweigbahnen und Petroleum-Waggons und endlich verband man die einzelnen Brunnen durch eiserne Röhren mit den Haupt-Stapelplätzen Cleveland und Buffalo, um den Michigan-See und den Erie-Canal zur Verfrachtung benützen zu können. Das Oel wurde zuerst 200 Kilometer nördlich von Pittsburg bei

Oil-City und Titusville im grossartigsten Maassstabe gewonnen, doch sollen die dortigen Quellen schon nachgelassen haben und entstehen an anderen Punkten südwestlich von Pittsburg und in Virginien neue Oelstädte. Ich fuhr mit meinem Begleiter nach Mc. Donald, 30 Kilometer von Pittsburg. Im Thale, an den Bergabhängen, auf den Höhen, zwischen den Holzhäusern einer neu entstandenen Stadt, in den kleinen Gärten, kurz überall stehen in einem kleinen Umkreise gegen 300 hohe hölzerne Bohrthürme oder Oelbrunnen, wie sie genannt werden, mit einem elenden Schopfen für eine kleine Maschine und Pumpe und einem grossen hölzernen Reservoir. Es gibt noch heute ein Petroleumfieber, wie es in Californien ein Goldfieber gegeben. Irgend ein Unternehmungslustiger erwirbt sich von einem Grundbesitzer das Recht, auf dessen Grunde zu bohren, er ist vom Glück begünstigt, kommt auf eine ergiebige Quelle und sofort steigen in der Nähe die Bohrthürme wie die Pilze aus der Erde, die Oelstadt ist fix und fertig. Nicht die reichen Leute beschäftigen sich mit dem Oelgraben, sondern solche, die es werden wollen. Einige Freunde, die ein paar Gulden erspart haben, legen 4000 Dollars zusammen und lassen einen Brunnen graben, finden sie Petroleum, so graben sie einen zweiten, dritten Brunnen, bis sie ihr Geld meistens los sind, finden sie kein Oel, so sind die 4000 Dollars ohnedies schnell genug verloren. Das Graben eines Bohrloches dauert 6 bis 8 Wochen. Dann gibt es auch Oelgräber, die das Geschäft als Profession betreiben, ich lernte einen solchen kennen, er gräbt seit 1870 Oelbrunnen, besitzt allein in Mc. Donald 12 Stück und bohrte gerade den 13., den er für 1500 Dollars von einer Gesellschaft übernommen hatte, welche 3000 Dollars verbohrte ohne einen Tropfen Oel zu finden und dann die Lust verlor. Der Mann schien mir bisher noch kein Millionär geworden zu sein.

Zuerst wird mit 6 Zoll Durchmesser circa 330 Meter tief gebohrt, dann kommt Salzwasser. Man kann sich damit begnügen, dasselbe abzudampfen, aber Salz kostet nur 5 fl. pro 100 Kilogramm und kann nicht glücklich machen. Das Bohrloch wird daher verröhrt, um das Wasser abzusperren und mit 4 Zoll weitergebohrt. In der Umgebung von Pittsburg erreicht man gewöhnlich bei circa 700 Meter die Petroleum-Schicht, die hochgespannten Gase treiben dasselbe aus dem Brunnen heraus. Hat man Glück, so springt eine oft 100 Fuss hohe Petroleum-Fontaine hervor und liefert täglich viele tausende Hektoliter Oel. Hat man Pech, so ist der Druck der Gase nicht genügend, um das Oel über den Erdboden zu heben, eine muss Pumpe nachhelfen und die Unternehmer sind zufrieden,

wenn der Brunnen täglich 50 bis 100 bis 300 Hektoliter Oel liefert. Oft entzündet sich das ausströmende Gas und Oel, der Bohrthurm sammt den benachbarten Häusern liegen in Asche und die Eigenthümer haben die grösste Mühe, das Bohrloch zu verschliessen. Zuweilen schiessen sie mit einer Kanone über das Bohrloch hinweg, um des Feuers für einige Momente Herr zu werden und den Brunnen abzusperren. Wie es aber auch immer sei, sobald das Oel erreicht, wird der Brunnen mit einem Ventile abgesperrt und das Gas durch eine Röhre, das Petroleum, das ganz weiss wie Wasser aussieht, in ein Holzreservoir geleitet. Ist es Nacht, so brennen bei sämmtlichen Brunnen grosse Gasflammen und die Bewohner der Oelstädte leiten das Gas in ihre Häuser und zahlen für die Benützung jährlich gegen 20 Gulden.

Nun gibt es aber in Pittsburg eine Menge Gas-Compagnien, die das Gas, wenn es wenigstens vier Atmosphären-Spannung hat, von den Brunnen-Besitzern kaufen, in Röhren in die Stadt leiten und dort verwerthen. Die meisten Eisenwerke, Kesselanlagen, werden mit solchem Gas geheizt, die meisten Strassen und Privatwohnungen damit beleuchtet. Es ist wahr, das Gas ist nicht das reinste, aber billiger als Kohle und elektrisches Licht. Mein gefälliger Führer hat sechs Zimmer und eine Küche, die monatlich 14.000 Kubikfuss Gas benöthigen und dafür zahlt er 5 Gulden.

Die Oelgräber haben ihr Petroleum meistens schon verkauft, bevor sie es haben, was sollten sie auch damit machen, wenn aus ihrem Brunnen plötzlich Tausende von Hektoliter fliessen würden? So hat jeder Brunnen ein geaichtes Reservoir, ist dasselbe angefüllt, so kommt ein Beamter einer Raffinerie, übernimmt das Roh-Petroleum für circa 80 bis 90 kr. pro Hektoliter und lässt es durch Röhren in grosse Reservoirs von 6000 Hektoliter Inhalt laufen, die in grosser Zahl in der Nähe der Oelstädte errichtet sind. Diese stehen wieder mit den 300 Kilometer entfernten grossen Oel-Teichen und Raffinerien in Cleveland und Buffalo am Erie-See in Verbindung. Die grösste dieser Gesellschaften ist die Standard Oil Comp., deren Präsident Rockfeller, ein Deutscher, auf 100 Millionen Dollars geschätzt wird.

Wie lange so ein Brunnen Oel gibt, ist nicht zu bestimmen, manche versiegen schon nach einigen Jahren, andere liefern seit 1873 stets das gleiche Quantum. Jetzt wird auch in dem benachbarten Virginien bei 1200 Meter Tiefe, auch in Colorado bei 900 Meter und in Canada Petroleum gewonnen. In Colorado produciren vier Gesellschaften täglich 3000 Fass.

Gerne hätte ich in Pittsburg noch die grosse Glas- und eine Riesen-Korkstöpselfabrik besucht, aber meine Zeit war beschränkt, und so fuhr ich in der Nacht nach Philadelphia. Dort fand ich alles in grösster Aufregung, am 7. November fanden die Wahlen für den Senat, den Gouverneur und die Richter des Staates Pennsylvanien statt. Wie ich höre, haben die Republikaner in den meisten Staaten mit grosser Majorität gesiegt, wohl kein Glück für die Vereinigten Staaten. Zur Feier des Tages durfte weder Bier noch Wein verkauft werden, ja in unserem Hôtel wollte man mir nicht einmal eine Flasche Apolinaris zum Diner serviren! Philadelphia ist übrigens eine grosse, schöne, amerikanische Stadt mit einer Million Einwohner, voilà tout! So gross die Stadt auch ist, sie bleibt eine Provinzstadt, man braucht nur die Läden in Market oder Chestnut Street mit denen am Broadway in New-York zu vergleichen und der Delaware-Fluss ist nicht für einen Weltverkehr, die Quäker-Bevölkerung auch zu conservativ. Philadelphia sammt Umgebung hat eine grossartige Erzeugung von Locomotiven, von allen Arten Eisenwaaren und aus der Textil-Industrie. Mich interessirten am meisten die grossen Hafenanlagen am Delaware-Flusse. Hier ist der Umschlag der aus dem nordöstlich von Philadelphia befindlichen Kohlenbecken kommenden Anthracits, über 30 Millionen Doppelcentner werden in Philadelphia jährlich verladen. Die Kohlengruben gehören der Philadelphia und Reading Kohlen- und Eisenbahn Comp. Das Kohlen-Vorkommen nimmt nur 23 deutsche Quadratmeilen ein, aber die Kohle ist sehr mächtig und der Anthracit, welcher zur Carbonformation gehört, ist von ganz ausgezeichneter Beschaffenheit mit 94 Procent Kohle und wie Blei glänzend. Anthracit ist auch bedeutend theuerer als die sogenannte weiche Kohle aus dem hundertmal so grossen Appalachian, Kohlenfelde.

Am 8. November fuhr ich, da Miss P. nicht ganz wohl war, mit Mimi allein nach dem eine Stunde entfernten Wilmington, um Mr. B. Smith, dem Freunde der Familie Price, einen Besuch zu machen, und fanden wir in dessen Hause die liebenswürdigste Aufnahme. Mr. Smith führte uns auch in seine grossartige Schiffs- und Maschinen-Bauanstalt von Harlan, Hollingworth und Comp., von Mazie's Grossvater gegründet, und konnte ich die Einrichtungen derselben nicht genug bewundern. In dieser Fabrik arbeiten gewöhnlich 1800, augenblicklich nur 500 Mann, so liegt in Amerika alles darnieder, und weiss man nicht, wohin das führen soll, wenn nicht bald eine Besserung eintritt.

Abends erreichten wir in zwei Stunden auf der Pennsylvanien-Linie, mit ihren vier Geleisen nebeneinander, New-York, den Anfangspunkt unserer grossen Reise. Noch fünf Tage in Amerika und wir segeln zurück in unsere geliebte Heimat zu allen unseren Lieben!

18. Abschied von Amerika.

New-York, den 12. November 1893.

Mein letzter Brief aus der Fremde, in zwei Tagen verlassen wir New-York, in 14 Tagen hoffe ich Euch Lieben wieder umarmen zu können, wie wir uns darauf freuen!

Von New-York erzähle ich Euch mündlich, eine herrliche Stadt, in der man sicher ausgezeichnet leben kann. Mr. Dieterich und Frau haben uns mit einer Liebenswürdigkeit aufgenommen, die wir nicht genug anerkennen können. Vorgestern waren wir mit ihnen im Theater, gestern fand Mr. Dieterich, trotz seiner vielen Geschäfte, Zeit, mir verschiedene, höchst interessante Sachen zu zeigen und dann frühstückten wir im Lawyer Club, der mit einer Pracht und so viel Comfort eingerichtet ist, dass wir in Europa keine Idee davon haben. Der Lawyer Club zahlt 120.000 Dollars Miethe; noch vornehmer ist der Union-Club in der 5. Avenue, den ich ebenfalls mit Mr. Dieterich besuchte. Abends dinirten wir bei Mrs. Dieterich, eine höchst liebenswürdige, schöne Amerikanerin, und lernten dabei ein feines, elegantes amerikanisches Stadthaus kennen. Ich habe Amerika Unrecht gethan, wenn ich einmal erwähnte, man vermisse hier den feinen Geschmack; in New-York ist das nicht der Fall, er ist nur nicht auf den Gassen sichtbar. Man hat hier alles, man bekommt hier alles, was der grösste Luxus mit dem feinsten Geschmacke vereinigt schaffen können, nur ist es theuerer als in Europa, die Amerikaner können es ja zahlen. Heute waren wir zum Sonntage auf dem Lande, 18 Meilen von New-York, in Plainfield, bei einem Mr. Charles Shipper und dessen Schwester, die wir in Chicago kennen lernten. Plainfield ist eine grosse Villenstadt, in der 1500 reiche Kaufleute wohnen, die täglich in ihrem Club-Waggon in die Stadt fahren. Mr. Shipper, der aus Oldenburg stammt, aber schon seit 1858 in Amerika ist, besitzt in Plainfield eine reizende Villa, die mit dem grössten Comfort ausgestattet ist, und verlebten wir unter diesen lieben Menschen einen höchst angenehmen Tag.

Wir haben uns in dem Strassen-Meere nicht immer zurecht gefunden; New-York ist ein langes, nicht sehr breites Rechteck zwischen dem Hudson-Flusse und einem Meeresarm, dem East-River, der New-York und Brooklyn trennt, die aber durch die grösste Hängebrücke der Welt, 2000 Meter lang (die Brücken in Pest haben 300 Meter), verbunden sind. Elf Parallel-Strassen, Avenue Nr. 1, 2, 3 u. s. f., durchschneiden New-York der Länge nach, Nr. 1 liegt dem East-River, Nr. 11 dem Hudson am nächsten. Rechtwinkelig von diesen Avenues gehen Strassen mit laufender Nummer östlich oder westlich, ich glaube von Nr. 1 bis Nr. 165, und diagonal durch das Häusermeer geht der breite Broadway, die Hauptgeschäfts-Strasse der Stadt, in der die elegantesten Läden sind und das grösste Leben herrscht. Das klingt nun recht einfach, aber die unzähligen Block- und Strassen-Nummern machen uns Landmenschen doch zeitweise recht confus. Am Abend vor unserer Abreise wollte ich mit Mimi Mrs. Dieterich, die uns so liebenswürdig empfangen, einen Abschiedsbesuch machen, es regnete tüchtig, wir nahmen einen Wagen; die Familie wohnte nicht weit vom Centralparke, östlich oder westlich 82 oder 92 Street, Hausnummer 42 oder 142, Mimi hatte Mrs. Dieterich's Visitkarte im Hôtel vergessen. Haben wir gesucht! und doch vergeblich, so mussten wir Amerika ohne Abschied von dieser reizenden Familie verlassen!

Wir wohnten Hôtel Windsor fünfte Avenue, die eleganteste Strasse von New-York, in der die reichsten Leute des Landes ihre Palais besitzen. Wir waren kaum einen Tag im Hôtel, so suchte uns dort Mimi's frühere Kammerjungfer Marie auf, die unsere Ankunft durch die Zeitung erfahren hatte, sie ist jetzt Köchin mit einem Riesenlohne. Noch eine alte Bekanntschaft wurde erneuert, wenn auch mit einem kleinen Opfer; Herr v. N., früher Lieutenant in einem Husaren-Regimente, schickte uns seine Karte, wir luden ihn zum Diner ein, es ging ihm nicht am besten, eine kleine Hilfe in der schlechten Zeit war willkommen. Im Begriff, die Anker der „Lahn" zu lichten, kam Mr. N. mit einem grossen Blumenstrausse für Mimi aufs Deck, und kaum hatten wir Abschied genommen, stürzte ein gut gekleideter Arbeiter aufs Schiff, stellte sich als Landsmann vor und bat mich, ihm einen Wiener Versatzschein abzukaufen. „Es geht jetzt gar so schlecht in Amerika," fügte er entschuldigend hinzu, „mit dem Grafen, der Sie eben verliess, habe ich lange gearbeitet, ihm geht es auch nicht am besten." Es ist nicht alles Gold, was glänzt! In Amerika sieht es augenblicklich recht böse aus.

In New-York muss man Wochen bleiben, um nur das wichtigste zu sehen, wir mussten uns mit einer oberflächlichen Orientirung begnügen. Wie gerne hätte ich die Verladung von lebendem Vieh und Fleisch nach England oder die grossartigen Einrichtungen für Einwanderer kennen gelernt, unmöglich, die „Lahn" wartete nicht, die Sehnsucht nach Euch Lieben wurde immer grösser, wir mussten reisen. Wir haben uns auf der ganzen Reise immer vorzüglich befunden, aber dieser Chaos von Pferdebahnen, Equipagen, Hochbahnen, Reitern, Lastwagen, Omnibus, schwarzen und weissen Menschen, elendem Pflaster und genügendem Schmutze in New-York wirkten auf unsere Nerven, wir sehnten uns nach den Wellen des Oceans. In den doch etwas ruhigen Avenues verkehren keine Cable-Cars, nur Omnibus ohne Conducteur, jeder Fahrgast steckt 5 Cents in eine Büchse, und das erinnert mich an die Ehrlichkeit unserer lieben Amerikaner. Am Fusse des Felsengebirges in Denver, Bromn's prachtvollem Hôtel, fanden wir ein grosses Geschäft mit den schönsten Mineralien und geschliffenen Edelsteinen aus den Rocky-Mountains, Arizona und New-Mexico. Das war eine famose Gelegenheit, den Lieben in der Heimat ein kleines Andenken aus der Ferne mitzubringen. Geld hatte ich in Denver frisch erhoben, war wieder flott, Herr v. Ottlik und Herr v. Goger halfen bei der Auswahl, meine Taschen waren bald mit Edelsteinen gefüllt und wir fühlten uns glücklich in der Aussicht, mit denselben Ueberraschungen bereiten zu können. In New-York ist der grösste und erste Juwelier der Welt, Tiffani und Co.; eine so reiche und geschmackvolle Auswahl von Juwelen, Diamanten und Schmucksachen habe ich weder in Paris, noch in London oder Wien gesehen. Tiffani hatte auch in Chicago ausgestellt und nirgends war der Zusammenlauf der Besucher grösser als bei diesen Schätzen. Wir gingen also zu Tiffani und ersuchten ihn, einige unserer Edelsteine amerikanisch fassen zu wollen. Der Chef des Hauses nahm die Steine, einen nach dem anderen, drehte sie nach rechts und links, rief noch einen, dann einen zweiten Geschäftsführer zur Prüfung: „Bedaure," sagte er endlich, „Sie haben nur Glas gekauft." Wir waren einfach geprellt, amerikanischer Humbug! Wüthend packten wir sofort unsere Glasscherben sorgfältig ein und sandten sie mit einem artigen Schreiben an Bromn's Hôtel Denver. Im Januar bekomme ich in Kapuvár einen Brief des betreffenden Mineralien-Geschäftes aus Denver voll Entschuldigung über den durch einen unwissenden Commis entstandenen Irrthum und zugleich ein Kästchen mit — hoffentlich echten Steinen. Wahrhaftig,

wir freuten uns mehr über die amerikanische Ehrlichkeit als über unsere Edelsteine, die, unter uns gesagt, auch keinen grossen Werth zu besitzen scheinen, und seither schwören wir auf erstere! Interessant war auch der Besuch einer grossen Pelzhandlung; eine so grosse Auswahl der seltensten Pelze gibt es nur noch in London und wir konnten uns von dem grossartigen Geschäfte nicht trennen, ohne einen Theil unserer Reise-Ersparnisse dort gelassen zu haben.

In New-York gibt es jährlich eine grosse Ausstellung von Pferden und Equipagen, die Horse Show, welche in einem Riesen-Circus stattfindet. Hier ist das Rendez-vous der ganzen eleganten Welt, aller Sportsmänner und berühmten Pferdezüchter des Ostens. Es traf sich so glücklich, dass wir diese Horse Show besuchen und die amerikanischen Pferde und Wagen, am meisten aber den schönen Kranz lieblichster Amerikanerinnen zum letztenmale bewundern konnten.

Alle wetteiferten, uns die kurze Zeit in New-York angenehm zu machen. Mr. Dieterich bedauerte nur, uns nicht seinen Landsitz am Hudson, der mit einer grossen Landwirthschaft verbunden ist, zeigen zu können, auch ich hätte auf diese Weise gerne eine gute Oekonomie im Osten kennen gelernt. Uns ist von allen Amerikanern, die wir auf der langen Reise kennen lernten, nur Freundlichkeit und Aufmerksamkeit entgegengebracht worden. Amerika und die Amerikaner werden uns unvergesslich bleiben. Wenn ich eines bedauere, so ist es, schon zu alt zu sein, um nochmals in dieses Wunderland zurückkehren zu können, und wünsche ich nur, dass wenigstens Max die erste Gelegenheit benützen möchte, unserer lieben Marie ihr altes Vaterland zu zeigen.

So beendeten wir unsere Reise durch Amerika, an die wir nur mit der grössten Befriedigung zurückdenken können, wir haben so viel Interessantes und Lehrreiches gesehen, die Erinnerung an dasselbe wird uns ein hoher Genuss fürs ganze Leben bleiben. Ich glaube, kein Europäer, der die Ausstellung und Amerika besuchte, hat so viel gesehen als wir und haben wir unsere Zeit redlich benützt. Das Land ist zu gross, um alles so gründlich kennen lernen zu können, als ich es gewünscht hätte, wir mussten uns damit begnügen, nur einen allgemeinen Ueberblick über die hiesigen Verhältnisse zu gewinnen. Unser Reiseprogramm, welches Mr. Dieterich und Graf Béla Széchenyi geprüft hatten, war tadellos gewesen.

Wir waren vom Wetter ungemein begünstigt, denn in 95 Tagen, welche wir in den Vereinigten Staaten und Canada zugebracht haben, hat es kaum geregnet, nass sind wir nur unter dem Niagara-Wasserfall geworden. Wir haben nie von der Hitze übermässig gelitten und nur einmal in den Zelten am Grand Colorado-Canon etwas gefroren. Unsere Plaids sind bis heute noch unbenützt, auch unsere vielen Ueberzieher waren reiner Luxus. Wir haben in 95 Tagen 11.000 englische Meilen oder 18.000 Kilometer zurückgelegt und 25 Nächte im Schlafwaggon zugebracht. Unsere grosse Apotheke wäre auch, wenn sie nicht elend zugrunde gegangen, unbenützt geblieben, und selbst das Speisepulver kommt unberührt nach Kapuvár zurück. Auf der ganzen Reise hatten wir auch nicht den kleinsten Anstand und unsere vielen Gepäckstücke, die oft die merkwürdigsten Wanderungen machen mussten, sind stets auf die Minute dort eingetroffen, wo wir sie erwartet hatten. Selbst unser Geldpräliminar, das auf Reisen doch niemals klappt, bekam kein Loch, wir benöthigten in Amerika:

Für 3 Rundreisekarten	800	Dollars
Für die Excursionen in den Yellowstone-Park, in das Yosemite-Thal und zum Grand Colorado-Cañon	280	„
Für die Schlafwaggons	200	„
Für Reise-Auslagen	3220	„
	4500	Dollars

oder pro Kopf und Tag circa 15½ Dollars, genau wie ich veranschlagt hatte, wobei noch zu berücksichtigen ist, dass wir von jener Summe auch sehr viel Photographien bezahlten, andere Einkäufe sind aber nicht inbegriffen.

So gross auch die Sehnsucht nach Euch Lieben ist, so packt uns beim Lichten der Anker doch ein kleiner Katzenjammer. Noch ein Blick der Dankbarbeit und des Abschiedes, ein „Farwell", wir verliessen das liebgewonnene Amerika, den schönsten Hafen der Welt, die „Lahn" schaukelte auf den Wellen des Atlantischen Oceans. Unsere grosse Reisegesellschaft bestand aus vielen Amerikanern, welche den Winter in Europa zubringen wollten und aus Deutschen, die von der World's Fair heimkehrten. Die Befriedigung der letzteren von Amerika war sehr verschieden, aber die meisten hatten viel weniger als wir gesehen, ihr Urtheil schien uns daher nicht immer zutreffend zu sein.

Das Wetter war theilweise recht stürmisch, aber wir segelten bei günstigem Winde mehrere Tage in dem Golfstrome, der den Lauf des Schiffes beschleunigte. In acht Tagen, am 22. November,

erreichten wir London und nachdem wir dort unsere kleinen Einkäufe ergänzt, eine Cousine besucht und Mrs. Pattison für kurze Zeit ihren Eltern übergeben hatten, fuhren Mimi und ich in 36 Stunden über Scheveningen nach Wien, da wir in London sehr beunruhigende Nachrichten über das Befinden meiner uns so theueren Nichte Liska erhalten hatten.

Nach mehr als viermonatlicher Abwesenheit kehrten wir am 30. November, Nachmittags 3 Uhr, in die theuere Heimat zurück, am Bahnhofe von den Kindern wie von allen Schichten der Bevölkerung, Klein und Gross, mit offenbarer Freude empfangen, und wie wir die Lieben in der Heimat um uns versammelt sahen und ihnen in die vergnügten und zufriedenen Gesichter schauten, da fühlten wir so recht vom Herzen:

„Schön war es in Amerika, aber am schönsten ist es in der Heimat."

19. Wie denken Sie über Amerika?

Das war die Frage, welche jeder Amerikaner, der mir die Hand drückte, an mich richtete, bis wir wieder an Bord gingen, und dieselbe Frage war die erste, welche mich von allen Seiten in der Heimat empfing. Leicht gefragt, schwer beantwortet! Ob man mich wohl nach Beendigung einer flüchtigen Reise über Moskau, Petersburg, Berlin, Paris, London, Madrid, Rom, Constantinopel und Budapest fragen würde: „Wie denken Sie über Europa?" Wie unendlich wenig von dem unermesslichen Reiche haben wir auf unserer Reise gesehen, nur sehr oberflächlich lernten wir dasselbe kennen, so ist es ein gewagtes Unternehmen, fast unbescheiden mit so wenig Erfahrungen ein Urtheil über Land und Leute fällen zu wollen. Allein, jeder denkende Mensch soll sich nach einer längeren Reise doch Rechenschaft geben, was er gesehen und gelernt hat, nur in diesem Sinne bitte ich es mit Nachsicht zu beurtheilen, wenn ich die Frage: „Was denken Sie über Amerika," nicht überhaupt unbeantwortet lasse, aber nur als einfacher ungarischer Farmer beantworte, der den grössten Theil seiner Aufmerksamkeit der amerikanischen Landwirthschaft und einer Vergleichung derselben mit den heimatlichen Verhältnissen zuwendete.

Geboren und auferzogen in einem kleinen Städtchen, in einem der kleinsten deutschen Staaten, in verschiedenen Theilen der

alten Welt gelebt, gewöhnt an alle Hindernisse, Beschwerden, strenge Ueberwachung, an den sorgfältigen Schutz, die vielen Zollhäuser, Schlagbäume und Wegweiser unserer Kleinstaaterei, in denen zahllose Gesetze, verschiedene Sprachen und Sitten, anderes Geld, Maass und Gewicht, dem Staatsbürger das Leben schwer, oft unbehaglich zu machen suchen, erweckte in mir das grosse mächtige einheitliche Amerika, wo nur ein Gesetz, eine Sprache, vor allem Gleichheit und Freiheit in weitestem Sinne herrschen, ein ähnliches Gefühl, wie der Studiosus empfindet, der nach langen Plagen auf der Schulbank die Maturitäts-Prüfung glücklich bestanden, die Schule verlässt und die Universität bezieht. Er sieht überall Licht, Wärme, Freiheit und Leben, ohne ihre dunklen Schatten wahrzunehmen.

Je weiter wir von Osten nach Westen, von Norden nach Süden die neue Welt durchstreiften, desto mehr erfüllte Bewunderung für die Amerikaner meine Seele. Wie jung ist noch ihr Reich, wie klein ihre Zahl und was haben sie alles geschaffen! Alle ihre Werke tragen den Stempel der Grossartigkeit, des Scharfsinnes, der rücksichtslosen Energie, des Fleisses und der Ausdauer. Durch die kühnsten Eisenconstructionen überbrückten sie mit spielender Leichtigkeit ihre zahlreichen gewaltigen Ströme, selbst die Wogen des Meeres zwischen New-York und Brooklyn waren für sie kein Hinderniss. Kein Land der Welt hat solche Wasserstrassen wie Amerika, aber nicht als alleiniges Geschenk der gütigen Natur, erst durch Ueberwindung unbezwingbar scheinender Hindernisse wurde das Tausende von Meilen lange Canalnetz in Canada und Amerika geschaffen. Fünfmal durchquerten die Amerikaner ihr Riesenreich von Ocean zu Ocean, reissende Ströme, undurchdringliche Urwälder, von den wilden Indianern beherrschte endlosen Prairien, die himmelstürmenden Rocky-Mountains, die Sierra-Nevada mit ihren unzugänglichen Cañons, nichts hemmte den schnellen Lauf ihres Dampfrosses, welches in wenig Jahren mehr als 20.000 Meilen auf diesen beschwerlichen Wegen zurücklegte. Wenige Wochen trennen uns von der Inbetriebsetzung jenes grossartigen Werkes, welches selbst den Niagara-Fall der Industrie dienstbar macht, eine Riesenkraft an einem Punkte vereinigt und wieder auf weite Entfernung zu vertheilen vermag. Und wie jene Werke, so legt auch die World's Fair Zeugniss von der Kraft und dem Willen der Amerikaner, von der Grossartigkeit ihrer Industrie ab. Die Franzosen liessen den Panama-Canal unvollendet, die Amerikaner werden,

ich zweifle nicht daran, den Seeweg durch oder über den Isthmus vollenden. Ist der Panama- oder der Nicaragua-Canal nicht ausführbar, so werden sie ihre Oceanfahrer auf einer Eisenbahn über die Landenge von Theuantepec befördern. Auch wir in der alten Welt besitzen die Möglichkeit, das Meer zwischen unseren zwei mächtigsten Staaten: Frankreich und England zu überbrücken oder zu unterfahren, aber welch kleinlicher Egoismus hindert die Ausführung dieses für Europa so nützlichen Werkes! In Amerika wäre das einfach unmöglich! Nicht nennenswerth sind die Schwierigkeiten einer Verbindung unserer schönen Donau mit der Elbe und der Oder, um eine belebende Wasserstrasse durch das ganze mächtige Oesterreich und Ungarn zu schaffen, Einheitslosigkeit, Unfriede unter den Nationalitäten, kleinlicher Neid und Energie-Losigkeit verschieben bei uns die Ausführung solcher Werke bis ins Unendliche. Die Worte: „Schwierigkeiten, Hindernisse, Unmöglichkeiten", welche wir in Europa mit allen Kräften künstlich herbeizuschaffen suchen, fehlen in dem Wörterbuch der Amerikaner, das ist ihr Vorzug, ihre Ueberlegenheit uns gegenüber. Die Canadier wissen diese Vorzüge ihrer Nachbarn zu schätzen und sie erregen in ihnen den Wunsch, ihr Land mit den Vereinigten Staaten zu verbinden. Und dieser thatkräftigen Nation senden wir noch jährlich Hunderttausende unserer ausgebildeten, kräftigen, jungen Männer, die, von allen Einschränkungen in der Heimat befreit, sehr schnell Amerikaner werden, dort besser leben, aber auch mehr leisten. Dürfen wir uns wundern, wenn die neue Welt die alte überflügelt? Dass die Amerikaner auch ihre Fehler haben, dass vielleicht die Suche nach dem Dollar oft alle Ideale der Menschheit verdrängt, dass der Erfolg sie oft kurzsichtig, auch übermüthig und eingebildet macht, ich will es nicht bestreiten, in meinen Augen vermögen diese Fehler ihre grossen Vorzüge nicht zu verdunkeln und wünschte ich, wir wären in unserem gesegneten Vaterlande etwas mehr Amerikaner.

Ich weiss nicht, ob es meinen Lesern ebenso wie mir ergangen, vor meiner Reise lebte ich in der Einbildung, Amerika sei eine unabsehbare, höchst fruchtbare, nur von zwei grösseren Gebirgszügen unterbrochene endlose Ebene, welche allein den Pflug und genügend Menschenkräfte bedürfe, um den Farmern unserer alten Welt die Existenz unmöglich zu machen. Diese Furcht ist nach meiner Reise doch etwas abgeschwächt, auch die amerikanischen Farmer haben Schwierigkeiten in Hülle und Fülle zu bekämpfen. In erster Linie das Klima, das in dem grössten Theile Nord-Amerikas viel wechselnder und ungünstiger als in unserem geseg-

neten Vaterlande ist. Alle meteorologischen Erscheinungen treten dort viel heftiger als bei uns auf und sind daher auch viel gefährlicher für den Landmann. Budapest liegt 7 Grad nördlicher als New-York und doch haben beide die gleiche mittlere Temperatur von 11 Grad Celsius; Neapel liegt nicht südlicher als New-York, aber dessen mittlere Temperatur ist um 5 Grad Celsius höher und New-York im Januar um 9 Grad kälter. Chicago ist 12 Grad kälter als Rom, Winnipeg 19 Grad kälter als Frankfurt, mit denen sie einen gleichen Breitegrad haben. Arizona, Utah und Newada besitzen Sommer-Temperaturen wie Arabien und Persien; im Juli 30 bis 36 Grad Celsius. Ueberhaupt sind die Sommertemperaturen bis hinauf zur Ostküste von Labrador weit höher als die europäischen unter gleicher Breite. Die höchsten Hitzegrade und eine phänomenale Kälte, Temperaturen von 35 bis 56 Grad Wärme, sowie von 30 bis 50 Grad Kälte, auch Wetterstürze von 20 bis 25 Grad sind in Amerika gar nicht ungewöhnlich und machen dem Farmer das Leben schwer. Wir haben in Europa eine mittlere Regenmenge von 615 Millimeter, Amerika hat 730 Millimeter, allein die Vertheilung, die rasche Wiederverdunstung sind dort sehr ungünstig. Für das appalachische Nord-Amerika ist der Golf von Mexico die Haupt-Regenquelle, der Atlantische Ocean hat in Folge seiner Winde weniger Einfluss auf die Niederschläge, welche in der Golfgegend und im Osten des Landes bis zum unteren Mississippi 1200 bis 2000 Millimeter betragen, dem Landwirthe keineswegs immer erwünscht oft von grossen Verheerungen gefolgt sind. Im Norden des Mississippi, der Canadischen Seen und in Winipeg vermindern sich diese grossen Niederschläge auf 500 bis 1000 Millimeter und je weiter gegen Westen, desto trockener, so dass es in Arizona Orte gibt, wo jährlich nur 70 Millimeter Regen fallen. Auch die Beharrlichkeit der amerikanischen Witterung wird zum Uebel, in 1881 und 1886 gab es in dem Haupt-Weizendistricte $4^1/_2$ Monate keinen Tropfen Regen, dagegen sind in den Golfgegenden 1200 Millimeter Regen in einem Monat nicht aussergewöhnlich. 100 Millimeter Regen an einem Tage gibt es überall. Der amerikanische Farmer hat mit dem Klima weit härtere Kämpfe als wir zu bestehen, ich ziehe die ungarische Sonne der amerikanischen vor.

Es ist wahr, Amerika besitzt in seinem grossen Mississippi-Thale von Dakota bis hinab zur Mündung, im Westen des St. Lorence-Bassins in Ohio, Indiana, Minnesota, Wisconsin, ferner im Red-River-Bassin mit den Riesenfarmen von Dakota, sowie an der Pacific-Küste in den Sacramento und San Joaquin-Thale grosse, höchst

fruchtbare, bisher scheinbar unerschöpfliche Ackerfelder, allein es gibt in Amerika auch die grossen Sümpfe von Florida; die steinigen Abhänge des Alleghany-Gebirges, die unendlichen, ohne Bewässerung nur als Weideland verwendbaren Prairien, das ausgedehnte Felsengebirge, die Sierra-Nevada und das Cascaden-Gebirge, zusammen viel grösser als die Hälfte des grossen Reiches, sie beschränken den Körnerbau weit mehr, als ich vor meiner Reise jemals geglaubt hätte. — Wie gross aber auch die Flächen der ackerbaufähigen Gründe sein mögen, das ist wohl zweifellos, dass sie bereits zum allergrössten Theile in die Hand des Farmers übergegangen und bereits bebaut wurden, eine bedeutende Vermehrung der Ackerflächen in den Vereinigten Staaten ist nicht mehr zu befürchten. Ein grosser Theil dieser culturfähigen Gründe, namentlich in den Süd-Staaten und in Californien, wird ausserdem von Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, auch von der Zuckerrübe, von Wein und Obst in Anspruch genommen und die stets fortschreitende Vermehrung jener Culturen vermindern nach und nach den von uns befürchteten Weizen- und Mais-Bau. — Gegenwärtig werden 150 Millionen Acres oder 64 Millionen Hektare, oder 11.000 deutsche Quadratmeilen mit Körnern bebaut, auf denen 1000 Millionen Hektoliter Früchte wachsen (Oesterreich und Ungarn erzeugen auf 15 Millionen Hektaren 90 Millionen Hektoliter und Russland auf 64 Millionen Hektaren 600 Millionen Hektoliter Körnerfrüchte).

Unter jener Production sind die Gersten- und Hafer-Ernten mit 267 Millionen Hektoliter für uns ohne grosse Bedeutung; der Hafer wird im Lande selbst consumirt, Gerste muss sogar von Canada eingeführt werden. Gerste wird überhaupt nur in wenig Staaten gebaut. Californien, Minnesota, Dakota, Nebraska, Iowa, Wisconsin und New-York erzeugen allein mehr als die Hälfte der 22 Millionen Hektoliter betragenden Ernte; gegen 4 Millionen Hektoliter müssen eingeführt werden (Oesterreich und Ungarn produciren circa 30 Millionen Hektoliter Gerste und exportiren 5 Millionen Hektoliter). Da der Bierconsum und die Bevölkerung in Amerika fortwährend in der Zunahme begriffen sind, so werden die Farmer vermuthlich sehr bald den einträglicheren Gerstenbau auf Kosten der kaum noch gewinnbringenden Weizen-Production vermehren, obgleich das Klima und die Bodenverhältnisse die Erzeugung qualitätsreicher Gerste nicht zu begünstigen scheinen. In Montana bei Manhattan gibt es allerdings sogar eine Riesen-Gerstenfarm von 5000 Hektaren, welche durch

Bewässerung möglich gemacht, aber keine besondere Ernte erzielt. 16 Millionen Hektare, 2700 deutsche Quadratmeilen, beinahe die Hälfte unseres Landes, werden mit Weizen, die doppelte Fläche mit Mais bebaut. In den Fünfziger-Jahren waren noch Pennsylvanien, Ohio, New-York und Virginien die Haupt-Weizen-Staaten, heute ist der Anbau mehr gegen Westen verlegt und erzeugen Minnesota, Dakota, Indiana, Kansas, Illinois, Iowa und Missouri, sowie Californien durch ihren Raubbau den grössten Theil des Weizens. Der Maisbau dagegen findet hauptsächlich in Iowa, Illinois, Missouri, Kansas, Nebraska, Indiana und Ohio statt, welche Staaten 60 Procent der Maisernte produciren. Die Weizenernte liefert 450 bis 600 Millionen bushels oder 140 bis 180 Millionen Doppelcentner, von Mais werden 1600 bis 2000 Millionen bushels oder 480 bis 600 Millionen Metercentner producirt. Der Consum im Lande beträgt aber 180 Kilogramm Weizen und 900 Kilogramm Mais pro Kopf, im Ganzen 110 Millionen Doppelcentner Weizen und 550 Millionen Doppelcentner Mais, für den Export bleiben daher nach Abzug des Anbau-Samens nur 20 bis 60 Millionen Doppelcentner Weizen und höchstens 45 Millionen Doppelcentner Mais. In den letzten 20 Jahren hat die Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 20 Millionen Einwohner zugenommen, ich bezweifle zwar, ob dies auch in den nächsten 20 Jahren in dem gleichen Maasse der Fall sein wird, immerhin ist es aber wahrscheinlich, dass Amerika in nicht zu ferner Zeit den allergrössten Theil seiner Körner-Production selbst consumiren wird und auf den europäischen Getreide- und Mehl-Märkten Russland, Argentinien, auch Indien das Feld räumen muss. Wohl ist in den letzten zehn Jahren durch Eröffnung der Canada-Pacific-Bahn in Manitoba ein neues Weizenland von kolossalen Dimensionen den Farmern eröffnet worden, aber die dortigen klimatischen Verhältnisse, der sechsmonatliche Winter, die Unmöglichkeit, Winterfrüchte und Mais, wie dies auch in Dakota und Minnesota der Fall ist, zu bauen, wird die Besiedelung dieser Strecken jedenfalls sehr zurückhalten und, wie ich hoffe, keine plötzliche wesentliche Störung im Welthandel hervorrufen.

Wie ich in meinen Briefen öfters erwähnte, ist besonders im Westen der Vereinigten Staaten für Weizen und Mais der Raubbau ohne jede Düngung in Blüthe. Das muss über kurz oder lang, wie wir es ja auch in Ungarn noch gegenwärtig erleben, aufhören. Die für Weizen und Mais bisher verwendeten Flächen werden sich in Folge des Fruchtwechsels nach und nach vermindern

müssen oder geringere Erträge liefern. Allein die durch rationellen Betrieb mehr gesicherte Ernte wird kaum geringere Resultate als der bisherige Raubbau liefern, und dürfen wir die bevorstehende Aenderung der Wirthschafts-Methode nicht als künftigen Bundesgenossen ansehen.

Durch das ausgedehnte amerikanische Eisenbahnnetz, durch seine noch in der Verbesserung begriffenen Wasserstrassen, welche bis ins Herz des Landes führen, durch die Riesenmühlen in den Weizen-Staaten, eine vorzügliche Organisation des Handels und durch ungemein niedrige Fracht-Tarife können unsere amerikanischen Collegen auf dem Weltmarkte für landwirthschaftliche Producte, d. i. in England gerade so billig als wir erscheinen. Chicago und St. Louis, die Haupt-Sammelpunkte der amerikanischen Weizen-Ernte, können mit 1 fl. 50 kr. bis 2 fl. den Metercentner nach Liverpool senden. Wir zahlen von unserem Haupt-Stapelplatze Budapest bis Fiume für Mehl und Getreide 69 kr. pro Metercentner, von Fiume bis London oder Liverpool 14 Shillings pro Tonne, mithin zusammen 1 fl. 56 kr. pro 100 Kilogramm. Wenn unser ungarisches Mehl nicht durch seine Qualität bisher unübertroffen wäre, so würde uns heute der englische Markt durch die amerikanische Concurrenz total verschlossen sein. Unsere landwirthschaftlichen Producte in den besten Qualitäten zu erzeugen und sehr billige Transportmittel sind die einzigsten und wirksamsten Mittel, um der amerikanischen Concurrenz die Stirn bieten zu können.

So lange der amerikanische Farmer eine Homestead um einen Spottpreis erwerben, seine Instruction an Gebäuden, Vieh und Geräthen eine minimale war und er ohne fremde Hilfe fortwährend Weizen auf Weizen, Mais auf Mais bauen konnte, war es ihm möglich, selbst bei den niedrigsten Weizen-Preisen noch zu verdienen. Dieses günstige Verhältniss ist heute bereits gestört. Der Besitz hat schon häufig gewechselt und ist bei jedem Wechsel theuerer geworden, der Werth der guten Gründe ist nicht billiger als in grossen Theilen unseres Landes, viele Farmen sind mit einer Schuld der Farm-Loan und Trust-Gesellschaften belastet, welche hohe Zinsen fordern. Die abnehmenden Ernten zwingen zu Veränderung der Wirthschaft, zu neuen Anschaffungen und grösseren Arbeits-Spesen. Alle diese Umstände, welche sich in dem Osten bereits bemerkbar und viele Farmen unrentabel machen, in dem Westen unvermeidlich bald kommen müssen, werden die Selbstkosten der landwirthschaftlichen Producte in Amerika in kurzer

Zeit wesentlich erhöhen. Entweder müssen die Weizen- und Mais-Preise in Amerika und dann auch bei uns steigen, oder es wird eine Verminderung des nicht mehr lohnenden Anbaues stattfinden und ebenfalls eine Preiserhöhung zur Folge haben. Amerika kann uns noch einige Jahre mit grossen Ernten zu schaffen machen, aber kaum für lange Zeitperioden.

Weizen und Mais sind nicht unsere grössten Feinde in Amerika, mehr Sorge macht mir das amerikanische Vieh. In Oesterreich-Ungarn kommen auf 1000 Köpfe der Bevölkerung 340 Stück Rindvieh und 200 Stück Schweine, in Nord-Amerika dagegen 840 Stück Rindvieh und 830 Stück Schweine. Seit 1880 hat sich der Stand des Rindviehes von 45 auf 52 Millionen, der der Schweine von 46 auf 51 Millionen Stück gehoben.

Jeder ungarische Landwirth weiss, dass wir, trotz unseres im Verhältniss zu Amerika so geringen Viehstandes, dennoch auf einen Export angewiesen sind, was sollen daher die Amerikaner mit ihren kolossalen Ueberschüssen anders als uns Concurrenz machen? Kein Wunder, dass sie bereits über eine halbe Million Doppelcentner frisches Fleisch und für mehr als 100 Millionen Dollars Vieh und Fleisch nach Europa senden. Ein wahres Glück ist es noch, dass die Amerikaner unverhältnissmässig mehr Fleisch als wir consumiren, sonst möchte ihre Concurrenz noch unerträglicher für uns werden. Je weiter der ferne Westen durch die Eisenbahnen aufgeschlossen und dem Osten näher gerückt wurde, desto zahlreicher wurde der Viehstand in den Prairien, wo früher Millionen von Büffel und Elenthieren reichliche Nahrung gefunden hatten. Hier sucht das Vieh von der Geburt bis zum Stock-Yard selbst sein Futter und wenn die Sterblichkeit noch so gross und die Fleischpreise noch so niedrig sind, dem Cattle-Königen bleibt immer noch ein Riesenprofit. Sollen sich doch die Selbstkosten der Zucht eines vierjährigen Rindes nur auf 5 Dollars stellen! Die Farmer des Mississippi-Thales und im Osten des Landes kaufen jenes Weidevieh auf den grossen Märkten sehr billig, verfüttern mit ihnen ohne Stallung und weitere Pflege ihre Maiskolben-Ernte und machen mit dem Dünger, statt ihn auf das Feld zu führen, noch einige Schweine fett, so können sie diese und die fetten Ochsen wieder ohne Verlust billig an die Schlachthäuser abgeben. Die Frachtsätze auf den Bahnen sind trotz der grossen Längen äusserst niedrig, die Massentödtung in den grossen Schlachthäusern spottbillig, die Zubereitung des „verpackten" (des geschlachteten oder zubereiteten Fleisches) vorzüglich, der Export auf den Refrigatoren,

in denen sich das Fleisch bei 3 Grad Wärme auf 2 Monate prächtig erhält, wunderbar, wie sollten da die Amerikaner mit uns nicht concurriren können?

Im Jahre 1890 betrug die amerikanische Vieh- und Fleischausfuhr:

400.000 Stück lebendes Rindvieh,
68.000 „ Schafe,
90.000 „ lebende Schweine,
180.000 Doppelcentner Rindfleisch und Conserven,
350.000 Doppelcentner Schinken, Speck und Schweinefleisch.

Diesem Handel ist noch keine Grenze gezogen, die Prairien werden ewig grosse Weideflächen bleiben, die Farmer, welche auf einen intensiveren Betrieb überzugehen genöthigt sind, müssen ihren Viehstand noch vermehren und ebenfalls zur Viehzucht übergehen, so wird diese Concurrenz für uns immer drückender und gefährlicher werden, als es heute die der amerikanischen Körnerfrüchte ist.

Und dennoch dürfen wir Farmer Ungarns die Büchse nicht hoffnungslos ins Korn werfen. Das Ackerbauamt in Washington berechnet die Auslagen des amerikanischen Weizen- und Maisbaues auf 11 Dollars 10 Cents pro Acre oder 75 Gulden pro Hektar, worin allerdings 30 Gulden für Pacht und Dünger enthalten sind. Die Durchschnittsernte von 1880 bis 1888 lieferte nur 10·5 Hektoliter Weizen und 20 Hektoliter Mais pro Hektar; es ergibt sich daher für viele Farmer bei den jetzigen Preisen sogar ein Verlust. Nach Dr. v. Juraschek können die Amerikaner unter 6 bis 7 Cents das Pfund oder 32 bis 38 Gulden den Metercentner Rindfleisch nicht nach London liefern.

Wenn wir uns bemühen, die Thatkraft, die Energie und vor allem den Fleiss der Amerikaner anzunehmen, wenn wir, wo der Einzelne machtlos ist, mit vereinten Kräften dafür kämpfen, uns neue Handelswege zu eröffnen und billige Frachten zu erreichen, und wenn wir dahin trachten, was unser Boden uns gestattet, unsere sämmtlichen Producte, sowie unser Vieh nur in den allerbesten Qualitäten auf die fremden Märkte zu bringen, so müssen wir noch immer Gott danken, in unserem gesegneten Ungarn wirthschaften zu können. Wie ich also über Amerika denke?

„Ich liebe Amerika, ich verehre die Amerikanerinnen und bewundere die Amerikaner, aber ich fürchte sie nicht."

Reise-Route.

Scale of Statute Miles

0 50 100 150 200 250 300

PHOTOLITH. v. DRUCK v. C. ANGERER & GÖSCH, WIEN